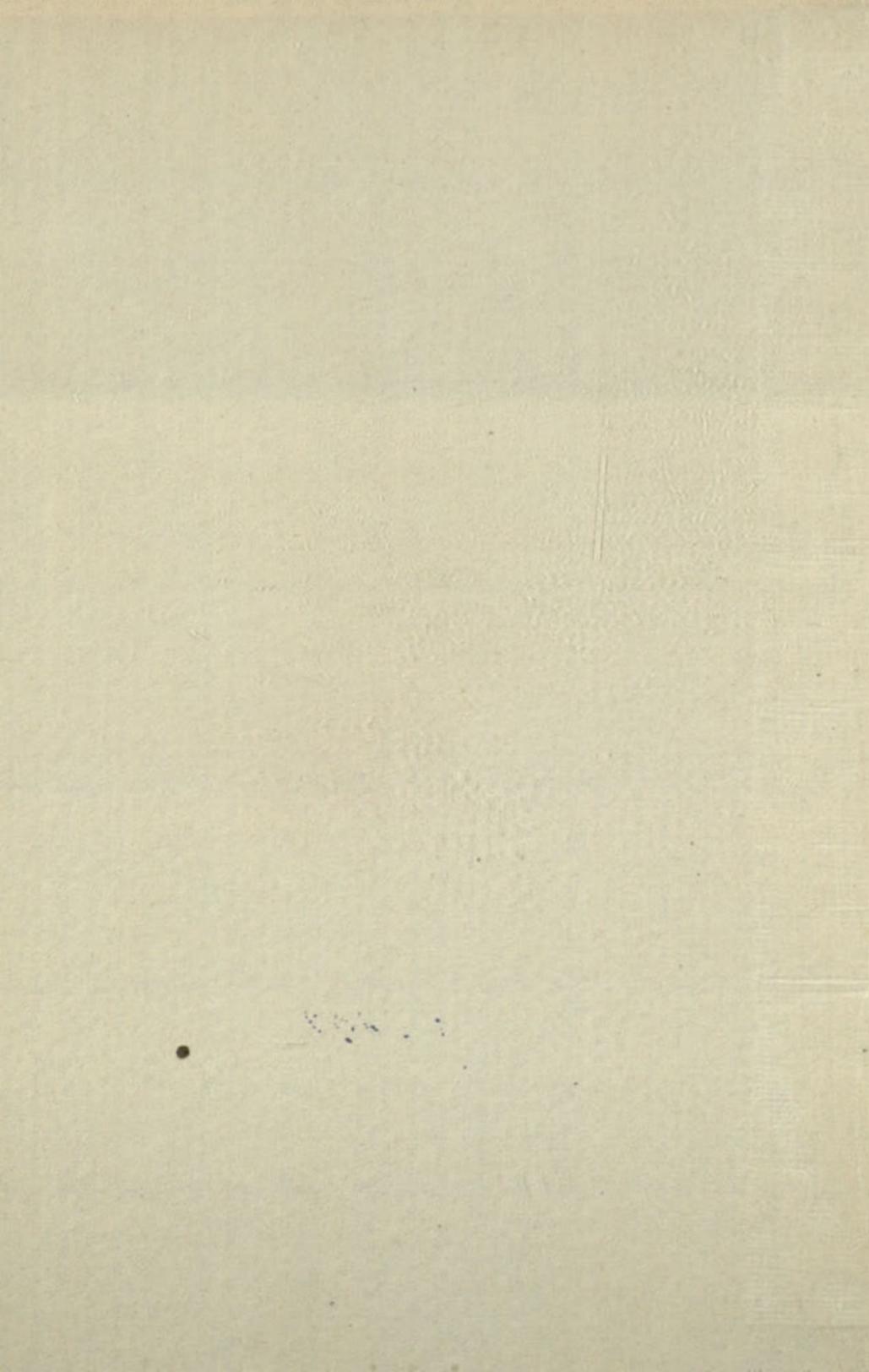


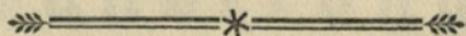
28 149





HANS ROSELIEB

Spanische Wanderungen

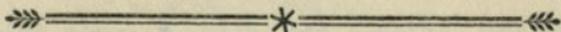


[Handwritten signature]

BIBLIOTEKA
Liceum i Gimnazjum w Tschob
No. g-103

1432

Spanische Wanderungen



EIN REISEBERICHT VON

HANS ROSELIEB

MIT EINER EINFÜHRUNG VON

PROF. DR. HELMOLT

Handwritten signature: J. J. J.

Handwritten signature: Wyłscayé



BIBLIOTEKA
Państwowe Liceum i Gimnazjum w Tucholi
Nr. *8-103*

DEUTSCHE
BUCH-GEMEINSCHAFT G.M.B.H.
BERLIN

*Lat. podiozinné
Hispaniz*

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773

Wa5167856

Wach



28149



Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1926 by Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H.,
Berlin

*2000
Lehrerbibliothek
Lehrerbibliothek*

NH-62273

N-3928280

ANSTATT EINER EINFÜHRUNG

Es gibt einen Spruch von Goethe, überschrieben „Perfektibilität“, das heißt: Vervollkommnungsfähigkeit; er lautet:

Möcht' ich doch wohl besser sein,
als ich bin! Was wär' es?
Soll ich aber besser sein,
als du bist, so lehr' es!

Möcht' ich auch wohl besser sein
als so mancher andre!
„Willst du besser sein als wir,
lieber Freund, so wandre!“

Darin liegt eine abgründtiefe Weisheit. Fortschritt kommt her vom Fortschreiten. Alles geschichtliche Leben auf Erden ist erwandert. Das gilt für den einzelnen genau so wie für ganze Völker.

Gerade dem Deutschen ziemt es, davon Zeugnis abzulegen. Was nichts taugt, das ist ihm „nicht weit her“. Aus der Enge in die Weite! Das ist seine Losung. Dieser Zug in die Ferne, dies Aufsuchen der Fremde ist bei uns verbreiteter als bei andern Völkern, ist uns so eingeboren, daß man eine deutsche Nationaleigenschaft daraus gemacht hat. Von uralten Zeiten her, wohin kaum noch eine sichere Überlieferung reicht, bis in die jüngste Vergangenheit hinab hat die deutsche Auswanderung aus Trieb und aus Not dem Stammvolk ungeheuer viel Saft und

Kraft entzogen, es aber auch ideell außerordentlich bereichert. Kein anderes Volk auf Erden hat so selbstlose Kolonisatoren und so zahlreiche Entdeckungsreisende gezeugt wie das deutsche; keinem andern Volke sind so viele Abenteurer, Landsknechte und Phantasten entsprossen, die rast- und ruhelos in der Welt umherziehen. Die Sehnsucht nach freiem Siedeln auf eigener Scholle war öfter die Ursache förmlicher Völkerwanderungen von Deutschen als bloße Eroberungssucht, wie sie einst die Römer, die Spanier, die Briten hinaustrieb. Das Wandern, Schauen und Lernen ist dem Deutschen Herzenssache. „Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit, und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.“

Haben somit wir Deutschen ein besonderes An- und Vorrecht darauf, vom Wandertriebe, von seinem Segen und seinem Unsegen zu sprechen, so befähigt uns dies in hohem Grade, dem Wanderproblem an sich näherzutreten. Da erkennen wir denn bald von neuem, daß die gesamte Historie, die wir einigermaßen volltönend „Weltgeschichte“ zu nennen pflegen, irgendeiner Bewegung ihren Ursprung verdankt. Dabei haben wir ebenso an die großen Völkerwanderungen zu denken wie an die kleinen und zufälligen, aber darum nicht weniger wirksamen Bewegungen, die die von ihnen erfaßten Räume eigentlich nie völlig zur Ruhe gelangen lassen. Ja, es wäre ein fundamentaler Denkfehler, wollte man meinen, jene gewaltigen Ortsveränderungen ganzer Stämme seien durch längere Pausen absoluten Stillstands voneinander geschieden. Wachstum und Rückgang, Zu- und Abwandern, Entstehen und Vergehen gleichen vielmehr einer ewigen Unruhe, der nur fälschlich angenommene Beharrungszustand mindestens ebenso

fremd ist wie dem ununterbrochen sich verändernden Boden, auf dem sie sich vollziehen. Beiden Erscheinungen gegenüber tut man gut, von der früher über Gebühr verwandten Katastrophentheorie möglichst wenig Gebrauch zu machen. Das Häufigere (wenn auch schwerer Greifbare) ist das unaufhörliche Fließen, das zwar gelegentlich sehr langsam und träge sein kann, aber nur dann wirklich stockt, wenn wir den geschichtlichen Tod eines Teils der Menschheit feststellen müssen. Und der gehört, Gott sei Dank, zu den Seltenheiten.

Wenn wir uns nun die Schicksalsfrage nach der Herkunft eines Volkes vorlegen, so haben wir bei zwei Wissenschaften anzuklopfen: bei der Geschichte und bei der Geographie. Solch eine Völkerbewegung ist ein ziemlich komplizierter Mechanismus. Von der Erkenntnis des Wie? der Wanderung hängt nicht nur die Einsicht in das Woher? und Wohin? ab, sondern auch der Einblick in das Seit wann? und Wie lange? Von einem Teile der Erde geht ein Volk aus, nach einem andern zieht es hin, und zwischen beiden liegt ein meßbarer Weg, der beileibe keine Linie ist, sondern ein mehr oder weniger breites Bindeglied, das an und für sich ein beträchtliches Stück Erde umschließen kann. Aber eben weil solch eine Verschiebung von Menschen weder durch leere Räume noch mit blitzartiger Schnelligkeit vor sich geht, müssen wir uns gewöhnen, mit verhältnismäßig langen Zeitläuften zu rechnen. Zwischen dem Ursprungsland und dem Wohngebiete liegen oft genug Riesenwanderwege, deren allmähliche Überwindung eine Reihe von Jahrhunderten und Jahrtausenden gekostet hat. Selbst in historischen Altern hat sich dabei gar nicht so selten das durchwanderte

Gebiet ohne erkennbare Katastrophe grundstürzend geändert. Man stelle sich bloß Iran, Mesopotamien, Vorderasien, Ägypten und Sizilien während der Ären der Babylonier und Assyrer, der Pyramidenbauer, der Amenhotep und Ramses, der Hethiter, der Seleukiden und der Römer bildhaft vor! Und was für Abwandlungen an Strömen und Straßen sowie an denen, die sie benutzten oder überwandten, mögen in jenen grauen Zeiten maßgebend gewesen sein, da die indogermanische Völkerfamilie noch als postulierte Einheit irgendwo hauste, da den Mongolen selbst Asien zu klein war und Amerika als Ventil erschien! Nicht immer ist es der berühmte „geringste Widerstand“ gewesen, der die Richtung gewiesen hat. Was den einen abschreckte, zog den andern gerade an und lockte ihn, zu siegen oder zu sterben.

Stellt man einmal derartige Überlegungen an, dann gibt es logischerweise keinen Riegel, der unserm bohrenden Verstande zuriefe: Bis hierher und nicht weiter! Mit Naturnotwendigkeit geraten wir dann in weltweite Fernen, die kosmischen Charakter haben. Das bewundere ich an dem Verfasser der „Spanischen Wanderungen“ (übrigens ein Titel, der volkhaft und persönlich genommen werden will), daß er diese Konsequenz in vollstem Umfange gezogen hat. Mit dichterischer Einbildungskraft vergegenwärtigt er sich — ohne sich auf die Jahrhundertmillionen Darwins, Geikies, de Lapparents, Lyells oder auf die Spekulationen Edgar Dacqués einzulassen — den Kampf der Elemente der in den einander abwechselnden erdgeschichtlichen Zeitaltern vom Silur bis zum Diluvium mit seinem Homo Heidelbergensis und Neanderthalensis die Iberische Halbinsel zwischen den Pyrenäen und dem Atlas

schließlich so „statuiert“ hat, daß nun der historische Mensch sie bald von Afrika her, bald von Europa aus besiedeln konnte. Mit diesem merkwürdigen Boden mußte rechnen, wer sich anschickte, „Spanier“ zu werden. Wenn der Historiker François Mignet von Spanien sagt: „Dieses Land hat zu viele Berge im Verhältnisse zu seinen wenigen Ebenen und nicht genug Ströme für seine große Ausdehnung“, so bestimmt der Geograph dies Verhältnis genauer, indem er die mittlere Höhe der Pyrenäenhalbinsel angibt, die sich mit 660 m — dem Dreifachen der mittleren Höhe Deutschlands! — unter allen großen Naturgebieten Europas afrikanischen Verhältnissen am meisten nähert.

Diese Urverwandtschaft Spaniens mit Afrika ist es vor allem, die Hans Roselieb in den Mittelpunkt seiner tiefeschürfenden Erwägungen stellt. Hier erlangt der „Zug nach dem Süden“ die Eigenschaft eines immanenten Gebots, das der Iberer nicht ungestraft verletzen darf; jede nordwärts gerichtete Expansion rächt sich prompt. So gesehen, gewinnt die spanische Geschichte erheblich an Sinn und Gehalt. Die Notwendigkeit der Besiedlung, die Bodenständigkeit der Architektur, die Vorzüge wie die Nachteile des spanischen Nationalcharakters werden einem ohne weiteres klar und vertraut. Friedrich Ratzel würde seine herzliche Freude daran gehabt haben; die echt geistvolle Art seiner Betrachtungsweise feiert hier eine fröhliche Auferstehung. Das gilt sowohl für die Gesamtauffassung wie für die Schönheit und Überzeugungskraft vieler Einzelabschnitte, so der Ausführungen über das frühe Bekennerchristentum, die Bedeutung des Islams und der arabischen Kultur für Spanien, die aus der all-

mählichen Verarmung hervorgegangene Anbetung des Scheins, über den tiefern Sinn der Ritterorden, der Gesellschaft Jesu oder der Dichtkunst eines Cervantes. Auch da folgen wir dem Verfasser mit Vertrauen, wo unser Gemüt gern andere Feststellungen gewünscht hätte, so bei dem Nachweise, daß die Germanen in Spanien verhältnismäßig geringe Spuren hinterlassen haben; denn selbst wenn wir das herrliche Westgotenkapitel in Albrecht Haupts „Ältester Kunst der Germanen“ kräftig auf uns wirken lassen, so sehen wir mit Bedauern, daß sich tatsächlich nicht viel Greifbares aus jenen Tagen bis in unsere Zeiten herübergerettet hat. Und wir müssen uns dabei mit Ernst Moritz Arndt trösten, der in seinem völkergeschichtlichen Überblicke „Pro populo germanico“ Spanien einen ob seines lebhaften Gefühls für Ehre und Ritterlichkeit geradezu jauchzenden Abschnitt widmet. —

Wer ein Land und sein Volk nur als Zeitgenosse betrachtet und beobachtet, hat eine Fläche vor sich, die der Tiefe entbehrt. Wer das gewaltige Überragtwerden der Gegenwart durch eine aus Geschichte, Vorgeschichte und dämmerigem Dunkel nietlos sich zusammensetzende Vergangenheit nicht erkennt oder gelten läßt, urteilt notwendigerweise oberflächlich, also falsch. Denn die jetzige Menschheit ist verschwindend klein im Vergleiche zu der bloß gedachten Menschheit von einst, die mit jeder Minute tiefer wächst, während jene trotz ihrer Leibhaftigkeit immer nur Oberfläche bleibt. Die anderthalb Milliarden lebendiger Menschen, die man sieht und hört, fragen, messen und zergliedern kann, gehen gebückt unter der Last einer uralten Überlieferung; wohin sie auch ihren Fuß setzen mögen — überall treten sie

auf Spuren ihresgleichen. Roseliebs Verdienst ist es, den keineswegs einfachen Begriff der geschichtlichen Tiefe voll erfaßt und auf das spanische Beispiel restlos angewandt zu haben. Daß man dabei mit pedantischer Anatomie nicht auskommen kann, liegt auf der Hand; instinktive Intuition muß helfen, die Schichtung der Geschlechter von den Seienden bis hinab zu den frühesten Gewesenen mit der Seele des Dichters zu schauen und auf völkerpsychologischem Wege zu rekonstruieren. Man könnte demzufolge von einer *Anthropogeologie* sprechen, die das dürftige Knochengerüst, das uns die exakte Wissenschaft beut, mit künstlerischer Anmut zu umkleiden weiß und zu neuem Leben erweckt. Die beliebte Anschauung von der Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Nation erweist sich dabei natürlicherweise als unhaltbar: so viele Schichten, so viele Rassen, Mischungen, Zusätze und Nationalitäten. Aber nur so erfassen wir die Wirklichkeit eines gewordenen Volkes, dem die Rauheit des Asturiers ebenso eigentümlich ist wie die Feinheit des Andalusiers. Blut ist ein ganz besonderer Saft: hier rollt es rasch durch die Adern, dort fließt es träge dahin; dennoch handelt es sich in beiden Fällen um charakteristische Äste eines und desselben Baumes der Menschheit. Der Kampf in und mit einer großen Natur muß, auch wenn wir ihn nicht in allen seinen Phasen gleichmäßig klar erkennen, sondern nur bildhaft wiederherstellen können, eine Schule des Fortschreitens zu höhern Formen des Daseins gewesen sein. Allerdings: manche Völker ermüden dabei und brauchen eine längere Atempause. Das heutige Spanien schläft.

So hat sich aus Drang und Pressung, Verschiebung und Zertrümmerung, Wirbel und Schichtung, Durch-

dringung und Überlagerung die spanische Nation entfaltet. Längst ist der Schauplatz, auf dem sich das alles in Evolution und Revolution, jäh und zäh vollzog, nicht mehr derselbe, den die ersten Berber oder Vandalen oder Araber vorgefunden haben mögen und bebaut haben. Aber gerade dies vieltausendjährige Ringen auf und mit ihm hat den heute auf der Iberischen Halbinsel hausenden Menschen mit dem Lande, das er bewohnt, und das ihn tausendfach beeinflusst, innig verwachsen lassen. Und aus solcher Bodenständigkeit wird er, wie ermattet er auch zurzeit erscheinen mag, gleich dem libyschen Riesen Antaios frische Kräfte schöpfen und gestärkt zu neuen Taten schreiten.

Hans F. Helmolt.

I. DIE WANDERUNGEN DER ERDE



Eines der tiefsten Erlebnisse meines frühen Knabenalters bildete jene gewaltige Stunde, wo ich zum erstenmal einen Menschen auf einem Zweirade, einem hochgeräderten, zerbrechlichen Ungetüme, fahren sah, ohne daß dieser Mensch sein Gleichgewicht verlor oder aufgehalten wurde. Beherrscht oder bewahrt schien er von einer Kraft, die ihn vom Boden über die graue Landstraße führte; es ging sieghaft wie in ein Geheimnis mitten in die Schlitzlinie hinein, die den Horizont bildete, und die die Sonne verschlucken konnte.

Als ich dann später einen Flieger, einen Menschenvogel, sah, war es derselbe Schauer, sich von etwas, das immer so festhält, zu lösen, nämlich von der Erde, von der Arbeit darauf, von den Gesetzen, denen man gehorchen muß, von den Sitten, die befehlen, was man tun und was man nicht tun darf. Der Flieger bestieg ganz einfach eine Maschine. Es raselte, es sauste, und es entwickelte sich eine Bewegung, die eben jene schauerliche Wonne der Befreiung einflößte.

Indessen verfeinerten sich meine Sinne, indem sie sich fast rückwärts wieder zum Empfinden allererster Menschen vereinfachten. Nun sehe ich schon in einem Wesen, das sich von einem Sitz wie aus einer Gefangenschaft erhebt, um fortzugehen, das Wunder einer Loslösung, einer Befreiung, einer Bewegung zu neuen Dingen, vielleicht dem Schicksal zu. Die-

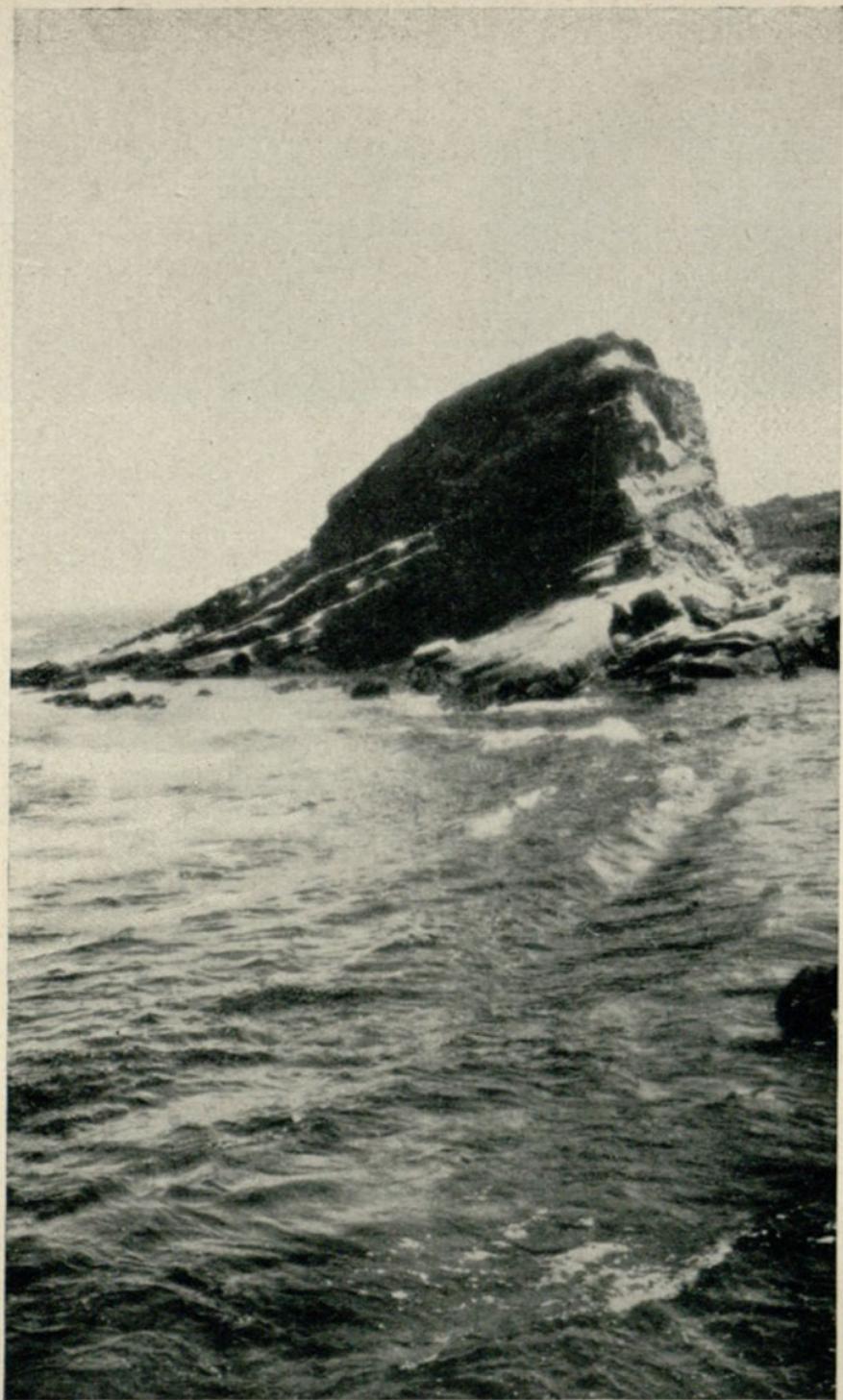
selbe Sensation ergreift mich, wenn ich einen Eisenbahnzug nur fernhin donnernd rollen höre. Eine Unruhe führt mich dann oft dahin, wo solche rätselhafte Bewegung lockt.

Jenes Innere, das so führt, scheint mir das Wesentliche, das Geheimnis; ob es nun in einem Zweiradfahrer, in einem Flieger, in einer Dampfmaschine oder in einem gehenden Menschen „funktioniert“. Diese Funktion bezaubert als solche. Sie erscheint als der Ausfluß einer jenseitigen geistigen Kraft, die in allen Körpern nur fließt und treibt, damit sich ihr Wesen entfalte und sich ihr Geschick durch alle Widernisse gestalte. Im Blumenblatt pulsiert sie und bildet Schönheit. Im Licht und im Feuer in und um die Erdkörper glüht sie, dehnt sie sich, strahlt Kraft aus, schafft Bewegung. Das Weltall selbst mit seiner Sonne und seiner Erde, mit seinen Gebirgen, Meeren und Flüssen; mit seinen Steinen, Pflanzen, Tieren und Menschen; mit seinen Städten und Industrien ist ein einziges gewaltiges Gebilde, bewegt bis ins einzelne des rollenden Steines, des Arbeiters an der Maschine, des Soldaten, der in der Schlacht kämpft oder fällt von jenem unsichtbaren Etwas, das das Werden durch den Tod erzeugt.

Diesen Sensationen der Bewegung, diesen geheimnisvollen Strömen, die sich in Steinen, Pflanzen, Tieren und Menschen, in Berg- und Seebildern, in Hütten und Tempeln, in Werkzeugen, Steinfiguren und Gemälden sozusagen kristallisierten, sei es für Augenblicke, sei es für Jahrhunderte, näherzukommen, sie zu spüren, von ihrem Lebenslauf mit-erfaßt zu werden, bedeutet für mich: reisen. Mich in einen Wagen, eine Eisenbahn setzen, erfüllt mich mit einem geheimen Zittern, als sollte ich dahin



Römische Wasserleitung in Segovia



Felsen bei Santander (Nordküste)

fahren, wo Gott selber sichtbar ist. Eine Reise in ein ganz fremdes Land mit Menschen, deren Sprache, Gebärde, Wuchs, Arbeit, sich ganz und gar von meiner Umgebung unterscheidet, steigert diese Empfindung. Alles Leben sehe ich dann wie rätselhafte Hieroglyphen auf alten Denkmälern, und mir ist, als läse ich in ihnen Schriftzeichen, die Gottes Finger selber zogen, um sich und seinen Willen zu verkünden.

Andächtig erfasse ich mehr mit der Seele als mit dem Verstande. Solch ein Reisen ist deshalb mehr ein Erlebnis als ein Studium. Wenn ich darüber schreibe, so lege ich mehr Zeugnis ab als ein wissenschaftliches Urteil. Selbst alles, was ich über das fremde Land gelesen habe, erweckt auch nur einen Eindruck, einen motorischen Teil im Flusse meiner Erlebnisse. Diese selbst bedrängen mich solange mit einer dunklen Unruhe, bis daß ihre Wirrheit sich ordnet und jede Einzelheit sich wie in eine Zeichnung übersichtlich einfügt.

So muß ich die Iberische Halbinsel, die heute den Namen Spanien trägt, weniger als ein Einzelgebilde, sondern mehr als ein mit dem Weltkörper zusammenhängendes Glied betrachten, deren heutiges Dasein mir unklar bleiben würde, wenn ich vorher diese ihre funktionelle Beziehung zum Ganzen nicht zu meinem Genüge erkannt hätte. Der Geist, der erstmals ihre gebirgige Form, ihre Flora und Fauna schuf, ist in seinem schöpferischem Zuge auch heute noch wirksam, und die Geschichte ihrer Menschen mit ihren Schicksalen wurzelt in den Beziehungen zu dieser Urmacht der Geographie.

Zu allen Zeiten wollten die Menschen sich der Erde entziehen; irgendwie lockten sie die fremden Hori-

zonte, irgendwie wollten sie fortfliegen, um sich aus den Würgegriffen einer wirtschaftlichen Not oder aus den Fesseln einer kriegerischen Niederlage zu befreien. Aus diesen Spannungen zu der Erde entstanden zwei große allgemeine Völkertypen, die die Natur ihres Bodens begünstigte und züchtete, und die in allen Rassen mehr oder weniger hervortraten. Der Nomadentypus der Hirten, Fischer, Händler, Abenteurer, Soldaten, Seefahrer war wohl in der nördlichen Welt der stärkste. Er liebt den Kampf und den Krieg als Mittel zum Zweck. Der ihm entgegengesetzte Siedlertypus der Bauern, Handwerker und Gewerbearbeiter im kleinen und großen ist friedlich gesinnt und nur kriegerisch zur Verteidigung ihrer Freiheiten. Sein Entwicklungsgebiet ist der Osten, der Orient. Beide Typen wandeln sich nach den Umständen. So kann im modernen Großindustriellen, der in immer größere Weite strebt, der Nomadentypus neue Form erhalten, und ein Abenteurer, ein Eroberer, ein Kriegsveteran kann auf neuem Boden Siedler werden. Aus diesen Kämpfen um den Besitz der Erde entstanden Völkerwanderungen mit ihren fortwährenden Kriegen, mit großen politischen Plänen, ja Systemen. Die Wissenschaften mit ihren Erfindungen aller Art seit ihren primitivsten Anfängen dienten demselben Zuge, die Fesseln der Natur zu lockern und die Notwendigkeiten der Erde zu überwinden. Überall aber, wo den Menschen diese Leidenschaft dazu verführte, die Grenze seiner Natur und die Eigenheiten seiner Landschaft zu verleugnen, entstanden furchtbare Tragödien. Die Erde, woraus ja selbst der Mensch hervorgegangen war, rächte sich, indem sie ihre abtrünnigen Kinder zwang, sich wieder natürlich zu ihr einzustellen und

auf ihre tiefe Stimme wie auf die Lehre einer Mutter zu horchen. Zu oft hörte der Mensch diese Stimme im Taumel seiner Begierden nicht. Namentlich ist die Iberische Halbinsel so ein Stück Weltall, wo der Mensch zwischen Geist und Körper fortwährend hin und her gezogen wurde, derartig, daß das Schicksal des gegenwärtigen Spaniens als ein unglückliches Verhältnis zwischen den Bewohnern und ihrer Landschaft erscheint. Dies Verhältnis umrißhaft darzustellen, reizt es mich, denn es gibt uns die großen schicksalreichen Linien, die die Schönheit jeder Einzelheit der Reise zusammenhält und mit dem großen, heiligen Sinn verbindet, der jedes Volk, und auch das deutsche, vom Aufgang zum Niedergang erfüllt.

Jene „Ur“bewegung, die unsere Erde als losgelöstes Glied der Sonne in elliptische Kreise drehte; jene Stürme, die in den Spuren dieser planetarischen Bewegung aufflogen und einander kreuzten oder verstärkten; jener gewaltige Zug des Lichts, der vom Osten über den Süden nach dem Westen brauste; die Spannung des heißen Erdkörpers zur Kälte des Weltalls, die sich in Revolutionen äußerte, die die Tiefen für Meere aufrissen — diese Kräfte stellten einen geheimnisvollen Liniengang formender Gebärden dar.

Die Erde als Sonnentheil starb, um ein neuer Körper zu werden. Die rauchringelartigen Gasströme erkalteten innerhalb ihres Ellipsenrundes, stürzten in die Katarakte der Flüssigkeiten, in die Abgründe ihrer Schwere oder in die Strudel ihrer Leichtigkeit. Unter den Explosionen dieser Wehen, unter Anziehung der freundschaftlichen, unter Abstoßung der feindlichen Elemente, im notwendigen Kampf der

schwächeren mit den stärkeren, im Zwang der Ströme, die durch die polare Drehbewegung entfesselt wurden, unter dem eisigen Atem der Sonnenferne und unter Dampffinsternissen, die den Tod des einen Zustands und die Geburt des anderen beschleunigte, wogten, wirbelten, stauten, schäumten, sanken Mineralströme, dick und ölig, erstarrten zu den Ausdrucksformen ihrer eigenartigen Wesensbewegung, bildeten in der Tiefe Adern gleich erfrorenen Metallflußgewinden und an der Oberfläche leichte, plumpe Hörner, Nadeln, Wannen und niedrige Flächen. Im orgelnden und pfeifenden Toben frühweltlicher Freiheit bosselten an dieser dünnen Erdschale die Winde und Wasser gleich wimmelnden Massen phantastischer Wesen mit Zungen, Zähnen, Sägen, Feilen, Schwertern in Perioden von unfäßbarer Länge. Immer in schöpferischem Wellenzuge von Ost nach West und im schwächeren Gegenwellenzuge von West nach Ost, im Gängelanzug der Pole, die selber, wenn auch leichter, mitdrehten, gestalteten sie diesen Teil des irdischen Antlitzes. Doch stets brodelte das alte Feuer der Sonnenmutter im Herzen der Erde. Noch ungeheuer groß war dies Feuer. Das wichtigste Mittel war es; größer und gewaltiger als alles. In Wutanfällen prustete sein heißes Blut gegen die drohende Erstarrung, gegen das Sterben auf, brach sich Luftschächte nach oben durch die kaum gebildete Erdrinde. In die herrlich freien Parabelkurven der äußeren Bewegung schoß es von Innen aufrührerisch und stülpte die schon halb erstarrten Gliedmaßen aus Granit, Phosphor, Basalt, Diorit und vielen andern senkrecht hoch. Größere Krater mit Spitzen und Buckeln ringsum blieben zurück als Zeugen der Sehnsucht nach dem Licht. Die unzäh-

ligen Bildhauerhände der Winde und Wasser rührten sich; neue Aufgaben fanden sie und neue, härtere Stoffe. Immer gegensätzlicher, immer mannigfaltiger wurde ihre bildschaffende Tätigkeit. Mehr und mehr erstarrend, schrumpfte das glühende Herzblut der Erde ein. Wie eine Pflaume, die dörft, senkte sich längst vor der Bildung der Kontinente auch das Äußere der Erde. Falten, Risse durchfurchten sie tief und tiefer; immer unter jenem Schicksalszuge von Ost nach West und immer unter jenem schwächeren, aber nach Ausgleich wellig begierigen Gegenzuge von West nach Ost und stets vom Hang nach den Polen bestimmt; ständig von den Explosivkammern des Herzens fiebrisch durchpulst und oft revolutionär stürmisch durchbrochen.

In langen Zeiten gewaltigen Dranges zu immer schärferer Profilierung arbeiteten Winde und Wasser, getrieben von denselben schöpferischen Bewegungen vom Sterben zum Werden in derselben Hauptrichtung. Bis daß die Falten hoch zu Kämmen und die Gräben tief zu Becken sich ausdehnten im Donnern krachenden Zerfalls unter regenschweren Sturmwolken in einem Dunkel, aus dessen Schößen neues Leben brach. Land schied sich von Wasser. Die Kontinente bildeten sich als ein einziger Block in den östlichen Graden. Das große tiefe Meer schäumte um ihren terrassenhaften Wurzelstock. Seeschlamm mit Pflanzenkeimen und erstem wurmartigen animalischen Leben blieb in Runzeln, Falten, Spalten, Wannen zurück, ebenso Geröll, Kies, Sand, Lehm, Ton, Mergel, Kalkstoff, Kalksinter. Die ersten Regenwasser suchten sich einen Weg zum mütterlichen Meer. Die Quellwasser strudelten und schufen sich Treppen oder gruben sich Bettufer oder stürzten in

Gefällen mit Gewalt zu ihresgleichen, den weiten, wogenden Gewässern, die die Armfüßler und Riesenkrebse belebten.

Die erste schöpferische Kraft, die in der Gesteins- und Mineralbildung so dämonisch nach Formen trieb, war erlahmt, ihr Werk verlangsamte sich. Die gewaltigen Perioden von Urgneis und Urschiefer waren erfüllt; die Erde hungerte nach neuem. Statt Massenbildung schuf sie Einzelheiten; sie zerteilte sich; sie schuf gattunghafter. Und es geschah nicht minder ungeheuerlich der Kraft nach, nicht minder ungeheuerlich des Zeitlaufs nach; nicht minder ungeheuerlich in den Umschichtungen, in den Revolutionen und den Urweltdämmernissen mit ihren Gewittern und ihren Nebelzügen und ihren Wasserfluten und ihren Überschwemmungen. Was in dem einen Teil zerschellte, zerbrach, verbrannte, versank, das krabbelte, schwamm, flog im andern, den neuen Möglichkeiten gemäß, wieder ins Dasein. Ewig trieb der Schöpferzug nach immer reicheren und gewaltigeren Formen durch die Katastrophen des Sterbens Tausender von Lebensarten mit ihren Geburten Hunderttausender neuer und grub seinen Bildungswillen in das Antlitz der Erde.

Die Kontinente lösten sich indessen voneinander; auf der eisenhaltigen schweren Teichmasse der eigentlichen Erdrinde schwammen sie und wanderten, geführt vom schöpferischen Zuge. Australien und Indien zogen von West nach Ost; Südamerika löste sich von Afrika, Nordamerika von Europa, und sie wanderten von Ost nach West. In der Erdoberfläche der Mitte brachen die Massen vom Hang zu den Polen auseinander, lochten und wandeten sich vulkanisch zu der Vielgestalt des Mittelländischen

Meeres; alles ganz allmählich im Tempo, für das Minuten Jahrhunderte sind.

In solchen Zeitmaßen kamen die Zeitalter des Silur mit ihren Kalkalgenpflanzen und ersten Skorpionen zu Lande, mit ihren Panzerfischen, Polypenstöcken, den phantastisch beschälten Kopffüßlern, den Schwämmen und Korallen in den Gewässern; die Zeitalter des Devon mit der kohlenäurereichen Luft, mit den ersten Landpflanzen, den Schuppenbäumen, den 20—30 m hohen Siegelbäumen, den baumartigen Schachtelpalmen, den gewaltigen Farnen, den ersten Nadelholzriesen, den Treibhauswäldern; die Zeitalter der Steinkohle mit ihren Moosen, Pilzen, Algen und den Knorpelfischen, Spinnen, zahlreichen Skorpionen, weißen Ameisen, Schaben, ersten Eidechsen, Schlangen; die Zeitalter der Dias, der Mischformen mit ihren palmenähnlichen Zwitterpflanzen aus Farnen und Nadelhölzern, mit ihren Insekten und ihren Mitteltieren zwischen Amphibien und Reptilien, deren fürchterliche Mäuler Kiemen, und deren Hirne wohl 1 m groß den Froschhirnen ähnelten, jene Tiere, die die Wissenschaft sehr klanganschaulich mit Mastodonsaurier benennt; die Zeitalter der Trias, wo die Pflanzenwelt in der Zeugungskraft zu neuen Formen zaudert, sich sammelt, während der Schöpferdrang in der Tierwelt phantastisch drachenhaft tobt; es ist die Machtsphäre der abenteuerlichen Glanzschuppenfische, der eidechsenartigen Riesen, der Meerdrachen, der großen Schalentiere, mit dem Namen Ammonshörner, der donnerkeiligen Tintenfische, der ersten Säugetiere, aber auch der Käfer; die Zeitalter des Jura, wo die Pflanzenwelt noch immer harrt, während in der Tierwelt die ersten Haie, Krokodile, Schildkröten, der erste Vogel, alle

noch fabelhaft, zum Teil Mischlinge, in seltsamen Maßen ihr lebenhungriges Dasein durchliefen; die Zeitalter der Kreide, wo die ersten Laubbäume der Feigen-, Lorbeer-, Weidenarten ihre Wipfel wie Dächer ausbreiteten, die Zeit der Sumpfschnecken und der Dinosaurier, fossile Eidechsen bis zu 30 m Länge, getragen von Plumpfüßen mit Sichelkrallen; danach die Zeitalter des Tertiär, reich an Münzentieren, an Huftieren mit 3 Zehen und tapirartigen Rüsseln. Neben Mammutbäumen erhoben die Palmen aus wasserreichen Tiefen ihre Wedelkronen in das Feuer der Sonne.

Im Jungtertiär wandelte sich das Klima gründlich; der Schöpferzug des Maßes, der feineren Ordnung begann; die Gattungsformen verzweigten sich zu immer reicheren Familienwesen. Die Zeit der Myrte, des Taxus und des Bambus, der Pappel, der Ulme und der Birke erfüllte sich.

Nun folgten die letzten vorgeschichtlichen Zeitalter, jene, die unser heutiges Klima, unsere Pflanzen, unsere Tiere hervorbrachten, soweit sie sich nicht schon aus früheren Zeitaltern zu Dauerwesen gebildet hatten und sich der neuesten Verwandlung anpassen konnten.

Es waren die Tertiärzeitalter. In ihnen zerfiel, wölbte, spitzte sich in letzten Massenertrümmungen und Massenschiebungen die Erde, nun schon in Kontinente geschieden. Im Teil des 40. Breitengrades vollendeten sich für das geschichtliche Spanien im Norden jene unwegsamen Höhenzüge, die Pyrenäen, aus deren Wirbel Zirkustäler wurden, und im Süden jene Kettenkolosse, zwischen denen sich Talerläufe zu Schluchten kesselten, das Atlasgebirge; beides Gebilde aus fast allen Zeitaltern

der Erdwanderungen. Sie sollten die Grenze für große menschliche Bezirke werden.

Aus den Fieberspannungen des Sterbens zum neuen Werden; aus der Unruhe der Stürme, Fluten, Ströme; aus den Kämpfen zwischen Kalt und Heiß, Licht und Nacht, Zuneigung und Abneigung wanden sich die Hauptzüge dieses Erdteils in Bahnen, die von Ost nach West zogen.

Nimmt man eine Karte zur Hand, so kann man ihren Zug verfolgen. Als ein ungeheurer Wellengang kann man ihn verfolgen. Schwindelige und harte Höhen wechseln mit schauerlichen weich nachgebenden und abgründig stürzenden Tiefgängen; im großen und kleinen stets bekämpft von der Gegenbewegung, wie denn auch heute noch in den Äquatorialströmen der Ozeane ein starker Strom von Ost nach West und ein schwächerer entgegengesetzter unaufhörlich wandern. Um den 40. Breitengrad waren die Höhen- und Längsmaße dieses Gebirgswellenganges am furchtbarsten im äußersten Osten. Ungeheure Bergwüstenwellen wirbelten auf zu den Riesenschwingungen der Hochgebirge; unter dem Hauptdruck der Breiten und ihrem Gegendruck, unter den Querquetschungen vom Norden nach Süden, und umgekehrt kesselten und wannten sie sich, zerklüfteten sie sich und brachen auf, spalteten sie sich und sanken tief, wo heute das Kaspische, das Schwarze, das Mittelländische Meer sich bettet. Die gestaltende Bewegung erstarrte sattelhaft zu den Gebirgsgabeln des kaukasischen und armenischen Hochlandes, stürzte ab wie eine bekrallte Tatze in Kleinasien, erhob sich im griechischen Arkadien zu dem Handrücken, der so vielfach fingerte, schwang sich weiter westlich auf zum Gestell für den süd-

lichen italienischen Fuß, wurde im Apennin über verkrachtes Urgebirge vom Zug nach dem Pol erfaßt und nordwärts gezogen, wellte weiter westwärts an der französischen Küste entlang, um sich in den Pyrenäen und danach durch das Kantabrische Gebirge gegen die ozeanischen Wogen zu gürteln. Das iberische Mittelgebirge erhob sich im Innern der Halbinsel, krümmte sich südwestlich und dachte sich ab zum gleichen Wall gegen das große Meer.

Südlich aber, vom sizilianischen Ätnagipfel aus, schlängelte sich im nordafrikanischen Gebirge eine fast parallellaufende Gebirgskettenmauer.

So also hielten die zwei mächtigen Arme der Pyrenäen im Norden und des Atlas im Süden die Iberische Halbinsel ehern zusammen. Die Gebirge Galiciens und Estremaduras stürzten zur westlichen Schutzmauer der Halbinsel treppig in die Tiefe des Atlantischen Ozeans.

Die Bewegung von Ost nach West hatte sich in der Halbinsel aufgemauert und gekegelt zu einem gewaltigen Festungsviereck, im Innern der südlichen Teile reich an Erzen, Edelmetallen, Bleiglanz, Kupfer, Marmor, Porphyr, Quecksilber; im Innern der nördlichen Teile reich an Kohle und Eisenerzen. An der weicheren nordöstlichen Küste des Mittelländischen Meeres wurde diese Gebirgsfeste von Erdrevolutionen und dem ewigen Hunger des Meeres unregelmäßig eingeschweift. An der südöstlichen Ecke erhielt die Feste ein Loch, da, wo die heutige Mündung des Guadalquivirstromes sich verfaserte zu einem Riesendelta mit unzähligen Inseln. Die Wasser des Ozeans bestürmten hier jene Gebirgsstücke, die über Gibraltar nach dem nordafrikanischen Atlas führte. Aber die Wasser traten zurück; die nur schwache

Gegenbewegung der Wellen wurde durch die Hauptbewegung von Ost nach West fortgerissen, weg nach den Küsten der damals schon weiten Gebirge von Mittel- und Südamerika, die früher schwesterlich näher am afrikanischen Kontinente gelagert waren.

Im strudeligen und gewaltigsten Toben der Erdrevolutionen und Wirbelwinde war an dem südwestlichen Vorsprung der nördlichen Erdhälfte nun das Land gebildet. Sowohl in Spanien wie in Nordafrika trug es wannig Salzseen, die später zu Höhensteppen austrockneten. In Spanien waren es die des nördlichen Neukastiliens mit dem Tachofluß; die des südlichen Neukastiliens und des südlichen Estremadura mit dem Guadiana; die des östlichen Aragon mit dem Ebro. Es sind Höhensteppen mit wüstenartigen Charakter, ähnlich jenen von Nordafrika, von Zentralasien und vom Kaukasus. Heute noch sind viele von Salzbächen durchfurcht und von Salzlagen durchbeckt. Ihre Wasser sind so stark gesalzen, daß die Hitze ihre Ufer und oft auch ihre Oberfläche mit kristallisierten Salzblumen überzieht.

Die entsalzten Teile dieser Steppen, sowohl in Spanien wie in Nordafrika, bedecken reich das heute zu Flechtarbeiten von Körben, Schalen, Hüten so nützliche Pfriemgras (Esparto) und die handförmig oder fiederförmig geblätterte Artemisensträucher, deren traubige oder rispige Blüten ganze Gegenden parfümieren und zu Arzneien dienen; ähnlich auch die vielen würzigen Thymianarten.

Die großen Flüsse fraßen sich als Wasserschlangen durch Schluchten und Kessel über Gesteintreppen ihren Weg in den Schlund der Meere, alle ebenfalls von Nordosten nach Südwesten, nur der Ebro ins Mittelmeer, Afrika zu.

Im Zeitalter des Quartärs zerrissen noch einmal alle Furchtbarkeiten des Massensterbens diese Teile der Welt, doch dabei wurde unsere heutige Zeit geboren. Es entfaltete sich in den Pausen der Eiszeiten die hochalpine Flora mit ihren Moosen und Zwergbirken sowie die Salzpflanzen der Steppen. Von den Tierriesen lebten in bescheideneren Maßen das Mammut und das Nashorn. Es traten Antilopen, Pferde, Wölfe, Füchse, Moschusochsen, Lemminge, Schneehühner, Schneeeulen auf, gleichfalls der Hirsch, der Bär, die Hyäne, die Katzen als harmonischer gestaltete Geschöpfe.

Während der Übergangszeiten von tropischer zu subtropischer Hitze lebte die Erde in Paradieseswonne. Ein schier unerschöpflicher Reichtum wucherte in einer Bruthitze, die der des heutigen Äquatorialstriches glich, und die bis in unser heutiges Deutschland reichte. Die Gier sich zu sättigen, zu zeugen und zu wachsen, vermochte sich nicht genug zu tun. In einem unfaßbaren Schöpfungsrausche schien die Natur zu schwelgen. Aber ob der Mensch in diesem Werdetaumel sein Angesicht zum feuerbrandenden Himmel hob, wissen wir nicht.

Seltsamerweise tauchte er zuerst in den nächsten Zeiten auf, als in der fürchterlichsten Unwirtlichkeit auf die schöpferische Brutwärme die Eiskälte folgte. Als ungeheure Gegenwelle überzog und vernichtete sie mit Schneestürmen, Schneelawinen und Gletscherströmen die Paradiesherrlichkeit. Bis tief in Frankreich hinein sollen die Landschaften den Eisregionen des heutigen Nordpols geglichen haben. Doch da bildeten zum erstenmal die Pyrenäen eine bedeutende Schranke.

Auch südwestlich von ihnen verwandelte das neue Klima alles; auch da ergossen sich Schneelawinen und Gletschergewässer in die Hochebenen von Kastilien, Aragonien, Katalonien; und ähnlich erfaßte der Jahrhunderte währende Winter die Gebirge des südlicheren Innern. Aber hier kamen die winterlichen Zeiten in tieferen Atempausen, und das südliche Licht siegte öfter. Hier gab es zwischen Eiszeiten längere schöpferische Zwischenzeiten. Langsam rangen die Naturkräfte im Hin und Her der gewaltigen Gegenströme von Kalt und Heiß um neuen Ausgleich.

In den späteren größeren Pausen dieser Kämpfe erschien dann auch der Mensch, der sogenannte Neandertalmensch. Er erschien als der erste kühne Entdecker, als der erste Wanderer, der von Afrika her jene Gebirgskorridore der nordafrikanischen Küste und jenen Gibraltarpaß benutzte, um durch die Höhen Spaniens über die Pfadsättel der Pyrenäen bis in jene nördlicheren Gegenden hinabzusteigen, wo der heutige Forscher zuerst seine Reste entdeckte und ihm einen Namen gab. Die Unwirtlichkeit, die Not, erwies sich bei ihm schon als jener Stachel, der das Menschengeschlecht auf seinen Wegen zur Größe stets anspornte. Schon dieser erste Mensch entdeckte das Feuer und die ersten Werkzeuge, und wenn er schon Menschenfresser war, so schuf er auch die ersten Höhlensiedlungen. Bald nach ihm kamen andere, und seit der zweiten Zwischenzeit gab es auf der Iberischen Halbinsel eine primitive afrikanisch-berberische Kultur.

Diese Berber waren Angehörige jener Volksrasse, die aus Innerasien stammte und auch den Grund zu den Kulturen Mesopotamiens, Chaldäas, Syriens,

Ägyptens legte. In der kleinwellig schwankenden Ebene des Guadalquivirstromes mit seinem Delta, das damals dem des göttlichen Nilstromes gleichen mochte, ferner in den nicht minder fruchtbaren Küstengebieten Malagas sowie in den weitbogigen Wannsen und auf den Abhängen des südlichen Scheidegebirges bis hinauf in das kegelig zerrissene iberische Mittelgebirgssystem ließen diese Berber sich nieder. Sie fanden eine rötliche Erde, die an Fruchtbarkeit mit jenen unermeßlichen Feldern des Nils und Euphrats wetteifern konnte und ihnen in reicher Mannigfaltigkeit den Anreiz bot, sie zu bebauen. Diese Einwanderer erkannten hier Nordafrika wieder, woher sie zuletzt gekommen waren; sie spürten sogar die Saharawinde, die da, wo sie keine Gebirgsmauer aufhielt, wie im heutigen Mittelmeerküstengebiet von Murzia, in Hitzenebeln die Landschaft wie mit glühenden Dämpfen bedeckte. Wie eine Pflanze war der Typus hergetrieben worden; entwurzelt zwar, doch nicht entartet.

Des Landes Gebirgsriesen, deren Schultern und Köpfe selten das ganze Jahr hindurch Schnee trugen, waren so phantastisch verkrümmt, gewurstet, verwürfelt, hoch gewandelt, jäh gekesselt, steil getrept, daß sie im Gegensatz zu den leicht überschreitbaren Alpen den Verkehr der Menschen mehr hemmten als förderten. Die auf diese Weise isolierenden Gebirge nehmen zusammengerechnet fast die Hälfte des Bodens der gesamten Halbinsel ein. Man berechnet das Verkehrshindernis durch diese Hochgebirge an den Eisenbahnen, die oft eine kurze Luftstrecke in gewaltigen Serpentinwindungen auf vielen Kilometern von Schienen durchlaufen müssen. Sie steigen zu größeren Höhen als die Eisenbahnen

in den Alpen. Der Tunnel von Granada schlängelt sich 1346 m, der Gotthardtunnel 1150 m hoch. Nicht minder trennen jene oft sehr großen Steppenzonen, die unfruchtbar und öde wie die asiatischen Höhenwüsten sind. Auch die großen Flüsse sind mehr Dämme des Verkehrs als ihre Vermittler. Ihre schluchtigen, treppigen Betten und ihre wasserfallartigen Niederstürze schrecken und bedrohen jeden, der über sie hinweg möchte. So stürzen, donnern, rollen in den Bergen, winden sich, schleichen in den Hochebenen der Ebro, der Tacho, der Duero, der Guadiana. Nur die letzten drei werden am Ende ihres Laufs durch das portugiesische Estremadura friedlich und verbreiten segensreiche Fruchtbarkeit um sich; sie werden schiffbar, nützen dem Handel und verbinden die Menschen. Ähnlich auch der untere Lauf des Guadalquivirstroms im südwestlichen Andalusien. Doch diese lächelnden Flußmünder verführten den Menschen dazu, ins Innere zu dringen, wo er dann der ungeheuren, isolierenden Großartigkeit der Natur wie einem Schicksal verfiel.

Die Grundeigenschaften der Bewohner entwickelten sich je nach der Sondernatur ihres Bodens hartnäckig stolz zum stammeshaften Beharren im Kreislauf durch alle Alterszeiten. Sie vermochten sich in friedlichem Wettbewerb weder schmiegsam zu erweitern, noch die Fähigkeit zur Anpassung zu erlernen. Durch die Kriege erkannten sie nur ihre Begrenztheit und erfuhren die Weisheit, sich in ihren natürlichen Grenzen wie in ihrer Stärke ewig jung zu bewegen. Sie politisch zu einigen, ja sie nur durch eine zentrale Verwaltung zu regieren, mußte die Bedingungen ihres Wachstums und ihres Daseins bedrohen.

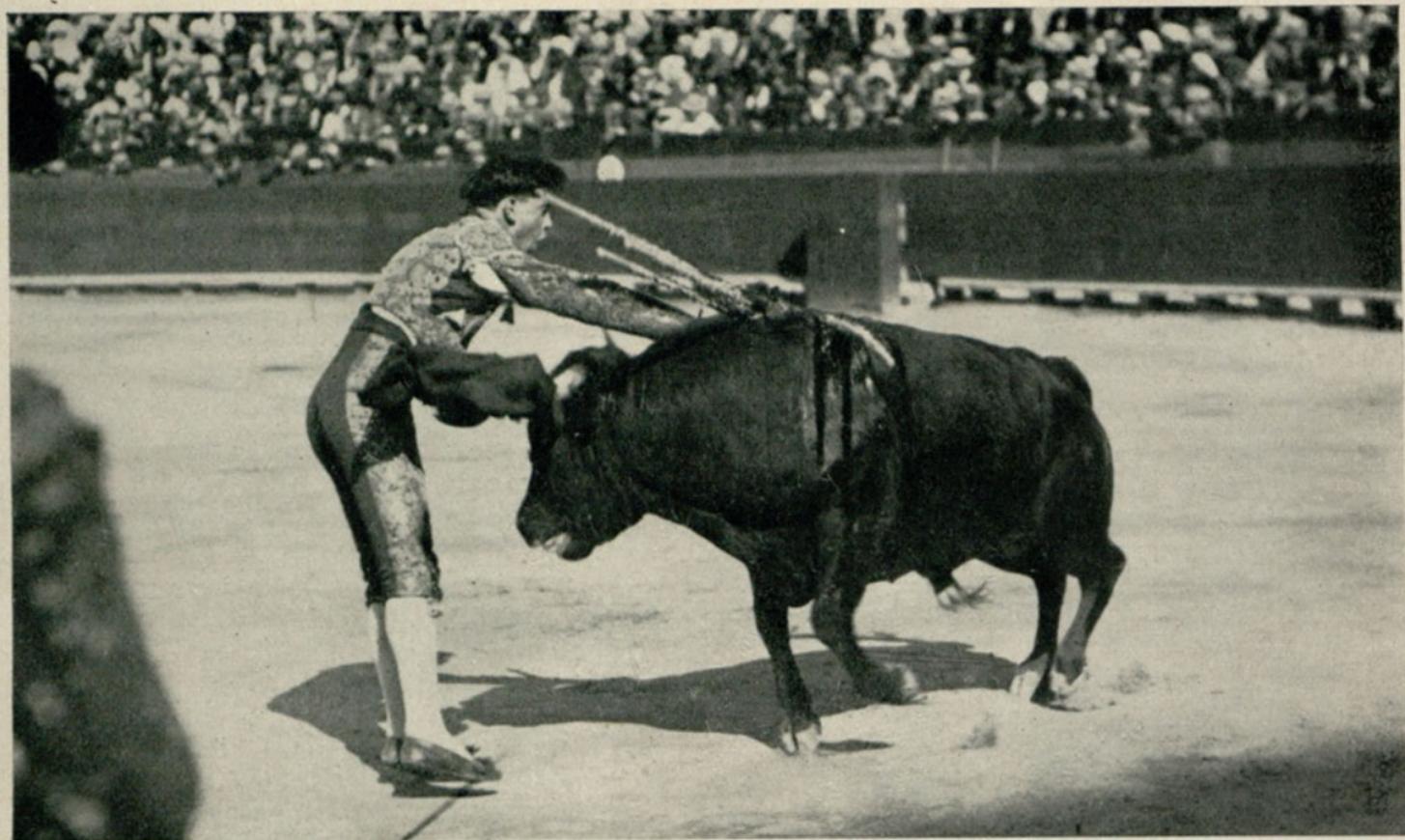
Die Verhältnisse der Jahreszeiten verstärkten noch diese Grundbedingungen ihres Wachstums. Hier kommt der Frühling nicht langsam und nicht sanft; hier rast er fast wie ein Feuerstrom durch die Adern und knospet rauschend wie eine Leidenschaft. Im Frühsommer legt sich Reife kaum unterscheidbar auf Reife wie die Rindenringe der Bäume. Diese Halbinsel reckt sich hoch in die Region ewig grüner Bäume. Die Sommer dehnen sich fast atemlos, und im Hochsommer hält dies Leben oft ganz inne; es schweigt im Sonnenbrande; es ruht wie bei uns die Natur im Winter. Der Herbst kommt springend und gleicht oft einem zweiten Frühling mit seinen jähren aber saftigen Launen, gefolgt von letzten Ernten. Dann lacht er in den ersten Winden. Ein Schauer, und der Winter stürmt heran mit einer zweiten sich sammelnden Ruhe.

In dies grundlinige Verhältnis der Jahreszeiten zeichnet sich jedes Jahr der tatsächliche Verlauf der Jahreszeiten höchst verschieden, höchst gegensätzlich ein.

In den nördlichen und nordwestlichen regenreichen Gegenden der Pyrenäen und der kantabrischen Gebirgszüge streicht auf und ab fast mitteleuropäisches Klima, wachsen Mais und Korn, Nadel- und Laubhölzer; doch die Buche erreicht schon nicht mehr das Ebrogebiet und steht in der oberen Dueroflußgegend nur heimweheinsam. Statt ihrer herrscht auf dem kalt kastilischen Höhenland im Trotze lächelnd die immergrüne Eiche und die Pinie. Südlicher beginnt das milde Reich der Olive, der Feige und der Mandel. In Andalusien entfalten sich diese Fruchtbäume schäumend. Dazu die Apfelsine, die Zitrone und die Korkeiche. Zwergeichen wuchern strauch-



Alte Häuser in León



Aguero stößt den Degen bis an das Heft ein

förmig, und Zwergpalmen dehnen sich am Guadalquivir üppig aus. Um Malaga wird das Klima subtropisch. Die Banane, das Zuckerrohr, die Baumwolle gedeihen behaglich reich. Bis um Alikante läuft die Zone der Dattelpalme. In den Verschiedenheiten der Weine zeigt sich dieselbe Mannigfaltigkeit von den duftenden Arten des oberen Ebro bis hinab zu den feurigen Arten Malagas.

Außerdem legen sich die Klimazonen horizontal gürtelhaft um die einzelnen Gebiete; hochgelegene Ortschaften leben in rauherer Atmosphäre als in vielen nördlichen Ländern. So erreichte am 17. Januar 1925 die Temperatur in Huelva 19 Grad Celsius und im südaronischen Teruel nur 6 Grad unter Null; in Algier 9 Grad, in Bern 0 Grad, in Kopenhagen 4 Grad, in London 1 Grad unter Null, in Paris 8 Grad; am 7. Februar in Sevilla 18 Grad, im südastilischen Albazete 7 Grad unter Null, in Algier 8 Grad, in Kopenhagen 8 Grad, in Paris 4 Grad, in Wien 4 Grad; am 24. März in Almeria am Mittelmeer 18 Grad, im kastilischen Palenzia, Avila, Segovia 7 Grad unter Null; in Algier 11 Grad, in Berlin 2 Grad, in Bern 1 Grad unter Null, in London 2 Grad unter Null, in Paris 1 Grad unter Null; am 31. März in Sevilla 18 Grad, im kastilischen Soria 5 Grad unter Null, in Berlin 2 Grad, in London 6 Grad, in Paris 5 Grad, in Bern 1 Grad unter Null. Doch auch am Tage selbst schwankt je nach der Lage die Temperatur außerordentlich, so war am 17. Januar 1925 in Madrid die höchste Temperatur 9,6 Grad Celsius, die niedrigste 0,2 Grad; am 7. Februar die höchste 10,7 Grad, die niedrigste 1 Grad unter Null; am 24. März die höchste 8 Grad

und die niedrigste 4 Grad unter Null, am 31. März die höchste 12,5, die niedrigste 2,3 Grad.

Diese Temperaturen in dem eigenartigen Verhältnis der Jahreszeiten erzeugen außerordentliche Spannungen, die die Sinne wachhalten und anspornen. Sie bestimmen den Blutkreislauf der Menschen ebenso wie das Steigen und Fallen der Säfte in der Pflanzenwelt. Sie zwingen zur größeren Verbundenheit mit der engeren heimatlichen Natur, die von der benachbarten schon grundverschieden ist. Der geringe Luftdruck und die durchschnittlich auch geringe Regenmenge machen das Atmen leicht, und leicht fließt der Saft in den Pflanzen und das Blut in den Menschen. Die Menschen werden früh reif, haben eine kurze rauschige Blüte, worin die Mädchen und Frauen zauberisch glühend schreiten. Ein Nordländer rät ihr Alter meist falsch. Was bei uns 20 Lenze zählt, hat hier nur 14 oder 16, und ganz junge Leute erwecken den Eindruck reifer Männer. Der Sommer ist lang, und das Alter kommt fast wie ein Sturz aus den blaukristallischen Himmeln. Die Nahrung von Hülsenfrüchten, Brotgetreide, Fleisch, alles mit dem Pflanzenfett der Olive zubereitet, die Getränke ihrer feurigen Weine, die Wasser aus den vielen Mineralquellen erhalten nicht minder ihre Sinne wach und klar und schärfen sie, zumal da das Trinkwasser oft schlecht und gefährlich ist wie ihr Klima.

Solche geographische und klimatische Spannungen und solche gegensätzlichen Wechsel im Wachstum umfaßten also die ersten Bewohner der Halbinsel. Darin liegt ihr Schicksal, ihr Werden, ihr Sterben. Darin sind ihre furchtbaren, vom ichsüchtig denkenden Geiste gelenkten Begierden und alle ihre Irr-

tümer mit den daraus folgenden Tragödien vorgezeichnet wie im Korn die Ähren.

Jeder Hauptzug ihrer erhabenen zerrissenen Erde kam von Asien und lief von Osten nach Westen, um das Angesicht, die unzweideutig weisende Stirn Afrika und nicht Europa zuzukehren. Werden die Menschen dieser Erde ihre Gebundenheit an den Zug von Ost ganz wie die Erde nach Südwest auslaufen lassen? Werden die Urbewohner mit dem Gesicht nach Afrika aus den Gesetzen ihrer Erde ihre Kulturen entwickeln? Unheimlich mußte sich jeder geistige Hochmut, jede Blindheit, jeder Ehrgeiz, ja selbst die beste Kraft, die diese Richtung übersah, rächen. Jede Menschenwanderung, die auf dieser Halbinsel strudelig formend endete, war in allen ihren Geschicken und Gebilden ein Zeugnis voll von Segen, wann die Menschen im Einklang mit ihrer Natur lebten; sie war ein Zeugnis voll von Flüchen durch die Geschlechter von Jahrhunderten, wann sie ihr Gesicht von Afrika weg nach Europa oder sogar noch weiter nach Nordwesten kehrten.

Nicht weit vom gebirgigen Guisando in der kastilischen Provinz Avila erheben sich riesige Steinbilder in Linien voller Gewalt und frommer Ehrfurcht. Stierbilder sind es, die ehemals über das ganze Land verstreut gewesen sein sollen. In Zeiten, die noch kein Forschergeist erhellen konnte, errichteten diese Tierbilder die berberischen Ureinwohner. Sie fügten sie als religiöse Zeichen der Fruchtbarkeit und der Macht klotzig ungeheuerlich empor wie zu ihrem Schutz. Geschah es in der quälenden Angst eines außerordentlichen Geschicks?

II. DIE WANDERUNGEN DER MENSCHEN

I

DIE URBERBER

Guezula, Muzmuda, Gomari sollen die Urberber Spaniens geheißten haben. Sie saßen im völker- und kulturzeugenden Gebiete des fruchtbaren gelben Stroms Guadalquivir; sie saßen in den Talstrecken der südöstlichen Gebirge und an der Mittelmeerküste von Malaga bis an die östlichen Pyrenäen. Ganz wie die Seßhaften von den Berbern in Nordafrika wohnten sie in Lehmhütten, die fast in den Boden hineingebaut waren unter Dächern aus Schilfgeflecht, wie man es heute noch recht oft in Marokko und vereinzelt auch in den einsamen Gebieten der Gebirge Südspaniens beobachten kann. Ähnlich wie ihre nordafrikanischen Brüder formten sie aus dem roten Ton die schönsten Krüge. Sie spannen, webten, nähten und waren Ackerbauer. Die rote Erde bearbeiteten sie kaum schlechter, als es heute noch in vielen Teilen des Südens geschieht. Die Frauen trugen Röcke wie heute noch die barfüßigen Bäuerinnen und Zigeuner. Im dickgeknoteten schwarzen Haar befestigten sie hohe Bernsteinkämme, worüber sie schwarze Schleier schlugen; ganz wie es heute noch in reicherer Weise die vornehmsten Andalusierinnen tun. Im Ohr hingen ihnen große Gehänge, am Gelenk Spangen, um den Hals Ketten. Die Männer trugen dunkle Hosen, oft mit Lederklappen

zum Schutz gegen die Winde. Ihre Werkzeuge: Hacken, Spaten, Beile, Messer, Sichel; ihre Waffen: Dolche, Schwerter, Pfeile, und die nur bei ihnen zuerst bemerkten, von ihnen erfundenen eigentümlichen Hellebarden waren aus Kupfer oder Bronze hergestellt.

Jahrhunderte währte es bis zu der Erkenntnis der Möglichkeiten, die das Metall dem Menschen bot. Hier in den südwestlichen und südöstlichen Bezirken der Halbinsel wurde es schon früh zum magnethaften Schicksalserwecker. In Andalusien und in der Provinz Murcia blinkte es in reicher Menge an der Oberfläche, lockte es zum Graben, und was in viel späteren Zeiten die Goldfelder Süd- und Mittelamerikas und in noch späteren Zeiten Kalifornien für die Menschen wurde, das war Spanien noch bis in die Zeiten der Römer und Araber. Gewaltige Stammeszüge aus Afrika her über den damals noch gangbaren engen Meerespaß von Gibraltar müssen schon in dem 5.—3. Jahrtausend v. Chr. nach diesen reichen Gebieten stattgefunden haben und furchtbare Kämpfe um Silber und Kupfer entbrannt sein. Die schwächeren Stämme zogen sich ins Gebirge weiter nach Norden zurück; die stärkeren errichteten zum Schutze ihres Reichthums und der Ruhe ihrer Toten Steingebäude. Reste davon sind die sogenannten Dolmen, alte Häuptlingsgräber, senkrechte Steinblockhaufen, worüber wagerechte Blöcke geschichtet sind zu einem Eingang. Rundtürme errichtete man mit einer Basis bis zu 25 m und einer sich bis zu 4—5 m Umfang verjüngenden Spitze, eine Mittelform von Dolmen und Pyramiden. Ihre Götter waren verschieden wie ihre Landschaften. Ihr Kultus bewegte sich in Ehrfurcht

und Angst vor den Gewalten des Himmels und der Erde. Allmählich formten sie sich in Steinen eine Erkenntnis und ein Sinnbild von ihren Göttern. Das Dunkel des Grabes hüllt sie heute ein, und was wir von ihnen kennen, sind, wie die Stiere von Guisando, verstümmelte Reste, die nur innigen Zusammenhang zwischen Geist und Natur, zwischen Himmel und Erde, zwischen den Gesetzen der Geographie und den Kulturformen beweisen. In diesen für uns dunklen Zeiten herrschte jene für diese Gegenden überhaupt erreichbare Einheit. Afrika speiste die Bewohner, und nach Afrika richteten sie sich.

Dann führte der geheimnisvolle Zug von Osten nach Westen ganz anders geartete Menschen her. Sie brachten in die Urbevölkerung ein neues Element, trübten ihr Blut und durchsetzten es mit Leidenschaften voll gefährlicher Zerrissenheit. Die Iberer kamen.

II

DIE IBERER

Zu den Zeiten, als der Meeressaß von Gibraltar schon zertrümmert war, aber das Ruder und das Segel zum Schiffe auf dem späteren großen Verkehrsgewässer des Mittelmeers schon im Gebrauche waren, müssen sie entweder von der Riffküste Nordafrikas oder in vorsichtigen Fahrten von Insel zu Insel nach den Küsten Almerias gelangt sein. Sie stammten auch aus Asien, doch vom unwirtlicheren, und trugen vom dortigen Charakter der Landschaft das unruhige Blut der in die Weite strebenden Nomaden in sich. Wanderer waren sie, Hirten, Jäger, Fischer, zum Handel und zur Industrie geneigt, auch

kriegerisch, doch mehr zur Not als aus Lust. Sie müssen schon bald bessere Verfahren zur Gewinnung der reichen Metalle entdeckt, sich schnell bereichert, vermehrt und gestärkt haben. Gemäß ihrer Nomadenatur hatten sie eine Gauverfassung, die man heute kommunistisch nennen würde, denn sie dachten wirtschaftlich vom Nutzen der Gemeinschaft aus. In den nächsten Jahrtausenden vermischten sie sich mit der Urbevölkerung, überzogen zäh kämpfend und fadenförmig die ganze Halbinsel. Wo sie sich verknoten konnten, verwurzelten sie sich schnell und leicht, bereit, sich weiter auszudehnen, oder sich auch wie Staubsamen vom Winde locken und treiben zu lassen. Aber sie paßten sich der Erde an; sie gaben sich ihr hin, nachdem sie sie erkämpft oder erstiegen hatten; sie verwuchsen mit ihr. In den Höhensteppen der Halbinsel mit ihren krüppeligen Decken aus Salzpflanzen und mit ihren Salzseen, deren Flächen im Hochsommer sich wie mit dünnen Eisschichten überzogen, und an deren Rändern es von seltsamen phantastischen Salzgebilden glitzerte, fanden sie miniaturhaft verkleinert die winddurchbrausten Höhenwüsten ihrer asiatischen Heimat wieder. Auf sie stemmten sich die Füße mächtiger Gebirgskolosse, die sich südwestlich auf sanfteren und fruchtbaren Terrassen abdachten. Feindliches und freundliches aus Erinnerungen breitete und zerklüftete sich vor ihnen aus.

Im Guadalquivirgebiete faßten die Turdetaner Wurzel, nordöstlich von der Meerenge Gibraltars die Bastuler, in der Sierra Morena die Beturier, an der metallreichen Küste von Murzia die Bastetaner, weiter östlich die Kontestaner, weiter nach Aragonien die Edetaner, im heutigen Katalonien die

Laletaner, im Nordwesten die Kosetaner, Ausetaner, Indigeten, Cerretaner, Vaskonen.

Am eigentümlichsten erhielten sich wohl die nordöstlichen, während die südöstlichen und südwestlichen, namentlich die Turdetaner, durch die Vermischung mit den Berbern zu einem seßhaften Volkstamme heranwuchsen, der zum Künstlerischen neigte und jene Kultur fortsetzte, die dort so urkräftig Wurzel geschlagen hatte und immer größere Bedeutung erreichen sollte.

Afrika aber sahen sie nicht. Afrika verhüllte die Hitzenebel der Sahara. Ihre Sinne folgten dem Drange eines nicht berberischen Blutes. Nach Osten war es instinktartig gerichtet. Auf ihren Seglerbarken schifften sie bis nach Zypern und brachten bis dorthin ihre schon fein bearbeiteten Metallwaren. Als die ersten fremden Entdecker des spanischen Kalifornien verbreiteten sie, getrieben von ihrem Wander- und Händlergeiste, die Kunde von Reichtümern märchenhaft und gewaltig. Es bedeutete die erste Abkehr von den geheimsten geographischen Gesetzen der Halbinsel. Es sollte Folgen haben, die sich jahrhundertlang in örtlichen Kämpfen wie Bergwasser Ufer gruben, um dann zu einem unüberwindlichen Strome anzuschwellen.

III DIE KELTEN

Währenddessen drang zum erstenmal von Norden her ein drittes Volk, nicht minder verschieden von den Iberern, wie diese von den Berbern waren. Es gehörte zur Völkerfamilie der Indogermanen und war im großen Bogen über die Brücke bei Kon-

stantinopel von Asien nach Europa gewandert. Es waren die Leute der Phantasie und des Geistes, des Wortes und der Formen. Unruhig auch sie; Wanderer, doch erfaßt vom Zuge der inneren Gesichte. Wenig seßhaft, dafür kriegerisch aus tiefster Freude, streitlustig mit der Zunge und mit dem Schwerte, fähig für ihre Sache zu sterben und sei es Wahnsinn. Sie eroberten sich den ganzen Norden und Nordwesten Spaniens. Ihr Element beherrschte dort nach und nach die Iberer als Cantabrer, als Asturer, als Callaiker, als Lusitanier bis ins südwestliche Estremadura hinein. In Zentralspanien bildeten sie Mischstämme, als deren wichtigste die Arevaker, die Vakkäer um Leon, die Carpetaner in Kastilien, die Oretaner in der Mantscha genannt werden müssen.

Durch diese Blutmischung erhielt das iberische Wesen einen phantastisch-kriegerischen Zug. Ihr ursprünglich noch vorsichtig mißtrauischer, noch erdbefangener und erdgeleiteter Hang nach der Ferne verstärkte sich abenteuerlich zu jener Unbekümmernis um Hab und Gut, ja um ihr körperliches Dasein im Kampfe um Reichtümer mit Hilfe der Leidenschaften des Geistes, der Freiheitslust, des Stolzes, der Eitelkeit, des Ruhmes und der persönlichen Ehre.

Im Südwesten und Südosten siegte das iberische Element. Es fühlte bald den Gegensatz zum keltischen und keltisch-iberischen heraus. In der Zerrissenheit und Abgeschlossenheit der einzelnen Gebiete gestalteten die Zeiten durch Kämpfe und Ruhepausen strudelrig und kesselrig wie einst die gebirgige Erde diese Gegensätze immer schärfer, immer tiefer. Im Süden wirkte die alte Blutveränderung mit Afrika um so heftiger, je größer der Gegensatz zum Norden

wurde und je mehr der iberische Zug nach Asien verstimmte. Im Norden gährte es dumpf und bald hemmungslos nach den südlicheren Nachbarn zu, doch nicht mehr vorsichtig und innig in Verbundenheit mit dem Boden, sondern verlockt von den Reizen einer abenteuerlich gearteten Einbildung. Doch die Hindernisse blieben viele Jahrhunderte noch zu groß. Noch behielt der Süden die Herrschaft über sich. Aber die Anzeichen zur maßlosen Verblendung gegenüber den Grenzen, die jedem Volk gezogen sind, häuften sich langsam, ganz langsam. Gewaltige Tragödien keimten. Ihr Dämmern überwölkte die Seelen.

IV

DIE PHÖNIZIER

Mit den Phöniziern betrat zum erstenmal die Halbinsel ein Volksstamm, der gar nicht daran dachte, sich einem natürlichen Begattungsprozeß mit fremder Erde hinzugeben. Diese klugen, vom Geist vorwiegend beherrschten Semiten wollten nur Besucher, nur Handlungsreisende sein. In den Dienst dieses ihres leidenschaftlichen zerebralen Hanges stellten sie außerordentliche Fähigkeiten. Sie waren die kühnsten Entdecker, die furchtlosesten Segler, auch tapfere Krieger, alles aber mit einem Geschick, das mehr klug und bedacht, als von der oft blinden Leidenschaft des Herzens geprägt wurde. Zwar ungeheuerlich waren die Maße ihrer Unternehmungen, ungeheuerlich ihre festungsartigen Warenbörsen, ihre Stapelhallen, ihre Paläste, ihre Tempel, von denen der größte, der dem Kult des Herakles geweihte, noch lange bis in die Karthagerherrschaft bestand

und die Flammen seiner zwei bildlosen Feuerherde wie das Licht der geheimnisvollen Macht der phönizischen Rasse leuchten ließ.

Verlockt von den märchenhaften Gerüchten, die durch die kurzen Handelsfahrten der Iberer sich verbreitet hatten, entdeckten sie das spanische Kalifornien ganz neu für sich. Auf den Inseln, die damals die Landzunge von Kadix umkränzten, landeten sie und errichteten sogleich ihre Warenbestände, worauf sie die Purpurstoffe, Vasen, Gefäße, Schmuckgegenstände ihrer Heimat, aber auch Babylo니ens und Ägyptens zur Schau und zum Kaufe feilboten. Was einzelne von den Iberern bisher nur im geringeren Maße auf der Insel Zypern, dem Ziel ihrer bescheidenen Handelsreise, sahen und kaufen konnten, breitete sich jetzt in größerer Fülle und Mannigfaltigkeit bei ihnen zu Hause aus und auch vor den Blicken jener zahlreichen Einwohner, die keine so weiten Reisen zu unternehmen vermochten. Die Phönizier drängten dabei den iberischen Händler wenig zurück, sie verschoben nur seine Rolle; statt ihn weiter in der Ferne handeln zu lassen, beschäftigten sie ihn jetzt im Inlande als Vermittler. Es entwickelte sich ein höchst lebhafter Austauschverkehr. Die Phönizier hatten große Bedürfnisse an Blei, Silber, Kupfer. Das Silber wurde so massenhaft gefunden, daß sogar die einfachsten Gebrauchsgegenstände und selbst die Schiffsanker aus diesem Edelmetall hergestellt worden sein sollen. Silber, Blei, Kupfer waren es, womit sie die Größe ihres Handelsstaates bauten und ihre Züge bis hinauf nach dem nördlichen Britannien sowie nach den deutschen Küsten und sogar bis auf die Inseln des Atlantischen Ozeans ausdehnten. Überall an den

spanischen und nordafrikanischen Küsten des Mitteländischen Meeres errichteten sie Faktoreien, die sie befestigten, um sie gegen Räuberbanden und Raubangriffe der Eingeborenen zu schützen. Sie waren die ersten, die das Mittelmeer zu einem verbindenden Verkehrselement machten. Durch ihre Hände und Zungen entfaltete sich die Pracht der assyrischen, babylonischen und ägyptischen Kulturen bis nach Spanien. Namentlich die ägyptische, die in jenem Jahrtausend auf den Höhen ihrer Bildung sich auf und ab bewegte. Semitisch war sie und im Blute verwandt mit Afrika, den Berbern und auch den Iberern. Als große Reeder, als mächtige Bergwerksbesitzer, als Händler vermittelten die Phönizier den Iberern ein feineres Denken und Benehmen. Sie brachten ihnen die Buchstabenschrift. Ihre Religion, die ein mächtig gestalteter Naturdienst war, erklärte, wenn auch ungeheuerlich, in ihnen das, wonach sie sich selbst schon stets, wenn auch dunkel, gerichtet hatten. Es war der rätselhafte Zug der Winde und der Gewässer; die Gewalt der Sonne und Gestirne mit ihrem Wandel durch die Zeiten des Jahres; der Rausch und die schicksalformende Macht der Blutleidenschaften.

Mit der größten Klugheit hüteten die Phönizier die Geheimnisse ihrer Farben-, Tuch-, Glas-, Metallfabrikation, ganz besonders aber die Wege ihres Handels. Da sie dazu nicht herrsch- und ländergerig waren, sich mit dem Besitz der Bergwerke begnügten und sich in die Gauverwaltung der zahlreichen Stämme der südlichen Halbinsel nur bezüglich ihres Handels einmischten, ging von ihnen Segen über Segen, Anregung über Anregung aus, ohne daß es ihre tatsächliche Macht bedrohte. An die

600 Jahre saßen sie so auf der Halbinsel. Ihre zwei größten Handels- und Schiffahrtshäfen bildeten auf spanischem Boden Gadir, das heutige Kadix, und ihm fast gegenüber jenseits der Säulen des Herkules, des Passes von Gibraltar, das nordafrikanische Agadir. Etwa 1100 v. Chr. wurden sie gegründet. Malaga, Corduba, Ablera (Adra), Hispalis (Sevilla), an dem silberführenden Guadalquivir, den sie Bätis oder Tartessus nannten, stammen von ihren Gründerhänden. Unter ihnen sollen auch zuerst Juden nach Nordafrika und Spanien gekommen sein, doch als Arbeiter. Im Maße aber der Handel, der Erwerb und der Verkauf ein Zwang für die phönizische Größe war, in demselben Maße erweckte er Neid unter Völkern, die sich genügend zum Wettkampf befähigt glaubten, oder die die Fähigkeiten dazu erst durch das Beispiel der Phönizier erworben hatten.

So erfüllte sich auch an den Phöniziern trotz ihrer klugen Festigkeit, womit sie ihre Geheimnisse hüteten, jenes Gesetz der Natur, wonach der Baum danach wächst, wie er sich in der Erde verwurzelt und sich dort nähren kann. Da der Phönizier auf fremdem Boden sich nirgendwo tief und innig verwurzeln und sich so dem Boden anpassen, also verwandeln wollte, mußte der erste wahrhaftige Volksorkan diesem Volk, das so vorsichtig und geschickt durch Stürme steuern konnte, gefährlich werden.

DIE GRIECHEN

Die ersten Konkurrenten, die mit den Phöniziern um die Handelsmacht stritten, waren die Griechen. Um 900 v. Chr. sollen zuerst die Rhodier, in den folgenden Jahrhunderten auch die Samier und die Phokäer gelandet sein. Auch sie wollten keine Wurzel fassen; auch sie sich nicht mit dem eroberten Boden vermählen. Wie die Phönizier wollten sie nur handeln. Sie gehörten aber zu jenen unruhigen Indogermanen, denen auch die Kelten entstammten. Sie handelten nicht nur, sondern sie bildeten auch durch Wort und Stein in ganz anderer Weise als die mit ungeheuren Verhältnissen rechnenden und schaffenden Phönizier. Bei den Griechen gestaltete sich alles weniger gattunghaft, dafür persönlicher; ihre Maße waren von bestrickender Gefälligkeit. Sie bezogen die Natur auf sich, sie fühlten sich weniger in sie gebettet und von ihr getragen. Ihr spekulatives Denken und Formen erstrebte eine Befreiung von der Natur und erzielte ihre Beherrschung. Obgleich sie namentlich um Sagunt, ihre bedeutendste Gründung, nicht ohne Einfluß blieben; obgleich sogar Spuren ihrer Handelszüge im nordwestlichen Gallicien gefunden worden sind, kamen sie doch nicht mit den nordspanischen Kelten und zentralspanischen Keltiberern, ihren Blutsverwandten, in eine tiefere Berührung, die den keltisch-indogermanischen Hang in diesen Völkerschaften noch mehr beunruhigt hätte. Die mächtigen Phönizier konnten mit ihnen Schach spielen und gestatteten ihnen nur, sich an der Südküste, eben bei Sagunt und bei Emporiae, niederzulassen. Doch geschah es inselhaft. Eine



Festung bildeten sie, einen Fremdkörper unter den semitisch-berberisch-iberischen Bewohner, die wenig von ihnen wissen wollten.

Als es dann die Karthager den Griechen und Phöniziern nachmachten, indem sie ebenfalls nach dem nahen Spanien hinüberfingerten und sich im metallstrotzenden Murziagebiet in größerer Menge einfanden, bekämpften sie zuerst die Griechen, die erlagen, worauf der griechische Einfluß noch mehr zurückgedämmt wurde.

VI

DIE KARTHAGER

Semiten auch sie, doch afrikanische, wahrscheinlich mit berberischen Stämmen vermischt, besaßen sie im hohen Maße sowohl die phönizische händlerische Geistigkeit, die ihre Kultur als eine Fortsetzung der phönizischen zum noch mehr Gewaltigen hin erscheinen läßt, wie auch die Leidenschaft der Nordafrikaner, die gänzlich besitzen wollten, was ihre Tüchtigkeit erwarb. Es waren zwei gegensätzliche Neigungen, die die größten Spannungen erweckten. Sie führten zur Ausbildung einer Kastenregierung, zu der Herrschaft großer Händlerfamilien, die alles unter sich beruflich aber sklavisch formten und alles über sich durch ihre alleinige Macht zu ersetzen und zersetzen strebten. Stets bekämpften sie einander, und die Gegensätze ihrer Anlagen riefen zwischen den Feldherren der mächtigsten Händlerfamilien und dem heimatlichen Senat jene Zwiste hervor, wovon der zwischen Hannibal und der Staatsregierung den Untergang ihres Staates zur Folge haben sollte.

Die Karthager waren die ersten Fremdvölker, die die Halbinsel einesteils phönizisch-händlerisch behandeln, sie andernteils aber auch auf berberisch-iberische Weise tatsächlich besitzen und ihr völkisches Geschick prägen wollten. Beides konnte nicht ehrlich, nicht auf jene Weise geschehen, die auch letzten Endes fruchtbar für die Eingeborenen wurde. Aus ihrem geistig händlerischen Hang entwickelte sich eine unersättliche Gier zur Ausbeutung. Ihre berberisch-afrikanische Neigung zum Besitz trieb sie an, zum erstenmal die Fruchtbarkeit aller eroberten Gebiete der Halbinsel auf das üppigste zu steigern. Indem sie jedoch die Iberische Halbinsel zu einer Kolonie gestalteten, ohne irgendeine Verpflichtung, sich mit ihr näher zu verbinden, begingen sie das erste kosmische Verbrechen in Spanien. Es war nur natürlich, daß sie stets Aufruhr und Kampf erregten, und daß die Ernteruhe, die sie sich beschafften, nur die von Leichenfeldern und die Todesstille um Tyrannen war. Sie waren es, die die aufgespeicherten Gegensätze der nördlichen Keltiberer und Kelten zu den südlichen Iberern und Berbern entzündeten und jenen schlafenden Wirbelsturm von Ost nach West, von West nach Ost in einem ungeheuren Maße entfesselten. Unter den donnernden Tritten ihrer Söldnerkeile erhob sich die wilde Erde durch die mit ihr verwurzelten und wie sie zerklüfteten Völkerschaften. Es begannen zerfleischende Kriege mit wahnsinniger Vernichtungslust. Zum erstenmal offenbarte sich auf der Halbinsel mit höllischen Schrecken das Gesetz der Landschaft, wonach man nicht ungestraft ihre Wesenheit vergewaltigen und den Zug ihrer Gebirge und die Fingerzeige ihrer Gestalt mißachten darf. Afrika diente

nur als Ausgangspunkt zum Norden. Die Karthager taten so, als ob das Angesicht der Gebirge, das nach Afrika hinwies, von ihnen umgekehrt werden könnte. Der Zug Hannibals über die Pyrenäen und Alpen nach Norditalien war der Taumel eines Wahnsinnigen. Wie alle späteren kleineren Züge anderer Afrikaner und ebenso wie die noch späteren Züge der Kastilier nach Flandern, war es ein Vergehen gegen den geheimen Sinn der Natur, gegen den göttlichen Geist, der auch durch die Gebirge spricht. Als eine grauenhafte, aber natürliche und selbstverständliche Rache der Erde erscheint das katastrophale Ende solcher Überheblichkeiten des Denkens über den Körper.

Eine jener Streitigkeiten, die zwischen den Völkern Iberiens der Verschiedenheiten ihrer Bedürfnisse wegen sooft ausbrachen, entfesselte dies Geschick. Im Kampf mit den Turdetanern des Guadalquivirstromes der Ebene riefen die Guadetaner, die um Gadir im Mündungsgebiet desselben Flußes saßen, die Karthager um Hilfe. Diese eilten herbei, wurden aber von den Turdetanern und Phöniziern geschlagen. Doch ihre heuchlerische List, womit sie den Siegern die friedlichsten Gesinnungen vorgaukelten, erlaubte es ihnen zu bleiben, sich zu verstärken und dann zuerst jene zu unterjochen, zu deren Beistand sie gerufen worden waren. Mit ähnlicher Falschheit warben sie um Freundschaft unter den Nachbarvölkern, lockten sie als Söldner in ihr Heer, und ihre kaufmännische Behandlung der Heeresfolge sicherte ihnen Erfolg auf Erfolg.

Sie breiteten sich überall da aus, wo nur etwas für ihre Habgier zu holen war. Sie zerstörten vollends

die Macht der Phönizier. Nur die Griechen leisteten ihnen jetzt an wenigen Orten erfolgreichen Widerstand.

Schon aber war ihr widernatürlicher Hang nach dem Norden mit den mächtig sich regenden Römern in Zwist geraten. Die Punischen Kriege entbrannten und zwangen die Karthager zwei Jahrhunderte lang, sich weniger mit Spanien zu beschäftigen, bis daß Hamilkar, Hasdrubal und Hannibal Spaniens Metallreichtümer und Getreideäcker zur Finanzierung ihres Kampfes gegen Rom in jener schauerlichen Gewalttätigkeit ausbeuteten, die nur in den Untergang führen konnte. Dabei wurden nun auch die letzten griechischen Kolonien vernichtet. Die nordischen Stämme aber kamen in die innigste Berührung mit der phönizisch-karthagischen Kultur, die ihre ganz anders geartete Anlagen zu jenem Hasse entflammte, der im Ebrotale das Heer Hannibals um den vierten Teil vernichtete.

Die Halbinsel wurde ein von Aufruhr, Kampf mit und gegen die Karthager durchsengtes Gebiet. Die Leidenschaften eines jeden der zahlreichen Volksstämme brannten zur gegenseitigen Vernichtung in allen örtlichen Herden, schliefen mal einige Jahre, sammelten sich, erwachten von neuem, nun geschürt von den geheimen Sendlingen der Römer.

Die Zeiten waren voll von Verwesung und wollten Neues gebären. Die ganze Halbinsel schien von Wehen geschüttelt. Zu tausenden von Göttern flehte man ratlos um Hilfe und beschwor sie um Zeichen ihres Willens. Zu den dämonischen Göttern der Gestirne und des Bluts, zum Herkules der Phönizier, zum Tanit, zur Schlange und zum Moloch der Karthager erhoben sich die Hände. Tiere, Jungfrauen

und Kinder opferte man in Tempeln mit ungeheuren Stirnseiten, deren Quadern soviel galten wie das Dasein ganzer Völker in der Herrschaft der karthagischen Händlerkasten. Amulette und Figuren aus Edelsteinen, die mit bestimmten Sternen des Tierkreises in geheimnisvoller Beziehung standen, sollten Glück jenen bringen, die unter diesen Sternbildern geboren waren. Den Flug der Vögel studierte man. Aber die Priester lasen aus ihrem Fluge gen Afrika nicht das einzig wahre bedeutungsvolle Zeichen für ihre Rassen. Sie opferten vergebens. Alle ihre Götter enttäuschten sie. Geheimnisvoll ragten noch viele ihrer riesigen Stierbildnisse. War auch deren gewaltige Sprache stumm für sie geworden? Stürme ergriffen jetzt die Volksseelen, jenen geologischen ähnlich, die einst im Zuge von Ost nach West unter den Explosionen der unterirdischen Vulkane ihre Gebirgsläufe und ihre Kämme, Kegel und Festungsleiber gebildet, ihre Kessel und Labyrinth aufgetrümert hatten. Sie formten neue Schicksale. Ein gewaltiger Adler kreiste von Rom aus und zog über alle Länder seiner Peripherie. Nachdem die Karthagermacht in den Abgrund ewiger Stille gestürzt war, betraten die Römer mit ihrem Legionenschritt die Halbinsel.

VII

DIE RÖMER

Kamen die römischen Völker nun mal wieder wie Samen, den der Wind in neues Erdreich weht? Auch sie kamen erst nur wie die Raubvögel, die ihren Horst in der Ferne haben. Von Osten drangen sie herein, faßten militärisch kolonialhaft Fuß in den

Küstengebieten des Mittelmeers, kundschafteten und drangen nördlich vor. Es war der Marsch eines Menschen, der gegen den Sturm will, oder die Bewegung eines Schwimmers, der gegen den Strom schwimmt. Auf 2 m vorwärts wich er $1^{9}/_{10}$ m rückwärts. An die 200 Jahre gebrauchten die Römer auf solchem Kriegspfad gegen den Norden Spaniens. Ihre grausame Art zu kämpfen; ihr Krämergeist, der die freiheitsliebenden Bewohner als Ware behandelte und sie massenweise zu Sklaven verkaufte; ihr barbarisches Herrentum, die Unterworfenen zu knechten und die besiegten Befehlshaber und Offiziere zu verstümmeln; ihre intrigantenhafte Italiernatur, das mündlich und schriftlich gegebene Wort zu brechen, wann es nur ging und vorteilhaft für sie war; ihr diktatorisches Verfahren, womit sie die noch immer reichen Silber-, Kupfer-, Bleigruben Andalusiens und Murzias ausbeuteten, weckten nur den tiefsten Haß der stolzen Bergvölker.

Die ununterbrochene Kette von Kriegen war so fürchterlich, daß es den Römern schon bald schwierig wurde, für Spanien überhaupt Söldner zu verpflichten.

Die Iberer, Keltiberer und Kelten hatten unter dem Zwange fortwährender blutiger Selbstverteidigung dem Geist ihrer vielseitigen und zerrissenen Landschaft jene glückliche Art der Kriegsführung abgelernt, die nordafrikanisch war und in Nordafrika heute noch von den Berbern in der sieghaftesten Weise gegen alle Eindringlinge angewandt wird. Es war der Kleinkrieg, der Buschkrieg.

In Lusitanien, dem heutigen spanischen und portugiesischen Estremaduragebiete, erwuchs den Römern in Viriathus, einem ehemaligen Viehhirten, ein

Feldherr, der ihnen Schlachten lieferte, die wie große Abschlachtereien endeten. Die besten römischen Kriegsführer erschöpften sich dort, bis daß ihnen durch Bestechung gelang, die Selbstständigkeitsgelüste der Unterführer des Viriathus zu betören, so daß sie den gewaltigen und genialen Freiheitskämpfer schmähdlich umbrachten, worauf der traditionelle Vertragsbruch und die List der Römer sowie ihre unbarmherzige Grausamkeit die gänzliche Besiegung dieser Völkerschaften allerdings erreichten.

Ähnlich widerlich und unrühmlich war ihr Sieg im gebirgigen Nordosten des heutigen Nordkastilien. Zwanzig Jahre mußten die besten Feldherren Roms die lächerlich kleine Feste Numantia der Arewaker belagern; aushungern mußten sie sie, und als Seuchen die Besatzung hinrafften, zogen die Überlebenden den Selbstmord der Übergabe vor. Nur wenigen gelang es nicht umzukommen, und diese zierten in Rom den Triumphwagen jener, deren Kraft darin bestand, ihre eigene Schmach und Unfähigkeit in kriegerische Größe umzulügen.

Den äußersten Nordwesten, wo die Galicier saßen, haben sie niemals gänzlich bezwingen können; ebensowenig die Basken, die in ihren Gebirgskesseln und Höhlen ihre iberischen Rassencharaktere am meisten erhielten und hüteten.

Erst unter Augustus wurde die Unterjochung der Iberischen Halbinsel vollständig. Nun erst zeigte sich die Frucht jener römischen Klugheit, die sie von den Karthagern so stark unterschied, und die sie dem landschaftlichen Charakter der italischen Halbinsel nachgeahmt hatten; sie waren nicht absolut, nicht monarchisch, sondern republikanisch in dem Sinne,

daß sie die unterjochten Völker sich auf ihre Weise in den Rahmen ihrer Gesetze einfügen ließen. Die alte iberische Gauverfassung verfeinerten sie zu der Gemeindeverwaltung. Die Römer führten auch in Spanien eine Art von provinzieller Selbstregierung ein, was den so gegensätzlich, so verschieden gearteten spanischen Völkern eine gewisse Freiheit ließ. Durch eine zwar grausame Zucht sorgten die Römer für Ordnung, bauten große und gute Straßen, Städte, Brücken, Wasserleitungen, von denen die in Segovia noch bis vor fünfzig Jahren im Gebrauch war, errichteten Mühlen, führten den Göpelbetrieb für Brunnen ein, bauten Zirkusse, Triumphbögen, Bäder, Paläste. Alles war gequadert in ihrer mächtigen, zeitstrotzenden Art und gefügt nach einer Ordnung wie die ihrer Gemeindeglieder und die ihrer welterobernden Legionen; alles war für die Ewigkeit geschaffen. Ihre Hauptstadt in Lusitanien, Emerita Augusta, das heutige Merida, soll an Glanz, Reichtum und Größe mit Rom gewetteifert haben. Die römischen Veteranen, die aus dem Kriegsdienst entlassenen Söldner, siedelten sich an; und nun gehorchten große Teile des Römertums dem Zug der Erde; auch sie verwurzelten sich. Nun erst entstand Friede; die Hochzeit mit der Erde. Die ehemaligen Todfeinde wurden die tapfersten, die glühendsten Kämpfer Roms. Durch die Saat der Provinziallandtage, die Keime der späteren so wichtigen Cortes, bildete sich in dem nächsten Jahrhundert eine eigenartige, spanisch-römische Kultur.

Der Bergbau von Edelmetallen sowie von Eisen, Kupfer, Blei, der Gewinn von Salz wurden systematisch betrieben. Die Weberei von Leinen und Wolle, die Fabrikation von Gewändern, die Waffenindustrie

und der Handel entwickelten sich unter dem Einfluß der Sonderbegabung der einzelnen Volkschaften. Die Landwirtschaft, namentlich der Kornbau, gefördert durch Kanalisation, lieferte, ähnlich wie in gewissen karthagischen Zeiten, solche außerordentlichen Erträge, daß Spanien zur wichtigsten Kornkammer Roms wurde. Römische Sitte, Tracht und Sprache verbreiteten sich von Süden aus, verwandelten sich langsam unter dem Einfluß der alten Sitten und Trachten und Sprache in ein Gemisch, wovon heute noch wesentlich die spanischen Mundarten zeugen. Die römischen Münzen förderten den Geldverkehr. Namentlich die Bewohner Andalusiens nahmen an der geistigen römischen Bewegung inniger Anteil als die Gallier in Frankreich. Die Kaiser Trajan und Hadrian wurden in Sevilla, Theodosius in Galicien geboren. Bedeutende Schriftsteller der römischen Kaiserzeit stammten aus Spanien. Der Bewohner Musik mit Schellentrommeln und Flöten, ihre Tänze in jenen Formen, wie wir sie heute noch in Spanien finden, erreichten eine von den Römern feinschmeckerisch gekostete Entfaltung.

Diese Tänze zeichnen sich aus durch ein eigentümliches Verhältnis; die Tänzer gehen nicht aus sich, sondern aus einem Kreise gleicher Tänzer oder aus den Zuschauern heraus; sie tanzen nicht zu zweien, berühren sich nicht, sondern tanzen einzeln, aber gleichsam als Figurensprecher ihrer Umgebung. Diese Umgebung nimmt an den Tänzen durch Zurufe und Klatschen teil; sie begleitet und verstärkt den Rhythmus des Vortänzers, der die Umgebung gewissermaßen auf sich bezieht und daraus die leidenschaftlich schöne Kraft der Bewegung schöpft. Diese orientalisches-afrikanische Art, aus dem Äußern sich

selbst zu entwickeln, sollte später auch auf vielen andern Gebieten bedeutsam und unter den Arabern zur Kulturbewegung werden.

Was durch kluges Eingehen der Römer auf die Eigenart der Bewohner und ihrer Gebiete gefördert werden konnte, gedieh und schuf in üppigster Mannigfaltigkeit Werte. Durch das republikanische Element der römischen Herrscher war nun eine Einigkeit erzielt, indem man der Vielfertigkeit Gerechtigkeit erwies. Afrika schien erledigt. Aber es schlief nur. Auf gänzlich unerwartete Weise erwachte es und rächte sich.

Das Römertum war die letzte, weil am höchsten entwickelte Form einer Gemeinschaft, wie sie auch in anderer Art bei den großen Völkern vor ihnen bestand. Zwar war es auch nur eine Kastengemeinschaft, ein Zusammenschluß des mächtigsten Standes. Bei den Römern umfaßte er zuerst nur die freien, das heißt die produktiven Bürger der Stadt Rom. Später wurde dies Bürgerrecht auch auf die Kreise auswärtig erobeter Völker ausgedehnt. Wer dieses Recht besaß, war frei. Die Freiheit war also nicht persönlich, denn nur als Glied war der Mensch frei. Sein Freiheitsgefühl lag im Spüren der Funktion, wodurch er je nach Stellung, Macht und Begabung Teil nahm am Leben, an der Arbeit und an der Regierung des Gesamtkörpers. Seine Gedanken über die Freiheit entsprangen der Klärung der Funktion in der Polis, der Stadtgemeinde. Je mehr sich die Funktion der Polis durch das riesenhafte Anwachsen des Staatskörpers ausdehnte, desto vielseitiger, vielgliedriger wurde sie nicht nur, sondern auch unübersichtlicher und unbeherrschbarer. Mit der wachsenden Gier der einzelnen, Einfluß darauf zu ge-

winnen, entstanden die römischen Bürgerkämpfe, die diese Verfassung immer mehr lockerten. Nach und nach zerfiel die gliedhafte Freiheit in eine anarchiehafte Selbstbehauptung des einzelnen. Der Zerfall des Römertums begann. Er kam notwendig aus dem Wachstum eines Volkes, das seine Verfassung nicht den veränderten Lebensbedingungen eines Reiches anzupassen vermochte, das die verschiedensten Rassen und Landschaften umfaßte. So republikanisch die Römer handelten, so taten sie es doch stets von Rom, von ihrer Lage und Heimat aus, und sie weckten deshalb nur immer stärker den Eigenwillen der fremden Rassen und den Einfluß der fremden Landschaften. Diese zersetzende Bewegung war schon in Fluß, als die Halbinsel im Blutkreislauf des römischen Staatskörpers aufging. Im Grade, wie diese Bewegung alles bisher organisch Festgefügte lockerte und zerfraß, konnte etwas Neues keimen. Die alte Welt zerbarst endgültig. Jetzt endlich fing ein ganz neuer und anders atmender und gestaltender Weltzug an, sich zu regen.

In Spanien sollte er schon bald frühlingshaft, aber spanisch frühlingshaft, im brennenden Rausch die Adern verjüngen unter Stürmen, die alles Alte und Morsche und Gestorbene absplitterten und zu neuem Werden verwehten.

Es kam nämlich über die Iberische Halbinsel eine rein seelische Bewegung, doch auch in dem geheimnisvollen Zug von Ost nach West mit ihren tieferen und schwächeren Gegenströmen. Wie die vulkanische Landschaft sich in vorgeschichtlicher Zeit unter diesem Zuge revolutionär wirbelhaft und schluchtenhaft bildete, so weckte diese seelische Bewegung die Kraft in jedem einzelnen und so auf neue Weise die

alte Freiheitslust der Stämme. Der Dreieinige Gott hatte sich offenbart im Menschensohn, der die Schuld der Menschheit auf sich nahm und nach seinem Kreuzwege und Opfertod auf Golgatha in die Wohnungen seines Vaters zurückkehrte und die neue Heilskirche als seine Körperschaft hinterließ. Er kam aus den Himmeln und kehrte in sie zurück. Das war eine Bewegung, wie sie dem Leben der Heiden bisher fremd geblieben war.

Nun waren ihre Götter, die immer Rassen- und Familiengötter gewesen und von unten her, dem Irdischen heraus, Geist geworden waren, entthront. Nun war es nicht mehr nötig, blutige Opfer zu bringen, um die Gunst des einen Gottes gegen die Mißgunst des andern zu erregen. Auch brauchten die Götterbilder der besiegten Völker dadurch nicht mehr versöhnt werden, daß die Sieger sie miterschleppten und ihnen neue Altäre bauten. Nicht mehr brauchte das Priesterauge auf den Flug der Vögel achten, noch die Eingeweide der Tiere untersuchen. Alle diese Handlungen waren ratlose, wirre Bewegungen geworden, die im engsten Umkreis jenes Göttliche suchten, was nun vom Himmel her Mensch geworden war, starb, auferstand und wieder in den Himmel zurückkehrte.

Das war eine Heils- und Opferhandlung aus Gott und in Gott, es war eine schöpferische Bewegung, die Himmel und Erde umfaßte und den Lauf aller Kreatur vom Aufgang zum Niedergang bestimmte. Mit der heiligen Gottesmutter, den Aposteln, Evangelisten und allen Märtyrern stiegen alle heiligen Seelen in der Gemeinschaft Christi zum Andenken die goldene Leiter des neuen kosmischen Kirchenjahres auf und ab.

Über Stufen der Erleuchtung fügte sich der gläubige Christ ein in diese Rangordnung, diese Hierarchie, immer höher, immer reiner. Es geschah noch ähnlich, wie der römische Bürger sich äußerlich einordnete in die Funktion der Stadtgemeinde. Doch schon war die seelische Freiheit eine persönliche Tätigkeit im mystischen Körper Christi. Freilich noch nicht wie später empfand der Christ rein individuell. Deshalb ergriff ihn auch noch nicht wie später das Leiden Christi, sondern mehr der Triumph Christi über das Leiden, über den Tod und über die ganze irdische, so furchtbar gemarterte Welt.

Völker in all ihrer Verschiedenheit, Herren und Sklaven, erlöste diese triumphierende Bewegung aus ihrer sklavischen Gebundenheit. Als Sohn Gottes hatte Christus auf Erden menschlich vollkommen gelebt. Und seine Liebe strahlte aus der Ewigkeit, dem Jenseits aller Welten, in einem unaufhörlichen Gnadenstrom. Seinem Vorbild nachzueifern, sittlich so rein zu leben und so edel das Leiden der Erde zu überwinden, wurde zur Aufgabe jedes Christen. Der Urfriede des heiligen Geistes war der ewige Lohn. Zum erstenmal schwebte allen Gläubigen sichtbar ein Ideal über der Erde aller Himmelstriche. Der Mensch begann in neuer Form sich von der Erde zu lösen.

Im Süden wie im Norden verbreitete sich diese gewaltige Bewegung schnell, begünstigt im Süden durch den fanatischen Hang zur formenden Tat und zum regen Liebesleben, im Norden unter den keltischen Bewohnern durch den Hang zur Einbildung, zur Idee, die kein Gedanke, sondern ein Spiegelbild der inneren Sinne ist.

Durch diese verschiedenen inneren Gefühlswege

der nördlichen und südlichen Menschen gipfelte die Bewegung doch bei beiden in der tiefen Neigung zum Bilderkultus.

Dieser Bilderkultus entsprach der Hauptfähigkeit der Menschen dieser sonnigen Erde, das Unausdenkbare, das Göttliche, anstatt durch gedankliche Begriffe durch plastische Vorstellungen, durch Gleichnisse herzlich zu ergreifen. Ihr Leben steigerte sich in Gefahren und bitterer Not zu dem Rausch, eben diese Gefahren, eben diese bittere Not durch äußere Bilder zu gestalten oder sie an bestehenden Bildern sichtbar zu erfassen und dadurch erkennen und überwinden zu lernen.

Für den nördlichen Urnomadentypus, dessen Wanderdrang das römische Heer in seinen Zügen nicht mehr genügende Betätigung bot, riß die christliche Heilsbewegung seelische Weiten auf mit dem nie empfundenen Anreiz, sie mit religiöser Phantasie zu durchschweifen; im südlichen berberischen Ursiedlertypus erwachten die Möglichkeiten einer persönlichen Befreiung und neuer Pflege der feinsten und innersten Gaben paradieshaft üppig. Gott offenbarte sich ihnen durch den Leidensweg Christi in einer Weise, die ihre eigenen furchtbaren Lebenswogen zu ihrem Eigensten und Innersten himmlisch erklärte und ein Ziel zeigte, wogegen alles, was ihnen die Römer boten und geboten hatten, in ein Nichts versank. Die Predigten und die wunderbaren Beispiele der ersten Glaubenszeugen, die zwar bisher wenig durch die späteren Geschichtsforscher aufgeklärt sind, die aber fabelhaft gewesen sein müssen, schenkten allen Stämmen eine Trunkenheit von solcher Kraft und Wonne, daß Spanien einer der Kronzeugen des Christentums wurde. Unter den

Christenverfolgungen der römischen Kaiser brachte es eine schier unübersehbare Reihe von Märtyrern hervor, die auf demütigste und glutvollste Weise dieselbe rätselhafte Tapferkeit bewiesen, die den Römern in den ersten Zeiten ihrer Kämpfe solch entsetzhaftes Staunen einflößte.

Schon bald unterschieden sich zwei Arten der Heilsbewegung. Die Richtung der göttlichen Offenbarung ging vom Innern Gott-Vaters aus nach außen und gleichzeitig von außen durch die Auferstehung und Himmelfahrt seines Sohnes zu ihm zurück. Zu den Menschen kam die Offenbarung von außen, um ihr Inneres zu erleuchten. Als Hingabe an Gott zog sie durch alle ihre Werke wiederum von ihrem Innern auswärts.

Es sollte sich zeigen, daß die Menschen unter dem Einfluß ihres erdgebundenen Blutes entweder der Heiligung von außen nach innen oder der Heilsrichtung durch das Zeugnis von innen nach außen sich eifriger hingaben.

Die südlichen Spanier, wie später die Gläubigen des Islams, neigten dazu, alles auf ihr Inneres zu beziehen, alles Äußere: Arbeit, Erwerb, Gebet zur Bereicherung ihrer Seele zu benutzen. Dagegen neigten im nördlicheren Spanien die Menschen dazu, aus der durch die Gnade und den Glauben empfangenen inneren Ansicht heraus den Heilsweg durch die Tat von innen nach außen zu erproben und zu gehen.

Jene, die mehr der Bewegung von außen nach innen, als der hauptsächlichsten und wichtigsten zu ihrem Glück folgten, waren die Sesshaften. Jene andern, die von innen heraus ihre Auffassung durch ihre Werke zu gestalten liebten, um so ihr höchstes Glück und ihre Erlösung zu finden, waren die Wan-

derer, die Nomaden, die zum Krieg in die Ferne, zur Industrie und zum Handeln ins Weite neigten.

Wie es Berber gab, die die unsichere Fruchtbarkeit ihrer Erde, die hier ein Sandsturm vernichten und die dort ein guter Westwind wieder aufleben lassen konnte, zum Nomadenwesen erzog, so gab es auch unter den keltisch-berberischen Stämmen manche, die, obgleich zum Wandertypus ursprünglich gehörend, unter dem Segen ihrer Landschaft sesshaft wurden. Neben den niemals ganz erlöschenden Blutanlagen bestehen außerdem die durch den Fleiß der Nachahmung erworbenen Fähigkeiten. Wie so die Urtypen sich vermischten und ständig der Hauptzug ihres Wesens vom Nomaden zum Siedler schwanken konnte, ebenso unbestimmt schwankten die inneren Heilsrichtungen. Erst unter der Araberherrschaft siegte in Spanien der Siedlertypus vollständig und entfaltete sich allen sichtbar und beweisbar in den Werken eines Menschentums, das alles Äußere auf sein Inneres bezieht. Erst unter den Kastiliern entwickelte sich in Spanien der entgegengesetzte Zug von innen nach außen durch die handelnde und gestaltende Tat.

In den Anfangszeiten des Christentums flammte der Einfluß der Landschaft noch unklar, mehr gefühlsmäßig. Doch schon da zeigte sich der afrikanische Orient in der Glaubensglut, womit die Lehre des Athanasius (die des späteren Katholizismus) von der Dreieinigkeit Gottes und der göttlichen Wesenheit Christi kämpfte gegen die Lehre des Arius, die die Gottheit Christi mit einem mehr dialektischen und kritischen, aus der äußeren Erfahrung schöpfenden Denken leugnete. Die geographische Zerklüftung der Halbinsel förderte diese Kämpfe außergewöhn-

lich; es förderten sie freilich ebenso die vielen Wege, sowohl die der Heeres- und Handelsstraßen wie die der Einheitssprache, die die Römer zur Beherrschung und Ausbeutung geschaffen hatten, und die nun die zahlreichen Mittel der neuen geistigen Bewegungen wurden.

Unter den fanatischen Religionszwisten und unter den Christenverfolgungen der Römer verfiel die spanisch-römische Kultur schnell. Die Wirtschaft erlahmte, und das Volk verarmte, je mehr es für sein christliches Seelentum, alles Irdische aufzugeben, durch seine Bedränger verleitet und gezwungen wurde.

Als dann die große nordische Völkerwanderung, gegen die das sterbende Römertum seine letzten Kräfte zum Schutz seiner besten Kolonie einsetzte, immer gewaltiger nach der Halbinsel strebte; als das römische Reich sich in das west- und oströmische geteilt hatte, da verfiel Spanien nach und nach immer wehrloser den Zügen dieser frischen nordischen Naturvölker.

VIII

DIE WESTGOTEN

Von den Germanen, die Völker im Zustande des rohen Nomadentums waren, überschwemmten die Alanen den östlichen Süden bis Andalusien; in Andalusien überwogen die silingischen Vandalen; die asdingischen Vandalen und die Sueven bemächtigten sich des Nordens und Nordwestens. Es geschah unter stetigen Kämpfen, worin bald auch die gotischen Truppen des weströmischen Reiches von Barzelona her eingriffen und bald ganz Spanien noch

einmal für Westrom eroberten. Als Beute erhielten sie überall zwei Drittel des Bodens. Zwar gewannen mal wieder die Vandalen, mal die Sueven die Oberhand, dehnten ihre Reiche im Süden und Nordwesten aus und befestigten sie auch wohl, wurden aber bald wieder geschwächt, so daß die Westgoten sich besser behaupteten.

Noch ehe die Vandalen Zeit hatten, sich mit der eroberten Erde zu verwurzeln, verließen sie Spanien, getrieben von ihrer Wanderunruhe und gelockt von der größeren Fruchtbarkeit Nordafrikas. Sie setzten sich in den nordwestlichen Küstengebieten Marokkos fest, wo sie bald so vollständig zersprengt und von der Landschaft aufgesogen wurden, daß sie kaum eine Spur ihres Wesens zurückließen.

Auch die Geschichte der Sueven und Alanen im Nordwesten und vollends die der Westgoten Spaniens ist einer der fürchterlichsten Aufsaugungsprozesse von Menschen durch die Erde. Nur ging es nicht so schnell wie mit den Vandalen in Afrika, und kein Wüstensand verwehte gänzlich und für ewig alle ihre Spuren. Wir können sie im Gegenteil genau verfolgen, fast so genau, wie heute der Naturforscher den chemischen Zersetzungsgang einer sterbenden Pflanze zum Aufgang ihrer Elemente in neue Daseinsformen verfolgen könnte. Dieser Untergangs- und Aufgangsprozeß der germanischen Völkerschaften auf spanischem Boden wurde mit jener furchtbaren und grausamen Unerbittlichkeit geführt, womit die Erde und ihr Geisteszug jeden erfaßt, der sich trotzig oder hochmütig gegen sie auflehnt.

Der ganze Stolz, namentlich der Goten in Spanien, bestand im hartnäckigen Willen, ihre Sitten, Gebräuche, Sprache, Religion zu erhalten. Ihre ganze

Herrschaft während 400 Jahren reihte zwar Ring an Ring; blutige Schlachtenringe waren es; doch sie verfesselten sich dadurch sklavischer der roten spanischen Erde und verfielen ihr zum Schlusse gänzlich.

Diese ungeheure Kampfbewegung des Bodens, der die Menschen begatten und sich anpassen möchte, gegen den fremden nordischen Menschen, der mit all seinen bedeutenden Kräften das Recht der freien Persönlichkeit, so wahnsinnig es erschien, wahren wollte, erschüttert, zumal da die Goten kaum etwas von ihrer Eigenheit den vorgefundenen Sitten, dem Rechtsempfinden, der Staatsauffassung sowie der religiösen Richtung einprägen konnten.

Schon oberflächlich betrachtet, stürzen offen und blutig oder schleichen geheim und giftig Kräfte aufeinander, die sich ihrer Natur nach nie vertragen, sondern nur gegenseitig aufzehren. Der Goten sehr persönlich geartetes Wesen gipfelte in der Meinung von sich selbst. Deshalb wählten die Gauführer, die den hohen Adel bildeten, ihren König und suchten seine Entschlüsse stets zu bestimmen. Aus demselben Drang nach persönlicher Macht strebte jeder erwählte König danach, das Wahlkönigtum in ein Erbkönigtum zu verewigen. Dadurch entfesselte er jedesmal die tödliche Feindschaft des hohen Adels gegen sich und seine Verwandtschaft.

Die Goten hatten das Arianische Glaubensbekenntnis angenommen, das Jesus Christus dem Ursprung nach mit Gott verband, doch nicht dem Sein nach. Gott gab es für sie nur in einer Person. Es war ein Glaube, der einfacher ihrem, der bildhaften Ansicht abgewandten und mehr dem rein verstandesmäßigen Denken zugewandten Wesen entsprach. Viel mehr noch als die keltisch-iberischen Urbewohner des

spanischen Nordens, lebten die Goten von innen nach außen. Das Denken und Wesen der südlichen spanischen Einwohner bediente sich aber wesentlich des Auges; es war bildhaft und bezog das Äußere auf sich. Ihre religiösen Bedürfnisse erfüllte inniger und natürlicher der Glaube, daß Christus auch ein Gott sei und im Mysterium der Dreifaltigkeit mit seinem Vater und dem hl. Geiste eine göttliche Einheit bilde. Die Priesterschaft des gotischen Arianismus stärkte deshalb mit der Leidenschaft, die aus den Tiefen des Blutes stieg, jene Elemente des Landes im Kampfe gegen die Lehre der Strenggläubigen, der Anhänger des Athanasius, später Katholiken genannt. In Sevilla wurden die Kämpfe lebendig; in Toledo aber wurden sie entschieden; dem Boden gemäß mußte es zugunsten der Katholiken geschehen.

Der gotische Adel verabscheute es, Ehen mit Eingeborenen einzugehen; streng und hochmütig verheiratete er sich nur mit seinesgleichen, was ihn immer mehr isolierte und seine Kräfte fesselte.

Der gotische Adel hielt nur Krieg und Regierung für seiner würdig. Er verschmähte jede Art von Arbeit und Erwerb durch die Hände. Er lebte vom Dienst und den Mühen der durch Krieg Besiegten: der Pächter, der Sklaven. Sein Stand war wirtschaftlich unproduktiv; er erzeugte nicht; er verzehrte nur, zumal da er sich nicht mal um seine Ländereien leitend kümmerte.

Indem also die Goten politisch, religiös, geschlechtlich und wirtschaftlich ihr Gotentum in einem Lande leben wollten, das ihre Wesensart nicht hervorgebracht hatte, dem sie im tiefsten fremd waren und hartnäckig verächtlich fremd bleiben wollten,

beginnen auch sie, geblendet von ihrem Rassenhochmut, das größte Verbrechen, das es gibt: das kosmische, den Aufruhr gegen jene Natur, die sie zwar ernähren sollte, die sie dagegen nur beherrschen, der sie aber nicht auch gehorchen wollten.

Als Kämpfer begehrt sie zuerst heldenhaft, was sie später als verweichlichte Herren mit zäher Tücke erstrebten: sich selbst, ohne aber dafür auch etwas von sich selbst zu opfern. Ihr Leben war deshalb ein Sterben, ohne Früchte gegeben zu haben, was sich in der furchtbaren Unbedingtheit einer antiken Tragödie vollzog. Das niedere gotische Volk freilich lebte am Rande dieser Tragödie, erlag den Verhältnissen, verschmolz mit den Ureinwohnern, erfüllte die Gebote der Erde und bestand recht und schlecht, indem es sich hingab, während das Herrentum ihrer Führer sich in Sklaventum verwandelte, obgleich diese Adeligen fortfuhren, sich als Meister ihres Geschicks zu wähnen. Nichts ist schmerzlicher ironisch.

Die Kämpfe der gotischen Herren, sowohl um das Erbkönigtum wie um ihre Adelsvorrechte zermürbten und zersplitterten allmählich ihr Geschlecht. Ihr Kampf gegen das Athanasianische Glaubensbekenntnis endete mit einer Bekehrung zu ihm, die ihr König Reccared in Toledo vollführte. Es war ein kluges und feierliches Zustimmen nach einer öffentlichen religiösen kritischen Auseinandersetzung zwischen Arianern und Athanasianern; es blieb ein Wahn, sich durch das Bekenntnis zum Stärkeren selbst zu behaupten. Es stärkte nur noch mehr die Macht des orthodoxen Priestertums, das zur Erhaltung und Befestigung des katholischen Glaubens mit afrikanischer Hitze sich der Politik

bemächtigte, den Adel zurückdrängte und ihre zahlreichen Synoden zu wirklichen Reichstagen ausbildete, wo mehr über Politik als über Religion gehandelt wurde. Da schon begann Afrika sich in neuer Form den Norden Spaniens zu erobern.

Der spätere Gote Wamba wollte sein Gotentum gegen die Kirche dadurch behaupten, daß er die Macht des Klerus mit der Pflicht zum Kriegsdienst verknüpfte, aber er machte dadurch die Priester nur noch politischer. Er weckte und entwickelte in ihnen nun auch die Fähigkeit, Soldaten zu befehlen und Schlachten zu gewinnen, was die Kraft der Priesterschaft verweltlichte und ihren gefürchteten Einfluß vermehrte. Auch die Priesterschaft war kein produktiver Stand; auch sie lebte von der Arbeit anderer. Ihre Macht und ihr Reichtum stieg ungeheuerlich und verquickte sie vorherrschend mit den politischen und wirtschaftlichen Geschicken Spaniens. In den späteren Zeiten der spanischen Geschichte hat sich dies in den Kriegszügen gegen den Islam, gegen die Reformation, gegen das Judentum, gegen den freigeistigen Liberalismus ganz besonders gezeigt. Zur Gotenzeit offenbarte es sich schon in der Bedrängung der Juden, die zwischen den unproduktiven Hauptständen des Landes zu Händlern geworden waren, die bald große Besitztümer ansammelten. Furchtbare Verfolgungen gegen sie zielten nur darauf, ihre Vermögen in die Gewalt jener zu bringen, die infolge ihres wirtschaftsfremden Wesens von einem stets steigenden Geldbedürfnis getrieben wurden.

Die gesamte Verwaltung, namentlich das Gerichtswesen, entwickelte sich zu dem unheimlichen Werkzeug eines Verstandes, der in seinen gotisch-bizan-

thisch-römischen Zügen von der Rassenichsucht und in seinen afrikanisch-spanischen Zügen von der Idealität einer Glaubensinbrunst durchglüht wurde, die beide der Regelung, der Kontrolle, der Mäßigung durch die Möglichkeiten, Erfordernisse und Notwendigkeiten der Erde und ihrer Arbeiter, von dessen Gedeihen sie doch abhingen, entbehrten. Die Folge war eine Zerrüttung und eine Verarmung, die durch die örtlichen Verschiedenheiten und die Urstammesgegensätze zu einem Wirrwarr von Kämpfen führte, die die Größe und auch die Sorge einiger Herrscher nur noch vermehren mußte. Gegen das Ende dieser gotischen Herrschaft waren der Ackerbau und die Gewerbe verkümmert; die Halbinsel glich einem ungeheuren Trümmerfeld.

In diesem Aufreibungsprozeß traten die Berber und Araber auf wie chemische Salze; sie zersetzten den Rest und schufen neue Bindungen. Jenes Spanien, das unter den Goten mit so blind wütender Hartnäckigkeit sich nach dem Norden zukehren wollte, wurde von Nordafrika erneut umfassen. Die Massen seufzten; aber es war ein glücklicher Seufzer. Jene, die als gotische Herren soviel kosmische Schuld verbrachten und sich auch jetzt noch nicht beugen wollten, flohen nach Norden, in die zerklüfteten Gebirge der Pyrenäen und Kantabriens, wo sie sich in Höhlen und unerreichbaren Felsenhorsten verbergen konnten. Sie glaubten ihren Rassenhochmut zu bewahren, wurden hier aber gänzlich aus ihrer alten Blutsgemeinschaft gerissen. Zersplittert, nur darauf bedacht, ihr eigenes Leben zu erhalten, lernten sie unter den wilden Bergvölkern der Basken, Asturer und Galicier wieder das harte, rauhe und einfache Leben der Busch-

und Kleinkrieger führen. Jetzt endlich gingen auch sie mit der Erde ein Bündnis ein; sie vermählten sich mit dem Volk; sie brachten ihnen als Gut die Kenntnisse von Staatsverwaltung und Heeresorganisation. So entstand namentlich mit den Asturern und Neukastiliern eine Rassenmischung, die später eine neue, bedeutsame Rolle im Schicksal des gesamten spanischen Volkes spielen sollte. Diese Rolle sollte zwar weniger selbstmörderisch als die der Goten sein, doch nicht weniger verhängnisvoll und verderblich trotz der einzigartigen und blütenreichen hohen Zeiten.

IX

DIE ARABER

Die Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Nordafrikaner arabisch zu nennen, kann nur einen geistigen Sinn haben, denn die Eroberer waren zu meist Berberstämme, deren Kräfte aber durch den arabischen Mohammedanismus außerordentlich gesammelt, geleitet und geklärt wurden. Dies widerfuhr dem Berbertum erst in Spanien; ihre Bekehrung zum Islam hatte ja erst begonnen. Mancher Berberstamm verharrte in alten Anschauungen; es waren hauptsächlich jene, die durch die Natur ihrer Heimat zum Nomadenwesen gezwungen waren. Lange dauerte dieser Anpassungsprozeß an den Islam. Der Gegensatz der Berber zum Arabertum war einer der Ursachen, die auch während der Araberherrschaft in Spanien das Land selten zur längeren Ruhe kommen ließen. Doch der Islam siegte und durchfilterte die wesentlichsten Teile der Halbinsel mit seinem Wesen.

Zum zweitenmal seit den vorgeschichtlichen primitiven Kulturen der Berber in Spanien überzogen die Halbinsel Völker, deren Religion auf innigste Weise mit der Landschaft eine Einheit bildete. Gezwungen durch die trennenden Gebärden sowohl der wild zerrissenen Gebirge wie der gefährlich endlosen und einsamen Wüstenebenen, bezog der islamische Mensch alles Äußere auf sein Inneres, und ihre Lebensermunterung floß von außen nach innen.

Die Bewegung des frühen Christentums quoll von einer Sehnsucht aus und strömte zuerst noch innerlich durch die Möglichkeiten der Erlösung der erdbefangenen Seele den himmlischen Reichen zu. Diese östliche Wanderung der christlichen Seele in immer größere Horizonte veräußerte sich, wie wir in der gotischen Zeit schon bemerkten, selbst bei den Priestern in weltliche Herrschaft und in kriegerische Tätigkeit. Der spanische Christ gab sein Innerstes hin in die äußere Tat, ließ sich immer mehr hinreißen zu dieser Hingabe und prägte Staat, Krieg, Verwaltung mit derselben inneren „Idee“ oder Meinung. Er erstrebte triebartig den Aufgang des Seelischen in alle Handlungen der körperlichen Welt, begehrte letzten Endes eine Staatskirche, die Einheit des weltlichen Lebens durch die Ordnung des religiösen Geistes.

Bei den mohammedanischen Völkern verlief dieselbe Bewegung umgekehrt. Alles Äußere: Krieg, Wirtschaft, Politik, staatliche Pflichten und Sittlichkeit zog der Moslim nach seiner Kraft in sein Inneres; es sollte zur Sicherheit, Stärke und der Pflege seines Innenlebens dienen. Das Mittel dazu war die Form; das Wie wurde gewichtiger als das Was. Die Religion diente wahrhaft zur Bindung des

einzelnen an den Nächsten und an die rätselvolle Göttlichkeit. Sowenig man glaubte, Gott je erkennen zu können, sosehr glaubte man, daß er das Schicksal aller Menschen bewirke, denn „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde“. Er liebt alle, die ihn lieben, und vernichtet alle, die ihm widerspenstig sind. „Allah als Licht verhält sich wie eine Lampe unter einer Glasglocke, die in einer Nische steht. Die Glasglocke leuchtet wie ein flimmernder Stern.“ Es bedeutet, daß Allah durch die Lichtmeere und Nebelschleier vor der Welt der Menschen verborgen ist und dann noch durch die sieben Planeten umhüllt wird. Gott hat die ganze Welt in einem einzigen Akt erschaffen, damit sie ihn erfasse. Nichts wird; alles ist. Daher ist der Mohammedaner allem äußerlich Bildhaften fremd; er selbst ist durch sein Leben Bild. Wie wahr das ist, erlebt jeder Besucher seiner Länder. Wo der Orientale auch steht, was er tut, wo er sich auch mit anderen zusammenfindet, stets sind es Bilder einer uns unbegreiflichen Schönheit. Nichts wird bei ihm: alles ist, funktioniert als ein ewiges Sein durch Geburt und Tod zum Eingang in die Himmel des Lichts oder in die Hölle der Finsternis. Licht will zu Gott und Finsternis zum Teufel. Beide Welten bekämpfen sich. Die Engel dienen als Vermittler des Lichts, die Dämonen als Verführer zum finstern Bösen. Zwischen beiden steht der Mensch. Von seiner Einsicht hängt es ab, ob er die Zeichen der Engel auf sich zu ziehen weiß und ihre Vermittlungsgunst durch gute Werke gewinnt, oder ob er den Einfluß der Dämonen schlecht zu beschwören vermag. Zu seiner Hilfe dient der Koran. Durch tausend Vorschriften wird den Gläubigen die Form geschenkt, wie er sich zu allen

Stunden des Tages vom Frühgebet bis zum Nachtgebet, beim Waschen, beim Ankleiden, beim Essen, bei Empfang und Bewirtung von Gästen, bei Besuchen, als Richter und Angeklagter im Zivilrecht und im Strafverfahren, als Soldat und Heerführer, als Käufer, Händler, Arbeiter, Bauer zu benehmen habe. Durch die Form jeder auch der geringsten und intimsten Handlungen des täglichen Lebens zieht er magisch die guten Geister an und bekämpft er die bösen.

Ein Staat wie bei den Abendländern ist bei den Arabern unmöglich. Ihr ganzes Sein ist ja schon religiös geregelt. Was wir Staat nennen: ein äußeres Organ mit Polizei, Steuermacht, Kriegsmacht, Zivilrecht, Strafrecht, alles das sind für sie keine Mächte, sondern nur Funktionen im allgemeinen religiösen öffentlichen Leben.

„An jedes Menschen Hals ist sein Schicksal befestigt“, sagt er und ist Fatalist, von einer wunderbaren Ergebenheit in sein Schicksal, sei es schwere Krankheit, Krieg, Seuche, Mißernte, Verarmung oder Tod. Durch die Erfüllung der magischen Formen ist er außerordentlich einsichtig und umsichtig, ist er stets wach, stets „hell“, wehrt er sich gegen das Finstere, wodurch die Dämonen herrschen. Seine Spannungen bestehen in der Furcht, nicht genügend einsichtig und „hell“ das Äußere, alle Werke, alle Handlungen, alle Formen auf sein Inneres zu beziehen und in sein Inneres einzubeziehen.

Diese eigenartige Bewegung erweckte im Lande, das von den Pyrenäen bis zum Atlas einen zusammenhängenden landschaftlichen Körper bildete, ein Kulturleben, dessen Blütezeiten als das voll-

kommenste erscheinen, was diese Erde bis auf unsere Tage hervorgebracht hat.

Diese Bewegung von außen nach innen ließ, so religiös sie war, einen herrschenden theologischen Stand im abendländischen Sinne gar nicht aufkommen. Im Anfang gab es deshalb auch nicht mal so etwas wie Priester. Erst später taten sich besondere Erklärer und Lehrer all der vielen, oft dunklen Vorschriften hervor, und dann kamen auch besonders gut geschulte Formelkenner, Beschwörer und Magier, namentlich in den späteren Zeiten des strengen Buchstabenglaubens. Die höchsten Herrscher bekleideten auch die höchste kirchliche Würde; die Führer funktionierten als Vorbeter in der Moschee. Doch es berechtigte sie nicht, diese ihre religiöse Funktion als Mittel zur politischen Macht auszunutzen. Im Gegenteil war oft der politische Einfluß der genügsam, fast bettelhaft lebenden religiösen Lehrer, die im heutigen Marokko Marabuts heißen, größer als der der Krieger und Fürsten.

Die Folge des Triebes, alles Irdische persönlich auf das Innere zu lenken, war die reiche Entwicklung von Sekten, doch ohne den Drang, die andern gleich auszurotten; die Folge war eine außerordentlich reiche Entfaltung des philosophischen Denkens, doch kaum gegen den mohammedanischen Glauben, sondern in ihm, so lebhaften Streit es auch entfesselte; die Folge war, jeden Mohammedaner als gleich hochgestellt zu betrachten, denn auch der geringste vermochte sein Inneres so vollkommen zu bilden, daß er den äußerlich mächtigsten Fürsten überragte; deshalb war auch der Bettler keineswegs verachtet, sondern selbstverständlich liebwert behandelt; die Folge dieser Bewegung von außen nach

innen war ferner der Mangel jeder eigentlichen Apostel- und Missionstätigkeit. Zwar ist auch Allah der Gott der ganzen, und nicht nur der arabischen Welt; aber Allah hat schon vorher bestimmt, wer gut, wer böse, wer gläubig, wer ungläubig ist. Wie soll man da bekehren? Man kann da nur gegen die Ungläubigen kämpfen oder sie dulden. Und als man sie besiegt hatte, übte man gegen die Besiegten und politisch Abhängigen eine überraschende Duldsamkeit, ob sie nun Christen, Juden oder Heiden, ob sie Syrier, Ägypter, Perser, Nordspanier oder jene Germanen und Slaven waren, die von der Donau her als Leibgardisten den Emiren von Kordova dienten.

Derselbe Drang, alles Äußere für das persönliche Innenleben fruchtbar zu benutzen, machte seßhaft, weil die Seßhaftigkeit diese Neigung aufs allerbeste begünstigte; es machte sie aber auch zu fanatischen Verteidigern ihrer Freiheit, und ganz natürlich erschien ihnen das Jenseits, die Lichthimmel, als die höchste Form dieses seelischen Helle- und Wachseins. Dafür den Schlachtentod zu erleiden, weckte schon im voraus eine Wonne, die nicht nur ein äußerliches Versprechen des Korans ist, sondern eine Gewißheit, die ihnen ihr Blut im Laufe durch die Sinne zum Geist auf tausend Weisen verkündigte.

Alle ihre Werke sind Sinnzeichen, bei deren Anblick die Seele sich auf sich zurückzieht und heimlich zum sittlich schönen Leben bestärkt wird. Ihre Werke sind deshalb Gleichnisse, Parabeln, Märchen, Ornamente. Ebenso ihre Wahrheiten. Nicht eigentliche Schöpfer waren sie, vielmehr Umprägler. Die Urformen für ihre Bauten nahmen sie aus anderen Kulturen, und im allgemeinen erscheinen sie als die

großen Vermittler und Bezieher der Kulturfrüchte der Völker des äußersten Ostens.

Das Haus des Arabers ist ein Gleichnis zur göttlichen Wohnung, die durch die Lichtmeere und sieben Planethimmel geschützt wird. Das menschliche Haus wird durch die wenig befensterten Mauern gegen die Gefahren der Welt, gegen die heißen und kalten Winde, gegen Staub, gegen Feinde geschützt. Die Zinnen der Mauern sind wie Stacheln einer Rüstung, aber der Hufeisenbogen der Tore und Pforten schwingt einladend wohlсам im taktvollsten Tone der Gastfreundschaft. Die Zierate singen wie die Strophen eines Gesanges von der süß verschlungenen Buntheit des Lebensgenusses. Sie sind eine glückliche Vorbedeutung für die Teppiche, die im Innern die Freude weich erhöhen. Der Hof aber mit den Reinigungsbrunnen und die vielen sich darumlagernden Räume gleichen den Himmelhäusern in einem Horoskop. Viele Räume schmücken Zierbrünnelein, voll vom geliebten heiligen Wasser. Wie sich die Schwere der Wände nach unten hin auf schönen Bogensäulen zierlich verjüngt, das ist ein Lobgesang darauf, daß das Äußere, das körperliche Leben, nach innen gezogen und zauberhaft leicht geworden ist wie die Seele.

Seht euch nur so eine arabisch beseelte Säule an! Umgekehrt wie bei unseren Säulen und Pfeilern, die mächtig stark die auf ihr lastende Schwere von unten nach oben tragen, scheint diese mohammedanische Säule unter der Last dünn und fein ziseliert zu lächeln; die Schwere ihrer Bogen wird durch sie zum wolkigen Lufthauch, und das Gefühl, das ihr Anblick erregt, ist Seligkeit. In der Moschee zu Kordova ist sie ursprünglich ernst und feierlich,

ein Palmenschaft in einem Palmenwalde; im Alkazar zu Sevilla steht sie in mosaikbunten Räumen, phantasiereich wie ein Märchen; in der Alhambra zu Granada ist sie wie der Schaft einer riesigen Traumpflanze, durchglüht vom Licht; sie trägt Gewölbe und Decken, leuchtend und wunderbar wie Blüten aller Formen.

Häuser und Zauberpaläste und Moscheen wurden nicht wie bei uns nach einem Plan gebaut, den der Architekt sich vorher in allen Einzelheiten zu Hause gemacht hat; die Gebäude wurden von Teil zu Teil am Orte selbst und beim Bauen erdacht, und wenn Zeichnungen angefertigt wurden, so dienten sie eigentlich nur zur Klärung der Gedanken und nicht zu unbedingten Richtlinien.

Ihre Gärten waren aufgeteilt in Vierecke oder Vielecke, im Kreise oder Ellipsen; jeder Teil war mit buntfarbigen Glasursteinen, mit Hecken reichblütiger und stark duftiger Pflanzen, mit märchenhaft schönen Springbrunnen gestaltet; jeder Teil ein heimlicher Traumwinkel, jeder ein Blumenschrein, wo die Seele des Genießers sich auf sich selbst besinnen konnte.

Im Verkehr der Geschlechter war es nicht anders. Die Frau bedeutete den Schrein des ehelichen Glückes; sie war durchaus nicht verknechtet, oft von großem Einfluß, und ihre Freiheit war die der Seele im Gefängnis des Körpers; ihre Gesetze behüteten sie gegen äußere und innere Gefahren. So blieb sie im Hause, weil die Wege draußen unsicher waren, und sie erlebte nicht wie die abendländische Frau die Not, daß sie aus dem Innern ins Äußere wirtschaftlich selbständig vordringen mußte und sich vermännlichte. Ihre Schleiertracht, die ihr Ge-

sicht verhüllt, ist eine „Mode“, die ihrer Rolle, sich nur in der Abgeschlossenheit hinzugeben, natürlich entspricht. Ihr Mysterium ist in dieser Mode gestaltet, und ist so auch nur ein bezauberndes Gleichnis.

Das wirtschaftliche Leben diente auch nur jenem großartig fein geäderten Grundzug von außen nach innen. Dem mohammedanisch geformten Menschen fiel es nie ein, in der Arbeit eine Ausdehnung seines Ichs zu suchen. Nie strebte er in immer gewaltigere Weiten. Nie verlor er die Beziehung zur Basis, zum Absatzgebiet seiner Erzeugnisse. Er schuf keine Industrie, die wie die modern europäischen, in die Ferne strebten und dabei über die Aufnahmefähigkeit der nächsten natürlichen Umgebung weit hinausgehen, vom Weltmarkt abhängig werden, weshalb sie sozusagen in der Luft schweben und den fürchterlichsten Krisen jeden Tag anheimfallen können. Die arabisch-berberischen Industrien entwickelten sich in demselben wunderbaren Gleichgewicht zum Bedürfnis, weil der innere Markt der erste und wichtigste Regler blieb. Und wenn in Spanien die Waffenindustrie, die Spinnereien und Webereien aller Art von Stoffen, die Färbereien, die Teppichwirkereien, die Lederindustrie, die Tonformerei, die Fabrikation von Edelmetallen, von Stahlwaren, die Papierindustrie, das Kunstgewerbe einen unglaublichen hohen Grad des „Betriebes“ erreichte, so lag es an der hochentwickelten Kultur und der Größe der arabischen Staaten, die ein Weltreich bildeten, das von Toledo bis nach Persien reichte. Es lag auch an der großen Selbständigkeit und Freiheit der einzelnen Staaten, die sich immer der Natur ihres Bodens anpaßten und sich von seinen

Notwendigkeiten instinktiv bestimmen ließen. Stets bezogen sie das nächste Äußere auf sich. Freilich waren sie in dem, was von innen nach außen ging, im Verkehr, im Anvertrauen, in Bekenntnissen karg oder gleichgültig, schweigsam oder mißtrauisch, träge oder fatalistisch, wenn es kein gutes, vorteilhaftes Werk betraf.

Der Wucher war verboten, ebenso das Glücksspiel und jede „Spekulation“. Diese Tätigkeiten wurden ja im Finstern des Ungewissen ausgeübt und widerstrebten dem tiefsten seelischen Bedürfnis nach Einsicht, nach Helle. Weder Wucher noch Glücksspiel noch Spekulation ließ sich klar und gewiß in eine Magie für das Innere verwandeln; es blieb ein verderblicher Drang nach außen ins Dunkle. Auch war es aus denselben tiefen Gründen verboten, Zinsen zu nehmen, weshalb sich auch später die Juden des Geldwechselgeschäftes und dadurch auch des Geldverkehrs so erfolgreich bemächtigen konnten.

Die Juden von damals waren dabei allerdings auch semitisch-religiös gefesselt. Ihr Bankwesen ging aus der Synagoge hervor, und die Bankherren waren Vertrauenspersonen von ganz besonders einwandfreiem Leben. Sie waren Ehrenpersonen, die sich nach dem Kodex des Toledaners Maimonides an 613 Vorschriften halten mußten. Davon waren 365 Verbote. Sie bezweckten die Regelung des Geldverkehrs religiös, also auf verbindende Weise, von seelischen Gesichtspunkten aus, was den Verkehr so außerordentlich fruchtbar und glaubsam machte, und ihn daran hinderte, zu der verbrecherhaften Allmacht von heute auszuwachsen.

In der Landwirtschaft entwickelten sich die arabisch-mohammedanischen Gaben am vollkommen-

sten. Die Araber befreiten den Boden von dem gotischen Banne, ihn nicht zu verhandeln. Unter den Arabern durfte ein jeder nach Vermögen Land kaufen und verkaufen. Die Araber allein verstanden es, der verarmten ausgesogenen spanischen Erde zu neuer, nie wieder erreichter Fruchtbarkeit zu verhelfen. Ihre Kanalisation und ihr Berieselungssystem schenkten dem heißen, gebirgigen Boden Wasseradern, woran es ihm so mangelte, und die heute noch den Spaniern die Quellen ihres besten und sichersten Reichtums bieten. Die Araber verzauberten alle nur irgendwie nützlichen Länder Spaniens in wahre Paradiesgärten. Sie liebten Ziergewächse und Blumen und Duftsträucher, und ihre Gerüche schwebten jedes Frühjahr neu über Spaniens südliche Gegenden und parfümierten die Luft. Sie erst machten Palmen, Zuckerrohr, Reis, die südlichen Fruchtbäume, die Farbpflanzen: Indigo, Krapp, Safran, die Gemüsearten, Küchenkräuter und Medizinalgewächse auf spanischem Boden heimisch. Sie erhoben die Pferdehaltung und die von Eseln, Maultieren, Kamelen, Rindvieh, Ziegen, Schafen zur fast wissenschaftlichen Zucht.

Große Städte erblühten, und ihr Betrieb hatte nichts von jener Hatz moderner europäischer Riesenstädte, zu spät mit einer neuen Erfindung, einem neuen Angebot zu kommen, oder von der Angst, sich bei der Erweckung neuer künstlicher Bedürfnisse zu irren, sich zu verspekulieren.

Die großen Städte waren natürliche Sammelpunkte des Lebens, Herzkammern der freien arabischen Gemeinden. Gern erläge ich hier dem Reiz, im einzelnen zu schildern: das arabische Kordova, die Hauptstadt des spanischen Kalifats, das eine

Million Einwohner gehabt haben soll, wo sich allein 150 000 Menschen von Seidenweberei ernährten, die Stadt, wo die arabische Seele architektonisch sprach, die Stadt mit der kosmischen Parabelpracht seiner Moschee, die Stadt der ersten Zauberpaläste und Zaubergärten; ferner Sevilla, der Stolz der späteren arabischen Republik, das farbige, fröhliche, wo 16 000 Seidenwebstühle arbeiteten und das Leben mit seiner Arbeit und seinen Festen zur Schönheit gemüthtiefer Märchen und zur Anmut witzreicher Coplas wurde; oder das noch spätere Granada, die Stadt feinsten Kunstgewerbes und der Alhambra mit den hingehauchten Blütenräumen, wo der reinste Geist herrschte, denn ihm hatten diese letzten spanischen Araber es zu verdanken, daß sie durch Berechnen und Ausnützen aller Möglichkeiten, die ihnen die ewigen Streitigkeiten der Christen boten, die Kraft zu ihrem noch zweihundertjährigen Bestande schöpften.

Ich möchte gern das Geistesleben in den arabischen Zeiten schildern, wie es sich um 70 Hochschulen grupperte mit Büchereien, von denen manche an die 300- bis 500 000 Bände umfaßten; mit seinen Erkenntnissen auf dem Gebiete der Astronomie, der Mathematik, Geometrie, Medizin und Philosophie; ebenso die Dichtkunst, die Gesangs-, die Tanzkunst; das Armenwesen, die Gesundheitspflege, namentlich in den entzückend gestalteten Badeanstalten. Nicht minder möchte ich sprechen von den Ausstrahlungen dieser Tätigkeiten auf alle Lande, die im Umkreis lagen; sagen, in welchem Maße die spanisch-arabische Kultur die der abendländischen Renaissance befruchtete. Doch mein Ziel ist nur, grundrißhaft die Linien jener Bewegung aufzuzeichnen, die aus

dem Verhältniß der Menschen zu den Zügen und Eigenarten des spanischen Bodens schicksalformend sich ergeben und auch nur in den Hauptströmen und Gegenströmen. Und so muß ich auf jede Schattierung und jede reichere Zeichnung von Einzelheiten verzichten. Ich darf nur die wunderreiche Blüte Spaniens unter der Herrschaft der Araber als jene Fruchtbarkeit erklären, die der Boden jedem schenkt, der sich ihm anpaßt. Erde, Menschen und Himmel feiern in solchen Fällen überall Hochzeit. In Spanien war der Boden so reich, wie die afrikanischen Menschen willig waren, und es gab eine prunkvolle Hochzeit. Diesmal trugen die Spanier ihr Gesicht nicht nach Norden, sondern wie das ihrer Gebirge nach Afrika, und es schäumte in schöpferischem Rausche.

Jene Parteizerrissenheiten und Stammesstreitigkeiten, die Spanien unter den Goten verarmt und entvölkert hatten, lockten die Araber nicht her, sondern riefen sie her. Ihre Eroberung der Iberischen Halbinsel war eine Rückkehr der spanischen Völker zum heimatlichen Wesen. Jedesmal, wenn die Araber, gereizt durch ihre Erfolge, zu sehr nach Norden oder gar über die Pyrenäen drangen, wurden sie gehemmt, geschlagen und zurückgestoßen.

Aber auch in ihren Reihen war ihr Leben keineswegs der Friede, und nicht ihm entsproß der Reichtum und die Größe ihres Lebens. Im Gegenteil, sie lebten in einem fast unaufhörlichen Kriegszustand, der sich aus den gewitterhaften Gegenpolen ihrer Tugenden entlud. Stets flammte er von neuem auf durch die Berberstämme, die bei der Bodenverteilung die ungünstigeren Gebiete Neu- und Altkastiliens sowie Estremaduras erhalten hatten; oder er wurde

entzündet durch die aufrührerischen Christen im Inlande, die den freigebliebenen wilden Bergvölkern des Nordens zu Spionen dienten, obschon sie unangefochten ihrem Glauben gemäß leben und wie alle arbeiten und sich wirtschaftlich erholen konnten. Dazu kamen kriegsweckend die ehrgeizigen Bestrebungen der Mitglieder der großen Familien der arabischen und berberischen Walis, Kadis, Scheiche, der Stadthäupter, Provinzialverwalter, Heerführer, die alle nichts leidenschaftlicher als ihre Selbständigkeit beehrten, und wenn es sein mußte, mit Dolch und Gift. So verwirrten außer den ewigen Kriegen mit den nördlichen Christen auch tausend Bürgerkriege das öffentliche Leben. Um so erstaunlicher ist es, daß trotzdem solche Zeiten solch wundervolle Blüten hervortreiben konnten. Es ist das Geheimnis der Spannungen zwischen Himmel und Erde, Innen und Außen, negativen und positiven Kräften, Fehlern und Gaben. Ohne solche Spannung entsteht nichts.

Unter den arabisch vergeistigten Menschen dieser Zeiten Spaniens bedingte die Eigenart des Bodens jene Persönlichkeitsbildungen, die die Selbständigkeit im kleinen beehrte und sie erkämpfte, die aber auch den Neid und den Gegenkampf der Nachbarn weckte. Dies förderte außerordentlich die Kraft, sich des Äußeren um so inniger für Seele und Gemüt zu bemächtigen, je mehr es bedroht war. Es begünstigte die Entfaltung einiger großer Persönlichkeiten der Omaidendynastie, namentlich die von Abderrachmans I. und die von Abderrachmans III. sowie die des Reichsverwesers Almanzor.

Die Wirksamkeit dieser hervorragenden Männer war eine Blüte, mit der das ganze Land fröhlich

mitblühte. Ihre Politik hielt lange Zeit das ganze große Reich mit allen Einzellandschaften einheitlich gezügelt; diese Politik war nicht Ausübung überragender Stärke; sie war nicht Zentralisation, nicht Schablonisierung; sie war Einfühlung in die Tatsächlichkeiten der geographischen Verhältnisse. Aus der Begabung dieser Herrscher leuchtete, sprach, handelte die Verschiedenheit der Gesichter des Landes. Ihre berühmte Gerechtigkeit war nichts wie das Bestreben zum Ausgleich aller Bedürfnisse. Über all ihren milden und strengen Taten lag deshalb das zauberische Lächeln der Verbindlichkeit.

Als sie ausgeblüht hatten und jene Schwäche über das Land kam, die ein Ausruhen ist, ein Winter, da erregten sich heftiger die Köpfe der Elemente, die die Halbinsel von ihren Urbewegungen in sich aufgenommen hatte. Es waren eben jene nördlichen Völkerschaften, die im Laufe der Erde von Ost nach West hier eingedrungen waren, der Nomadentyp, der ewige Wanderer. Die nie ruhig gewesenen Bergvölker des spanischen Nordostens und Nordwestens erhoben sich wie schon sooft, und diesmal war ihnen die Schwäche der sich ausruhenden südlichen Erde und ihrer wieder berberisch gewordenen Menschen günstiger. Wenn ihr Charakter der Einheitlichkeit wahrhaft geneigt gewesen wäre, hätten sie schon um 1031 die Halbinsel wieder erobern und die Berber nach Nordafrika zurückjagen können, als der letzte Sprosse der Omaiaden sich von der Regierung zurückzog, indem er sagte: „Dies (heutige) Geschlecht taugt weder zum Herrschen noch zum Gehorchen.“ So aber vollzog sich das Ende Afrikas in Spanien ganz langsam und auch im Hin und Her von Ost nach Südwest und umgekehrt.

Neben einer ganzen Menge kleiner selbständiger Staaten entfaltete sich da auch noch Sevilla als arabische Republik. Im Ringen um die Selbständigkeit, die namentlich die ersten bedeutsamen Erfolge der Kastilier bedrohte, wandte sie sich nach der nordafrikanischen Heimat um Hilfe. Dort herrschte die Reaktion, d. h. jene späte Gegenströmung, die immer da eintritt, wo sich die Natur im Menschentum oder auch in ihren anderen Reichen aufs höchste verfeinert und im einzelnen aufs reichste entwickelt hat. Diese Gegenströmung will zum Alten zurück, zu jener einfachen, großen, religiösen Strenge, die das Leben ursprünglich beseelte und auch das wirtschaftliche Gedeihen förderte. Sie war späte Strömung und nicht, wie im Anfang des Alten, eine Hauptströmung. Da sie sich deshalb gegen etwas, nämlich die Entartung, richtete und nicht für etwas focht, hatte sie einen einseitig moralisierenden Zweck. Ihre Kraft war nur die Kraft zum religiösen Buchstabenglauben. Es war die Bewegung der Almoraviden, die aus dem Sudan sich erhob; mohammedanische Puritaner waren es, die mit ihren fanatischen Fakihs, kurzsichtig ungebildeten, aber unnachsichtig heftigen Theologen die Entartung der nordafrikanischen Gebiete reinigen wollten, indem sie sie für ihre einseitigen Ziele eroberten. Solche Gegenbewegungen beschleunigen durch ihre Barbarei nur den Verfall, indessen sie die letzten Ströme der schöpferischen Hauptbewegung zu den letzten fruchtbaren Entfaltungen reizen.

Von den Sevillanern zum Kampf gegen die Christen gerufen, gelang es den Almoraviden anfangs, den arabischen Süden weiter zu halten. Es entwickelte sich unter den vielen Einzelstaaten ein ganz außer-

ordentlicher Wettbewerb, um in der Kunst, Poesie, Wohlfahrt das denkbar Feinste durch viele Opfer zu erreichen. Doch nach einem zweiten nötigen Einmarsch der Almoraviden zur Abwehr der Christen machten sich diese neuen Barbaren Nordafrikas als puritanische Sittenrichter und Kulturhenker in Spanien sesshaft.

Ihnen folgten etwas später aus ähnlichen politischen und religiösen Gründen die Züge der noch leidenschaftlicheren Almohaden. Die islamische Almohadensekte entsprach dem Bedürfnis gewisser nordafrikanischer Volksstämme, sich der Eigenart ihrer Gegenden und der damit zusammenhängenden Lebensweise besser anzupassen. Marabuts führten sie. Das waren Leute, die durch ihre Formelwissenschaft, ihre Magie und Beschwörungskünste sich den Ruf von besonders guten Helfern zur Bereicherung des Innern mit guten Werken erworben hatten. Sie gründeten Bruderschaften, die das religiöse Leben erneuerten, ohne jeden einzelnen zu anderen Tätigkeiten als den üblichen religiösen Formen und außerdem zum besonderen Heiligenkult bewegen zu wollen. Die Mitglieder erkannten einander durch besondere Zeichen und übten dann einander jeden Schutz, Gastfreundschaft und Hilfe. Diese Bruderschaften sind wohl die Urbilder der spanischen Handwerker und Bauernbruderschaften, die sich unter Karls V. Regierung in Valencia bildeten und der Vorherrschaft des Königs und des Adels eine Zeitlang gefährlich wurden. Auch die heutigen religiösen Bruderschaften der andalusischen Städte rief das Vorbild der Marabuts hervor. Eine puritanische Gegenbewegung bezweckten diese Marabuts. Aber wie es immer geschieht, wurden sie von der feineren Kultur der Haupt-

strömung, so schwach sie auch geworden war, aufgesogen. Die meisten der strengen Marabuts, der Prediger der Rückkehr zur strengen Seelenhaltung, verfielen, da sie nur einen Buchstabenglauben zu bieten hatten, den unendlich mannigfachen Reizen dessen, was sie erst mit aller Gewaltsamkeit heilen wollten. Sie beschleunigten nur den Verfall.

Ihre Kriegs- und Predigerzüge waren der vergebliche, krampfhaft und tragische Versuch der spanischen Erde, sich durch Nordafrika die afrikanisch-arabische Seeleneinheit zwischen den Pyrenäen und dem Atlas zu erhalten.

Unter den Spannungen sowohl der Kämpfe gegen die Christen wie der Kämpfe der kleinen arabischen Staatskörper untereinander, vollzog sich das Ende natürlich und schmerzlich langsam.

Wenn der selbthafte Typus sich entfaltet hat, überkommt ihn die Furcht, ob er das Geschaffene auch behalten und womöglich noch verbessern könne. Er wird den Waffen abhold. Er neigt zum Pessimismus und Pazifismus und sucht durch Geistesschlachten zu sichern, was die Hände nicht mehr halten können.

Als nun dieser späte mohammedanische Geist mit seiner feinspitzigen Verständigkeit die letzten entzückend reinen Blüten auf allen künstlerischen und wissenschaftlichen Gebieten des Lebens in Granada hervorbrachte, hatten die Kastilier und Aragonier schon längst alle übrigen Gebiete der Halbinsel zurückerobert. Der iberisch-keltische nomadenhafte Urtypus stieß durch sie mit instinktartiger Gewalt immer mehr nach Südwesten zu. Die Zeit wurde ihrer Unruhe zum Förderer. Jetzt war es ihre Sonne,

die groß und mütterlich von Ost nach West leuchtete. Aber ganz, ganz anders wie unter dem arabischen Gestirn gestaltete sich die Fruchtbarkeit, die sie erregte.

X

DIE KASTILIER

Ihr eigentümlichster Zug, jener keltische Hang zur Einbildung, jene Hauptbewegung innerer Gefühle nach außen, wobei das Äußere gemäß dem Innern geprägt und oft vergewaltigt wird, trat schon klar nach den ersten großen Siegen über die Mauren, wie sie allgemein die Araber und Berber nannten, hervor. Ihre geistlichen Schriftsteller beschrieben diese Siege nicht aus der Wirklichkeit heraus, wie es die arabischen Schriftsteller taten, sondern von ihrer Phantasie aus. Deshalb erhielten sie die Form der Legende. Bei ihnen war die Phantasie Ursache. Die nordspanischen Kleriker vermischten schon die Tatsachen und verwoben sie gemäß ihrer seelischen Vorstellung vom Verlaufe der Schlacht. Bei den Arabern blieb dagegen die Phantasie das Mittel, um die Tatsachen, die sie grundrißhaft niederlegten, mit ihren reichen Vergleichen und Wortarabesken zum Nutzen ihrer Seele auszustatten.

Pelagius, einer der kastilischen Häuptlinge, wollte seine Schwester einem Araber, der sie begehrte, nicht zur Frau geben. Aus diesem inneren Liebeszwist entspann sich der äußerlich kriegerische. Der beleidigte arabische Fürst rief seine Glaubengenossen zur Hilfe herbei. Alles weitere geschah nach der oben beschriebenen Art der Kastilier, aus dem inneren Bilde die äußeren Vorgänge zu bestimmen. Die Moslime

erschienen deshalb auch gleich mit einem so ungeheuren Heer, daß Pelagius sich mit seinen Getreuen in eine Höhle des asturischen Ausebaberges, hoch über dem Erdboden, flüchten mußte. Von dieser Höhle aus, die Cowadonga genannt wurde und knapp mehrere hundert Menschen faßte, vernichtete die kleine Schar des Pelagius dank der Hilfe Gottes durch den gewaltigen Apostel Jakobus, der zwar im Orient den Märtyrertod gestorben, dessen Leiche aber auf wunderbare Weise im heutigen Santiago de Compostela gefunden war, das ganze mohamedanische Heer, das nach vielen Hunderttausenden zählte.

Der heilige Jakobus wurde so zum Schutzpatron, zum Sinnbild jenes Zuges der Rasse von Ost nach West und jener inneren Erleuchtung, die zwar alle keltisch-germanischen Stämme auszeichnete, die sich aber im nomadenhaften asiatischen Wesen der Iberer zu einzigartigen Formen veräußern sollte. Die Sehnsucht, die Wirklichkeit vom Innern der Seele aus aufhellend umzugestalten, führte natürlich zum Mißverständnis der körperlichen Gebundenheit an die Eigenart und die Erfordernisse der geographischen Lage. Je mehr diese nordspanischen Bergvölker ihrem innersten Charakter folgten, desto mehr übersahen sie die Gebote der Natur. Ja, um wahrhaft ehrlich sich selbst getreu zu sein, mußten sie sich in jene kosmischen Sünden wider die Natur verstricken, was, wie wir bei den Karthagern, den Römern und den Goten sahen, die furchtbarsten Verwirrungen ebenfalls heraufbeschwören mußte. Aber nicht als Fremdlinge handelten sie so. Auch sie hatten sich dem Boden vermählt, und ihr Wesen verkörperte jenen Fluß von Ost nach West, dem auch die Gebirge im Uranfang aller Dinge gehorcht hatten.

Diesem Wandertrieb blieben auch sie bis in die höchsten Bildungen des Geistes treu. Indem sie aber nicht wie die Gebirge mit Nordafrika verständig zusammen wellten, sondern sich wie Wasser vom Öl scheiden wollten, glühend erfüllt von dem einen: wandern, wandern, und alles Erwanderte nach ihrem Bild umzuschaffen, weckten sie Kriege und Zwiste, die letzten Sinnes das Verderben erzeugten. Es gestalteten sich die Wanderungen ihrer Rasse zu einem fortwährenden Kreuzwege, dessen Tragik ergreift.

Ihre staatliche Freiheit verdankten sie dazu gerade jenem Verhältnis zur Gebirgsnatur, die ihre Einheit verhinderte, indem es jeden kleinsten Stamm ganz selbständig formte. Diesem Zug zur Eigenheit, der Hauptwelle ihres Wesens, ergaben sie sich mit allem Fanatismus, während sie gleichzeitig ihrem Zug zur abenteuerhaften Weite und zur soldatischen Gemeinschaft, der tieferen Gegenwelle ihrer Seele, nicht minder leidenschaftlich verfielen. Hauptwelle und Gegenwelle prallten immer wieder zu gewaltigen Wogen zusammen; anfangs führte die Hauptwelle; dann riß die dunkle Gegenwelle alles mit sich. Ähnlich erweckte der bildnerische Hauptzug von innen nach außen, namentlich im spanischen Süden, den Gegenzug, der bei den Arabern der stärkste war: von außen alles nach innen zu ziehen. Doch dieser Gegenzug blieb jahrhundertlang schwach und scheint jetzt erst sich stärker regen zu wollen. Es entwickelten sich durch diese gegensätzlichen Neigungen Spannungen von einem solchen Schwunge, von einer solchen Gewalt, daß es erschauert, aber die Kraft zu den Riesenleistungen der Rasse erklärt.

Der stürmische Drang zur militärischen Eroberung der Weite vollzog sich deshalb unter siegreichem Vor-

dringen und besiegtm Rückfluten in der Zeit von Jahrhunderten. Der Hauptstrom wollte die Mauren verdrängen und die Halbinsel unterwerfen; während die Gegenströme durch alle Könige, Herzöge, Statthalter, Volksschaften die Selbständigkeit und Selbstherrschaft im einzelnen erstrebte. Namentlich traten die Gegenströme nach dem Tode jedes großen Führers oder des Königs auf. Sie rissen hin zu den hartnäckigsten und blutigsten Schlachten zwischen Mutter und Sohn, zwischen Brüdern, zwischen Gatten. In blinder Wollust zu solchen geschlechtsmörderischen Kämpfen scheute sich keine der christlichen Parteien, sich mit den Mauren zu verbinden, um einander auszurotten, mal mit diesen sonstigen Todfeinden, mal gegen sie.

Unter dem Zwange der Not bewilligten die Fürsten und Könige dem Adel und dem Klerus, bald auch den Bürgern, also den Städten, Vorrechte, die im letzteren Falle fueros hießen. Diese Vorrechte stärkten wiederum nur den Hochmut dieser Stände und ihrer Häupter zur Eigenheit und Selbständigkeit. Auf den Cortes, den Provinziallandtagen, traten die Stände zur Wahrung ihrer Rechte zusammen; zuerst nur die zwei: der Adel und der Klerus; vom 13. Jahrhundert an aber auch der dritte: der Bürgerstand. Ohne sie konnte der Erbe des verstorbenen Königs nicht in seine Macht eintreten. Sie legten ihm jedesmal durch den Oberrichter des Landes den berühmten Eid vor, dessen Worte durch die Glut ihres Stolzes gegossen worden waren, und der also hieß: „Herr, wir, von denen jeder ebensoviel gilt wie Du, und die wir zusammen mehr gelten als Du, erheben Dich zu unserem König, damit Du unseren Freiheiten, unseren fueros, unseren Gesetzen Achtung

verschaffst. Wenn nicht — nicht!“, d. h. wir setzen dich wieder ab. Da aber die Könige ebenso hartnäckig ihre Macht zur Allmacht auszudehnen gierig waren, kam es immer wieder zu blutigem Streit, Verrat, Treubruch, Bürgerkrieg und dies oft trotz Interdikte und Exkommunizierungen durch das päpstliche Rom. Der erste absolutistisch gesinnte König, Karl I., als deutscher Kaiser Karl V., sollte es am furchtbarsten erfahren.

Nicht anders entwickelten sich die Ritterorden, die aus den wehrhaften Mönchen und Priestern, die seit gotischen Zeiten ebenso gut töten wie segnen konnten, hervorgegangen waren: die Ritter von Calatrava, Alcantara, Santiago. Berufen zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen, wie sie die Moslime kennzeichneten, kehrten sie bei der geringsten Beleidigung oder Bedrohung ihrer Selbständigkeit, bei der geringsten Möglichkeit, ihre eigene Macht zu vergrößern, ihre Waffen gegen wen es sei, und mehrmals wurden sie eine Gefahr für den Bestand der Fürsten und der Könige, durch die sie groß geworden waren, bis daß Ferdinand I., ihre Selbständigkeit ein für allemal der Krone Kastiliens zu unterstellen, die Stärke und Geschicklichkeit fand.

So also konnte sich jeder Nordspanier, der nur eine Soldatengruppe zu führen verstand, als furchtbarer Sohn Kains immer von neuem bewähren, doch stets nur solange, bis daß wieder in einer großen Persönlichkeit die Hauptbewegung zur Weite und zum Kampf gegen die Mauren erst das Oberwasser und bald alle Tiefen mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff.

Von den letzten gotischen Flüchtlingen adligen Geblüts beeinflusst oder geleitet, erstarkten zuerst die

Asturer und bildeten das Reich Asturien mit Oviedo als Hauptbefestigungs- und Sammelpunkt und mit Leon als Grenzfestung. Links regten sich ähnlich die rein iberisch gebliebenen Basken und die keltisch gemischten Navarresen; weiter östlich das schon stark afrikanisch durchblutete Aragon und im östlichsten Teil das provenzalisch-gallisch beeinflusste Katalonien. Westlich ging dasselbe Wachstum flügelhaft durch die keltischen Galicier ins portugiesisch-berberische Estremadura.

Die Keilbewegung der Mitte von Asturien und Leon aus sollte aber allmählich nach vielem Hin- und Herwogen die Hauptbewegung führen, als die asiatisch öde Hochebene des heutigen Altkastiliens, von den dort ansässigen Berbern, die mit ihr nichts anzufangen wußten, infolge schrecklicher Hungersnöte freiwillig geräumt wurde und diese selbst wieder nach Nordafrika auswanderten. Asturien verging unter fortwährenden, oft brudermörderischen Kämpfen in das Königreich Leon, das seine Macht bis in Neukastilien, bis vor die altgotische Stadt Toledo erweiterte. Als Grenzfestung der mohammedanischen Welt mußte diese Stadt Jahrhunderte hindurch eine wichtige Stellung verteidigen, denn hin und her floß die Grenze, je nach der Kraft der mohammedanischen oder christlichen Heere. Dabei wuchsen langsam, doch nicht weniger kriegerisch, die Kastilier und bemächtigten sich durch Heiraten ihrer Fürsten, durch Kampflust und Treubruch Leons, verloren es, erwarben es wieder, durchhäderten es. Sie waren es, die im Westen und Süden, und die Navarresen mit den Aragonesen waren es, die im Osten gegen die Mauren hauptsächlich vorstießen und schließlich mit diesen zwei Flügeln von Kadix und Murzia aus den Rest

der mohammedanischen Welt, das Königreich Granada, umklammerten. Auch dies geschah im Hin- und Rückfluten und oft mit Unterstützung einzelner mohammedanischer Kleinstaaten, wie denn auch oft die Kastilier als vermietete Söldnerverbände unter mohammedanischen Fahnen gegen Mohammedaner kämpften. Erst im 15. Jahrhundert fiel auch Granada, das schon vorher dem großen Kastilien viele Male tributpflichtig geworden war.

Doch damit stockte die Bewegung von Ost nach Südwest keineswegs. Der Nomadendrang ging auf in die europäische Renaissancebewegung. Diese individualisierte zwar das Menschentum noch mehr, als es bisher der Einfluß der Landschaft besorgt hatte; sie weckte gleichzeitig aber den Stolz, von seinem persönlichen Innern aus alles, Gott und Natur, zu umfassen und nach der persönlichen Meinung zu formen; sie reizte den Menschen zum Wandern nach Entdeckungen und Neuheiten. Für die nordspanischen Völker war dies ein solcher Ansporn, daß sie keine natürlichen Grenzen mehr erkannten, sich abenteuerlich über Gebirge und Meere wagten, immer mehr nach Westen zu, wo dann Kolumbus und seine spanisch-portugiesischen Nachfolger jene Länder entdeckten, deren Reichtümer sie in einen Wirbel von Höchstspannungen rauschartig versetzten. Dadurch wurde das letzte von dem vollbracht, was wir heute noch in Spanien bewundern.

Mit tragischer Notwendigkeit gewann der Nomadenzug zum Spitzenhaften, zum Führerhaften die Oberleitung über die Leidenschaft der einzelnen Völkerschaften zur Selbständigkeit. Er löste alle Völker auf, um sie zu den Teilen einer einheitlich geleiteten Herde zu machen. Gewaltsam verloren sie

ihre Sonderrechte; der Adel das Recht zur Königswahl; die Fürsten und Könige der Randstaaten ihre Freiheit gegenüber dem siegenden Zentralstaate Kastilien; die Stände und die Städte die ihnen früher verliehenen Rechte der Selbstverwaltung. Fremdartige Volksteile wie die besiegten Araber und Berber, mit ihren ägyptischen, syrischen, slavischen Elementen, wurden zu Hunderttausenden aus dem Lande verjagt; ebenso die Juden, von denen über eine Million in Holland, Frankreich, England, dem Kirchenstaate Schutz suchten und fanden, denn die Herrscher dieser Staaten wußten die Wohlstand fördernde Kraft der Juden besser zu schätzen. Die christlich gewordenen Araber und Berber, die Moriskos, die man ihres Christentums wegen vorerst noch duldete, empfand man dann aber auch als Fremdkörper im kastilischen Staatskörper und rottete davon aus, was nur faßbar war. Auch diese Verfolgungen gingen im Hin und Her von der klugen Auslese bis zur blinden Vernichtungsraserei mit Feuer und Schwert, durch Scheiterhaufen und alle Marterzeuge.

Der Klerus, der anfangs ebenso kriegerisch lebte und um seine Vormacht kämpfte wie der Adel, verteidigte am längsten seine Oberhand. Toledo, die Primaskirche Spaniens, siegte über Santiago de Compostela, das im Anfang die Seele des Kreuzzuges gegen die Mauren gewesen war. Es nahm zwar den römischen Ritus, den das Erzbistum Santiago eingeführt hatte, an, bestimmte aber sonst wesentlich den Lauf der Geschieke. Es geschah freilich nur bis zu der Renaissancebewegung. Diese wollte die Menschen von Gott loslösen und sie aus der kosmischen Verflechtung befreien. Daher siegte natür-

lich der Drang des weltlichen Königtums, sich von Gottes Gnaden als den Mittelpunkt der Welt anzusehen. Es zwang dann auch den spanischen Klerus zur Gliedschaft in den Einheitsstaat. Toledo wurde als Hauptstadt des Reiches aufgegeben und Madrid, die Stadt des Herrscherwillens, zum Zentrum Spaniens gestempelt. Nicht zufällig lag auch diese Stadt im Schnittpunkt der Diagonalen, die von den vier Enden des Reichs ein nur geometrisch rechnender und herrschender Geist ziehen konnte. Philipp II. vollbrachte dies. Unter ihm übte alles früher selbstständig gewesene nur eine Funktion aus. Die mächtige Priesterschaft lieferte nunmehr ebenso wie der stolze Hochadel die vielen Staatsbeamten und arbeitete dadurch mittelbar weiter an der Erhaltung seines Einflusses. Das früher so wildzerklüftete, so herrisch absonderliche, so furchtbar kriegerisch eigenmächtige Volk war in die Bewegung einer ungeheuren Staatsmaschine geknechtet. Seine oft raubtierhafte Freiheitsnatur schien erstorben. Zentralasien hatte sein Joch auf das afrikanische Spanien gelegt, lastete bis in Amerika, Flandern, Sizilien, zeitweise selbst bis in Nordafrika. Den widerspruchsvollen Naturen aller Gegenden schien die Zunge ausgerissen; das Gesetz, wonach kein Spanier ungestraft über die Pyrenäen greifen darf, schien ausgelöscht. Das geographische Gesicht der Halbinsel war nun in der Tat umgekehrt. Was für eine dämonische Kraft mußte es sein, die den Zug der Gebirge und des tiefsten Lebens so ungeheuerlich, so widernatürlich verkehrte!

Es war eine schauerliche Prozedur, ähnlich jener, womit die Inquisition durch ihre Scheiterhaufen die Volkskörper von den als Bazillen empfundenen Ketzern, Juden und Moslimen reinigte. Sie war not-

wendig im Sinne jener Eigenschaft der Rasse, das Äußere des Lebens nach dem inneren Bilde, nach dem Ideal der Einheit zu gestalten. Doch sie rief unerhörte Spannungen und Zwiste hervor.

Dem Zwange, vollkommen nur Krieger, nur Abenteurer, nur Soldat, nur Eroberer zu sein, mußte, denn sonst wäre das Ziel stets unerreichbar geblieben, die gewerbliche Tätigkeit untergeordnet werden. Die sesshafte, in langen Erfahrungen verfeinerte Pflege des Bodens, die durch den Einfluß der Araber sich bis hoch in den Norden Spaniens verbreitet hatte, wurde nach und nach aufgegeben. Aus Bauern wurden die Bewohner Hirten, denn die Viehzucht paßte noch am besten zu der Notwendigkeit, zu jeder Zeit das Kriegsgewerbe zu ergreifen. Die nötigen Felder bearbeiteten meist die gemachten Gefangenen als Sklaven, oft mit Ketten während der Arbeit belastet. Ganze Völker verloren so das traute Verhältnis zum fruchtbaren Ackerbau und ebenso zum Gewerbe. Nur die allernötigsten Industrien wie die Waffen- und Kleiderfabrikation, das Baugewerbe und die Künste machten eine Ausnahme. Man gewöhnte sich durch die vielen Jahrhunderte fortwährenden Kriegszustandes daran, von Raub und Plünderung der reichen maurischen Gebiete zu leben. Im fanatischen Wachsen des Zuges zur christlichen Einheit vertrieb man die Bewohner, nachdem man ihre reichkultivierten Länder verwüstet, ihre Fabriken, ihre Städte, Schlösser sengend und brennend dem Erdboden gleichgemacht hatte. Noch die Heere Ferdinands des Heiligen, des ersten christlichen Fürsten, der Verträge hielt, trugen neben der Fackel des Glaubens auch die Brandfackel der Verwüstung. Kordovas und Sevillas von fruchtbarem Reichtum

strotzende Umgebung wurde verascht. Dieser König ließ Kriegsinvaliden und sonstige Einwanderer aus dem Norden sich in den eroberten Einöden ansiedeln. Doch da sie nichts von all den vielen Arbeitsfertigkeiten der Mauren besaßen, erholte sich das Land keineswegs, und die neuen Bewohner verkümmerten mit ihm. Bis heute haben sie sich davon nicht erholt. Dazu kam der Hochmut, ja die Verachtung der Kastilier und der ihnen verwandten Völker, womit sie auf alle, nicht vom Soldatengewerbe lebenden Menschen herabsahen. Noch heute ist es eine besondere Eigentümlichkeit vieler Spanier, auf ihre Unlust zur Arbeit stolz zu sein. Bei den Gecken aller Stände zeigt es sich in der Eitelkeit, womit sie ihre Fingernägel wachsen lassen und pflegen als Zeichen vornehmer Nichtstuererei. Furchtbare Armut jener, die nicht beuteerraffende Soldaten sein konnten, war die Folge. Bettler trieben sich in Scharen so zahlreich wie die Fliegen auf den Landstraßen herum. Doch auch die Soldaten vermochten ihre Beute nicht in Vermögen, nicht in fruchtbringendes Kapital umzusetzen. Es mangelte ihnen dazu jede Lust und Begabung. Sie zehrten es auf oder verpraßten es. Und so endete das Heldentum jener Abenteurernaturen, die uns aus vielen Erzählungen so bekannt sind und unsere Herzen entflammten, in schmachliche Not. Schließlich blieb die Beute nur in den Händen des hohen Adels und Klerus, auf dessen Kosten alles lebte, wessen sie zu ihrem Ehrgeiz und zum Schmuck ihres Daseins benötigten. Es entstanden furchtbare Klassenklüfte mit jenem Entsetzen der Niederen, die am Erwerb ungeheurer Reichtümer ständig auf Tod und Leben mitgearbeitet haben und die selbst immer leer aus-

gehen. Ihre Erfahrung war die des Vagabunden, des Wanderers, der heute in Überfülle schwelgt und morgen bettelt. Aber die Nation war groß, regte sich üppig, und in der ganzen Welt herrschte ihre Sprache, Sitte, Art. An diesem Ruhme wärmte die Mehrzahl der Armen ihre Blöße, litt, seufzte, aber war stolz.

Das viele Gold und Silber, das die amerikanischen Galeonen aus den entdeckten Ländern heimbrachten, diente zur Ausstattung neuer Kriege und Expeditionen; es diente zur Zier und zur Gestaltung aller Werke, deren die Rasse fähig war. Aber dies Edelmetall durfte nicht verhandelt werden. Nur als Schmugglerware, auf den Wegen des Betrugs und der Bestechung, floß es oft in großen Mengen ins Ausland. Doch diese Spanier waren eben infolge ihrer so vollkommen ausgebildeten Kriegernaturen unfähig, das geheime Gesetz aller Dinge, und also auch des Goldes und des Silbers, überhaupt nur zu ahnen. Den Gedanken, daß aufgestapelter Reichtum das Schicksal des sagenhaften Königs Krösus bringt und mit Unfruchtbarkeit schlägt, würden sie hochmütig belächelt haben. Jede Versuchung, zum Handel, zum Ackerbau, zu Gewerbetätigkeiten in die Bevölkerung das Gold fließen zu lassen, damit es sterbe, sich verwandle und auferstehe, wiesen sie verächtlich ab. Den geheimen Sinn der Beute verkannten sie wie ihren Boden und ihre Gebirge und sündigten auch dadurch gegen das kosmische Gesetz des Lebens. Erschöpfung war die natürliche Folge. Kriege, jenen gleich, die die Riesen zum Schutz des Nibelungenhortes ausfochten, erfüllten die Jahrhunderte, die mit der Zeit Philipps II. schon begannen. Es waren unfruchtbare Kriege zur Verteidigung eines toten Besitzes. Die Kastilier hatten

sich nun an Seßhaftigkeit gewöhnt. Dies war aber eine nur erworbene Eigenschaft und erlahmte schnell, als ihre Hauptvertreter, die Bürger, vom Staate immer gewaltsamer ausgepreßt wurden. Spanien wurde und ist noch heute ein Schuldnerstaat, der stets mit Unterbilanz rechnen muß.

Unter diesen Sterbenswehen regte sich schon früh, doch allmählich wieder jener gewaltsam unterdrückt gewesene Zug zur Selbständigkeit der verschiedenen Volksteile. Neben den kastilischen Hauptsprachen bildeten sich kräftiger aus die Sondersprachen: im Osten die beiden provenzalisch beeinflussten limosinischen Dialekte; der katalanische und valenzianische; im Süden der vokalreiche andalusische; im Westen der portugiesische und galicische, während die Basken mehr als je mit ihrer uralten iberischen Zunge sprachen. Auch politisch gewann der Sondergeist wieder Bedeutung. Die Provinzialtage der Cortes erwachten, und Bürgerkriege, Revolutionen mischten sich mit den Kriegen gegen die Holländer, Engländer, Franzosen und bald auch der kolonialen Tochterstaaten Amerikas, jener, die besser die Rolle des Goldes, fortwährend zu rollen, verstanden. Das Reich zersetzte sich; die Teile erhoben sich, wurden wieder unterjocht, erhoben sich wieder und so hin und her, sich immer mehr erschöpfend bis auf unsere Tage.

Es ist, als ob die Natur der Halbinsel sich durch ihre Söhne auflehnte gegen jene Vergewaltigung, die ihr durch die großen Eroberer Alphons VI. von Kastilien, Ferdinand III. von Kastilien, Chaimes von Katalonien, die katholischen Könige Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, Karl V. und Philipp II. zuerst angetan worden war. Diese mäch-

tigen Könige bildeten zusammen mit den Schwächeren eine Galerie von Charakteren shakespearhafter Leidenschaften und Begierden. Sie alle blieben im Brausen ihrer inneren Stimme taub vor den Stimmen des Geistes der Landschaft, so schauerlich diese auch durch jeden neuen Widerstreit, Stadtaufruhr, Bruderzwist trompeten mochten, daß jede schablonisierende Verwaltung ihrer so gegensätzlichen Länder und Völker ein Verbrechen, und daß nur eine weitgehende Selbstverwaltung, nur ein Bundesstaat das Leben des Reiches erhalten und fördern könne. Doch dieser Könige Sinne wurden nicht vom Äußeren, sondern von ihrem Inneren fanatisch gerichtet. Nur ihre Ideale, großartig, aber einseitig, wollten sie in die Wirklichkeit hinausprojizieren. Selbst das geographisch noch weit verschiedener als die spanischen Provinzen gelagerte Holland sollte sich ihrer Einbildung fügen. Durch ihren Heilfanatismus weckten sie nur Unheil. Furchtbare Katastrophen ähnlich jenen, die Hannibals Frevelhaftigkeit hervorrief, suchten dafür die Halbinsel heim. Aber die Herrscher wußten nicht warum und waren unfähig, es einzusehen, selbst wenn man es ihnen dargelegt hätte. Zu sehr erlagen sie der Größe und dem Fluche ihres Genius.

Das gemeinsame Schicksal im hohen und niedern erfüllte schließlich selbst jeden Bettler. Im Leide noch fühlten sich alle Spanier einig mit ihrem tiefsten Triebe. Sie fühlten sich immer im Recht, denn immer handelten sie nach den inneren Gesichten, und wenn die Wirklichkeit sie bestrafte, nahmen sie diese Stöße auf als Antrieb, ihr Innerstes in Gedanken und Bildern, in Herrschaftsgebieten der Seele immer weiter auszudehnen. So wurde selbst

die Öde, die ihre Hände schufen, zum Paradies für ihre Seele. Schmerzen des Körpers verwandelten sich in Glück des Geistes oder des Gemüts.

Und so entstanden alle Arten des Lächelns, die aus den Werken jener Begabten strahlen, deren Seele den Zug ihrer Rasse mit allen Gegensätzen und Spannungen so tief empfand, um ihn durch ihr Betragen, durch ihre Worte, ihre Stein-, Bild- und Malwerke ausdrücken zu müssen. Oft dienten solche Werke zum Ausgleich der namenlosen Not, die die Wirklichkeit bei dem Versuch, sie nur nach einem inneren Bilde zu formen, rächerisch bereitete.

Das Lächeln war die wehe Heiterkeit der Erlösung durch die Gnade am Ende der Tragödie. Es war auch der satirische Spott des Schelmen, daß nie das Gute siege, daß die einen darben, während die andern prassen. Und nicht zuletzt war das Lächeln die beste Waffe des Einsamen, des einzelnen, des Abenteurers, des Revolutionärs, der nicht mit der Herde trotten kann, der sich infolge seiner heimatischen Landschaft als etwas Besonderes fühlt und der auf dem Wege zum Nächsten nie seinesgleichen, sondern stets etwas anders geartetes findet.

So kam es zum Schein, der in allen Formen das Sein umprägte. Wie durch diesen Schein im Anfang des Wachstums von Asturien die ersten Geschichtschreiber die ersten Schlachtenwirklichkeiten ins Legendenhafte poetisierten, haben wir bereits gesehen.

Dasselbe Bedürfnis zur Form als Ausdruck des Innern im Gegensatz zu der ursprünglichen und unbeugsamen Wirklichkeit der Natur, schuf auch die spanische Sitte. Die rauhe, treulose, rücksichtslos ichtsüchtige, machtgierige, nichts scheuende, alles brechende Berg- und Kampfnatur der nordspa-

nischen, namentlich kastilischen Menschen fand einen strahlend entzückenden Ausgleich im Benehmen durch die äußere Eleganz, im Bewegen des Körpers und der Worte. Diese Sitte hat die lockerste Beziehung zur tatsächlichen Handlung. Niemand kann von diesem Benehmen sicher auf das Sein schließen. So hat das Volk aus dem Söldnerführer Cid, der ein treuloser, raub- und machtgieriger Haudgen war, der mal für die Mohammedaner, mal für die Christen je nach Vorteil und Lage kämpfte, das Ideal des echten Rittertums gemacht. Es gipfelte in einer Gerechtigkeit, die sich zwar nicht nach einem Rechte richtete, die aber verteidigte das ungeschriebene Recht des Unterdrückten, des vom Mohammedaner und von den ausbeuterischen Königen beherrschten Christen. Diese Gestalt eines inneren Bedürfnisses, dieser Held, der mit dem wirklichen Cid kaum mehr als den Namen gemein hat, diente zum Vorbild ritterlichen Benehmens.

Unter dem Einfluß Kataloniens, das seinerseits von flüchtenden provenzalischen Minnesängern, die es gastfreundlich hegte, angeregt worden war, entwickelte sich dies Benehmen. Im Laufe der Jahrhunderte wurde es zu jener Höflichkeit und jener Treue des Spaniers, die das Haus des Gastgebers dem Worte nach zum Besitz des Gastes macht. Es ist eine Treue, die unter allen Umständen dem Nächsten gefällig sein will, die alles mögliche verspricht, doch es zu halten ebenso selbstverständlich vergißt, wenn es über die Form hinausgehen und Tat werden soll. Kein Reisender kann sich deshalb auf Auskünfte unbedingt verlassen. Ich habe sogar erfahren, daß die Auskünfte von Professoren in Fragen der Politik und der Sitte so sehr von dem

Wunsche, mir dienlich zu sein, bestimmt wurden, daß ich nichts damit anfangen konnte. Dieselbe Höflichkeit gebraucht heute noch jene überschwenglich ergebenden Redewendungen wie: ich küsse die Hand; ich werfe mich zu den Füßen (einer Dame).

Die kastilische Sprache, die Alphons der Weise an Stelle der lateinischen auch im amtlichen und schriftlichen Verkehr einführte, enthält dieselben Spannungen zwischen der kriegerisch rücksichtslosen Wirklichkeit und der inneren Sehnsucht des Menschen nach den Formen, die das Leben herrlich und schön machen. Sie ist im höchsten Maße aktiv, d. h. sie beginnt den Satz gern mit dem Wichtigsten: dem Zeitwort, das die Handlung trägt und vorwärts schiebt. Sie verbindet mit dem Zeitwort auch, wo es nur geht, das Fürwörtchen, namentlich bei den reinsten Formen der Handlung: dem Infinitiv, dem Befehl und der Bitte. „Gib mir“ sind im spanischen nicht zwei Wörter, sondern werden zu einem und in diesem einen wird die Wurzelsilbe des Zeitworts betont. Dieser heftigen Aktivität entspricht zum Ausgleich die volle, bestrickend und froh klingende Vokalität mit den vielen herrlichen a, o, u, i, mit dem weichen, liebkosenden Konsonanten ñ = nj. Diese Sprache vermeidet gern eine unzweideutige Ab- und Zusage, so daß heute noch viele fremde Geschäftsleute in Zweifel geraten, ob eine Ware tatsächlich gewünscht wird oder nicht. Aus dem kriegerischen Gegensatz zum Maurentum und zur arabische Zunge hat die kastilische Sprache nur arabische Wörter in ihren außerordentlich reichen Wortschatz aufgenommen, wo sie freilich, wie alle Fremdwörter, einen ganz und gar kastilischen Wortleib erhielten. Auch mit den Wörtern verfahren diese

Eroberer gründlich. Nichts nahmen sie, was sie nicht ganz nach ihrem Innern umgestalteten. In die Grammatik, den Organismus der Sprache, vermochte deshalb nichts vom Arabischen einzudringen.

Ihre Wissenschaft hat wenig Zweckloses an sich; auch sie muß das praktische, politische, militärische Leben vorwärtstreiben helfen und ebenso das Innere, Sittliche oder Geistige.

Sie äußerte sich zuerst im Recht. Durch den Oberrichter für alle Staaten und Städte mußte nach dem Rechte jedes einzelnen der vielen Gemeinden, die im Süden noch lange Zeit Reste aus arabischen und jüdischen Privilegien besaßen, geurteilt werden und ähnlich nach dem Rechte des hohen Adels und des Klerus. Dies war um so schwieriger, weil noch in den ersten Glanzzeiten der Eroberungen selbst viele Granden weder lesen noch schreiben konnten. Mit diesen Rechtsurteilen entwickelte sich schnell die Rechtskenntnis zur Wissenschaft und zugleich zum geistigen Werkzeug, das unter den katholischen Königen und Karl dem V. die Räuber und Wegelagerer wegfegte, die Anarchie vernichtete, aber die Rechtsvielheit des Landes immer geschickter in eine Einheit zusammenzog und bald sich über die Verwaltung erstreckte, um jenen gewaltigen, an sich großartigen Staatsorganismus Philipps des II. zu schaffen, indem es die letzten Selbständigkeiten in den Bruderschaften des Adels und der Städte zur beamtenhaften Gliedschaft mechanisierte.

In demselben eroberungsfanatischen Drang zur seelischen Einheit bildete sich auch aus dem christlichen Glauben eine Wissenschaft zur praktischen Ausbildung und Verteidigung der Christenlehre. Sie sollte in der Folge die bedeutsamsten Werke hervor-

bringen, stets jedoch weniger zur geschichtlichen Aufklärung als vielmehr zur Befeuerung des christlichen Seelenlebens.

Nach dem Vorbilde der italienischen und französischen Universitäten entstanden die Hochschulen von Salamanka, von Valladolid und das Kolleg von Alcala de Henares, das später durch die bedeutsamste Gestalt des spanischen Klerus, den Erzbischof von Toledo, Cisneros, zur reichen Tätigkeit sich entwickelte und zur Universität Madrid wurde. Außer diesen größten Bildungsstätten wurden unter den Aragoniern die Universität von Valenzia und von Huesca, die Rechtsschule von Lerida und in Katalonien die Hochschule von Barzelona gegründet. Zur Vorbereitung dienten die im 14. und 15. Jahrhundert in den größeren Städten errichteten Lateinschulen. Barzelona führte den ersten Buchdruck in Spanien ein.

Die spanische Dichtung, voll von Figuren des Wandertypus, wuchs ebenfalls ganz aus dem Innern. Sosehr fremdländische Einflüsse und Formen die Dichter anspornten, stets projizierten auch sie ihre inneren Spannungen kriegerisch und abenteuerhaft ins Äußere. Die dichterische Entfaltung könnte man nach den Zeiten, wo die Seele, das Gemüt oder der Geist vorherrschte, feststellen; doch war die Zeit, wo die Seele sich intuitiv ins Wort ergoß, länger und größer als die, wo das Gemüt die Dichtkunst bestimmte; jene aber, wo der Geist führte, war die längste; sie dauert heute noch.

Die Zeit der vorherrschenden Seele war die Zeit der Legenden, die der Romanzen des Cid und des Fernand Gonzales, der Chroniken Alphons des Weisen; der ersten Ritterromane Tristan und Amadies;

der ersten lyrischen Gedichte und Novellen. Die Persönlichkeit des einzelnen folgte dem seelischen Drange zur Heimat, zur Gliedschaft der christlichen Gemeinschaft.

Die Zeiten des Gemüts erzeugten die größten Wortgestaltungen: die spitzfindigen Gesellschaftsgedichte und religiös-mystischen Dichtungen, Schimpfverse und Satiren, Schelmenromane, Tragödien, religiöse Dramen, Autos, romanhafte Komödien, Mantel- und Degenstücke, Helden- und Intrigenstücke des Lope de Vega, des Calderon, des Tirso de Molina. Da entstand auch der Don Quichotte des Cervantes, und ebenso ganz am Ende jene wunderbare mystische Lyrik eines Johann vom Kreuz. Die Persönlichkeit des einzelnen besann sich, um sich selbst in ein Verhältnis zur Natur und zu Gott zu setzen, oder sich da, wo sie es nicht vermochte, durch Spott und Satire zu behaupten.

Die spätere geistigere Zeit ließ anfangs die spielerischen Dramen der spanischen Barocke mit übertriebenem Bilderreichtum und gezielter Sprache gedeihen. Der Don Chuan des Antonio de Zamora nach einer Dichtung des Tirso de Molina war das erste, vom Geiste bestimmte Werk. Indessen sank die Bildung und damit die innere Teilnahme weiter Volksschichten an der Nationaldichtung. Die Dichter wurden aus Sprechern des Volkes Vertreter eigener Ansichten. Der Mensch vereinsamte und wollte durch seinen Geist die Einsamkeit überwinden; Witz und Ironie waren seine kritischen Helfer. Der Zweck trat in die Dichtung unter dem Einfluß der Franzosen. Quitana schuf seine mächtigen Oden an das freie Spanien und war gleichzeitig Politiker, Literaturhistoriker, Geschichtschreiber. Er ist der erste große

Dichter, dessen Schaffen von Erinnerung angeregt wird. Die Romantik kam; sie haßte den Regelzwang, liebte ungezähmte Phantasie und erstrebte das charakteristische Wissen vom Mittelalter. Nichts anderes war es als die wehmütige oder phantastische oder satirische Funktion der Rückkehr des Geistes in die Vergangenheit. Die Gesellschaftsdramen, die realistischen und geschichtlichen Romane folgten.

Alle Dichter schufen als Zeugen kastilischen Wesens, und ihre Werke entstanden aus den Spannungen ihres Inneren zur äußeren Wirklichkeit. In der Sagen- und Romanzenform taten sie es, wie wir schon feststellen, kindlich-unbewußt, indem sie ritterlich-christlich machten, was in Wirklichkeit kriegerisch-brutal war. Die Gewißheit, durch christlich ertragenes Leid die Gliedschaft Gottes bewußt zu verdienen, machte sie froh und löste alle irdische Zwiste in Wohlklang auf.

In den Zeiten des Gemüts empfanden sie den Riß zwischen ihrem Innern und der Wirklichkeit und suchten ihn zu überbrücken. Die Spannungen wurden gewaltig, die Gegensätze furchtbar. Im alltäglichen Leben erfuhren sie die vernichtende Öde einer unaufhörlich in die Ferne dringenden Kriegslust und gleichzeitig den entsetzlichen Einheitszwang der Regierung, der ihren so heftig brennenden Individualismus in die mechanische Bewegung einer Staatsmaschine zwängte. Gleichzeitig war es die Zeit der Renaissance, die ihre Persönlichkeit aufs höchste zu Taten lockte, wodurch sie die zahllosen übermächtigen Hemmungen noch schmerzlicher fühlten. Die Größe dieser Spannungen, die noch nicht gebrochen war, die im Gegenteil ungestüm immer tieferen Zwisten zustrebte, bedingte die Größe ihrer Dich-

tungen, die so aus einer ungeheuren seelischen Bedrängnis Freiheit durch Gestaltung suchte und fand. Immer geschah es indessen in der Art der Rasse aus dem Innern ins Äußere, um die Welt, nach der Einbildung handelnd, zu klären, zu formen und dadurch zu überwinden.

Am ergreifendsten geschah es in den Lehrgebäuden und Gedichten der christlichen Mystik. In einer Wirklichkeit, die nach der Vertreibung der Moriskos, der christlich gewordenen Reste des Maurentums, jeden Tag furchtbarer zu werden begann, in der Gegend um das altkastilische Avila, der Berge, die nur Steine hervorzubringen scheinen, verbrannt und verstaubt, schuf die heilige Theresa von Jesu ihr Paradies des Innern, ihre Burg der Seele. Auf den steinigten, dornigen Stufen des Äußern dringt die Seele, indem sie sich klärt, in die inneren Kammern ein bis zu jenem Raum, der keine Grenzen, keine Öden, keine Schmerzen mehr kennt, und wo das Herz Gottes schlägt. Das dunkle Böse in der Welt ist der Mangel an Licht. Licht aber ist Liebe, die zu guten Werken anfeuert und dadurch das Böse in Gutes läutert.

Johann vom Kreuz, Johann von Avila und viele andere erhoben in mystischen Gesängen, in Predigten, in Betrachtungen ihre Sprache, doch nicht theologisch-grüblerisch, sondern handelnd, indem sie alle Bildung zur seelischen Tätigkeit steigerten. Ihr Leben empfanden sie als Abwesenheit von Gott. Sie starben täglich, weil sie nicht wirklich starben. Sie alle waren kastilische Eroberer, nur im reinsten Maße; auch sie waren Abenteurer und Soldaten, aber in die Weite der göttlichen Gefilde.

Der religiöse Orden, der in diesen Zeiten entstand, der letzte der großen katholischen Orden, die Gesell-



Aus den Gärten Sevillas



Straße in Alikante

schaft Jesu des Basken Ignaz von Loyola, militarisierte die Kräfte der Seele, wie unter dem König Philipp dem II. die physischen und geistigen Kräfte militarisiert wurden. Der gewaltige Erfolg dieses Ordens und seine politische Macht innerhalb Spaniens bis auf den heutigen Tag, sowie die Kämpfe, die er gegen sich entfesselte, beweisen, in welchem Maße auch Könige und Priester, so verschieden ihre Herkunft sein mag, dem Zug des Bluts der Erde gehorchen.

Der heilige Ignazius und Philipp vertraten beide den zur fanatischen Glut geschürten Willen zur nomadenhaften Herdenordnung im allerhöchsten Sinne. Bei beiden wurde die Entwurzelung aus der nächsten Heimat in ein höheres geistigeres Vaterland absichtlich gezüchtet. Bei beiden war das Mittel die Organisation, eine asketische Arbeitseinteilung und ein Benehmen, das man mit den Worten umschreiben könnte: *fortiter in res, suaviter in modo*; unerbittlich zum Ziel, mildgelenkig in der Art und Weise. Die Widernisse aller Wirklichkeiten überwindet die Erkenntnis von ihrer Vergänglichkeit. Die Hingabe an das wahrhaft Wertvolle: das Geistige, das Innere, an den Schein, den Heilige zieren, wird danach selbstverständlich.

So entfaltete der Jesuitenorden eine spanisch leidenschaftliche Aktivität, die in nichts hinter der militärischen der kastilischen Eroberer zurückblieb und sich ein Reich gründete, worin sogar bis heute die Sonne noch nicht untergegangen ist.

Unter den Dichtern, die nichts anderes wie Schönheit schaffen und die Sinne erbauen wollten, wirkte gleichfalls nichts anderes, als was auch die Seelen ihrer Heiligen und Könige durchschäumte. Doch

mehr als jene und in anderen Seelenschichten fühlten diese die Hemmungen.

Für Lope de Vega wurden die Spannungen zwischen innen und außen zum Spiel. Ergötzlich hob er die Schwere des Lebens, das Sein, in die anmutige Flügelhaftigkeit des Scheins auf. In ihm wirkte die Natur der Rasse in wucherischer Fruchtbarkeit, schier unerschöpflich schleuderte er Komödien auf Komödien, Dramen auf Dramen aus sich heraus. Er war die Stimme des Volkes, die den Kampf der Empfindsamkeiten des Herzens, der Heftigkeit der Leidenschaften und der Rücksichtslosigkeit des Daseins auf oft schmerzlich ergreifende oder lächerlich erschütternde Weise immer durch die Höflichkeit, durch die Ritterlichkeit überwand.

Diese Rolle der Form muß ich als eigenartig spanisch empfinden, denn nie oder selten hilft sich der Held der spanischen Bühnendichtung durch sich selbst, durch eine eigene Tat. Die Hilfe für seine Not kommt von außen, entweder durch das Glück des Schicksals oder durch die Gunst der Fürsten oder durch die Gnade des Himmels. Er verdient sich diese Hilfe durch die Form seines Betragens, Denkens, Ergebenheit, Buße. Hier zeigt sich der Einfluß des südlichen Spaniens, das alles Äußere fatalistisch auf das Innere zu beziehen und auszunützen strebt, was nur durch die Art und Weise der Verwertung, also der Form, zu geschehen vermag.

Dieser Einfluß der Außenwelt verrät sich auch in der äußeren Gestaltung der Bühnenwerke aller spanischen Klassiker.

Die spanische Klassik ist ja im Gegensatz zur deutschen und zur französischen Klassik keine Dichtung

einer bürgerlich oder höfisch gebildeten Klasse, sondern sie ging aus dem keltischen Hang des Volkes zum Bilderkultus hervor. Dieses Volk grübelte nicht. Und wenn es dachte, dachte es weniger im Hirn als mit den Augen. Dabei hatte es eine tatbegierige Seele. Es handelte soldatisch selbst noch im Denken. Und wenn es die Figuren eines Schauspiels auf dem Theaterkarren an der Ecke eines der Stadtplätzlein agieren sah, so erblickte es zwar Scheinfiguren, die aber die Gleichnisse ihrer augenblicklichen Gegenwart sein mußten; ganz wie es heute noch in den Geschehnissen der Karwoche nichts Theologisches sieht, sondern ins Religiöse geläuterte Bilder seines eigenen Lebens. Wenn die rechten Spanier vor der schmerzhaften Muttergottes klagen, so ist es die Mutter aller Mütter, die sie so erschüttert. Ihre mystische und unbefleckte Empfängnis packt sie als das Wunder und das Heil aus dem irdischen Jammertal etwa so, wie sie nur durch ein Wunder des heiligen Jakobus die ersten Schlachten gegen die Mauren glaubten gewonnen zu haben. Dieser Hang zum Handeln, diese Lust am Schauen ist so stark, daß Könige wie Peter der Grausame, der für uns ein unsympathischer absoluter Tyrann ist, bei ihnen volkstümlich werden konnte, nur weil er impulsiv aus dem Herzen Gutes und Schlechtes tat und so eine anschauliche und zugleich wahre Figur aus dem Leben bildete. Vor solchem Publikum spielten die Komödien Lopes und aller anderen Dichter dieser Zeit. Es nahm so lebhaft daran teil, daß es innerlich mitspielte, laut kritisierte und oft die Dichter zwang, ihre Werke zu ändern. Dadurch wirkte im Süden auch noch unter den Klassikern, wenn auch einzeln und nebensächlich als Gegen-

welle der alte Zug von außen nach innen fort. Der Hof war nur erhöhtes Volk, war die höchste Spitze, und wenn er nicht im Einklang mit dem Volk lebte und regierte, gab es immer die furchtbarsten Auflehnungen.

Dieses Volkes Liebling war Lope. Er vertrat ihre Gegenwart aufs unmittelbarste. Deshalb wird er heute (wie übrigens auch alle anderen klassischen Dichter) kaum gespielt. Das heutige spanische Volk ist ähnlich wie es früher war; es hat keine geistige Perspektive, weder rückwärts noch vorwärts; es ist ganz, zwar handelnde und schauende, doch statuarische Gegenwart. Höchstens finden Spiegelbilder aus der Vergangenheit, die fast Gegenwart geworden sind, Anklang; doch auch nur bei den Gebildeten.

Calderon spannte die Bogen der Gegensätze zwischen Wirklichkeit und Schein, zwischen Recht des einzelnen und Recht der Gewalt höher. Seine Bogen suchten den Himmel mit zu umfassen; seine Stoffe wurzelten weniger in den Zwisten des weltlichen Getriebes als im Seelischen, ja im Jenseits. In Heiligen und Engeln und den Gestalten der christlichen Erlösung suchte er die Gegenspieler zum Menschen. Das Wunder wird ihm zur Wirkung; die Mystik wird natürliche Tat. Das Elend des Lebens wird Mittel zur Lösung dramatischer Konflikte, indem der Held sein Leid aufopfert. Seine Formen sind einheitlich. Der Aufbau seiner Werke ist klar geordnet und geht oft schwindelhaft hoch wie eine spanische Kathedrale.

Doch in Cervantes' Roman vom fahrenden Ritter wurden die Spannungen der spanischen Welt auf die allgemeinste Weise heiter lächelnd aufgelöst. Aus dem persönlichen Ich und seines Erlebnisses der

Wirklichkeit schuf auch dieser Kastilier nach außen, nur im höchsten Maße auf allgemeingültige Weise.

Persönlich hatte er als Offizier die Not als die Folge der Eroberungs- und Abenteurernatur durch tausend Qualen in Verwundungen, Armut, Gefängnishaft erfahren. Durch seine Tätigkeit und Aufopferung als Soldat hatte er die irdische Ferne als Illusion begriffen, den Ruhm als Bitternis gekostet, die Größe als Schein entdeckt, den Abenteurer, der so großartig lebt, um als Habenichtts zu enden, schmerzlich in sich wachsen und sterben gefühlt. Da ging er in sich und erkannte, daß alles vom Urteil abhinge. Er schlug sein Unglück zum Ritter; er dachte es adelig. Dadurch wuchs ihm das Unglück zum Heiland. Nun begann er in Don Quichotte auf Abenteuer auszureiten, um die Welt auf seine Weise kastilisch zu erleuchten und sich auch ein Reich zu schaffen, worin die Sonne nicht unterging. Da wurde die Wirklichkeit von der südlichen Sonne der Mantsha so durchstrahlt, daß sie sich verzückte und mehr Spiegelungen des Sonnenlichtes als Gewächsen der Erde glich; da wurden auf ähnliche Weise kraft des geistigen Lichts des Werturteils Windmühlenflügel zu den Soldaten aller irdischen Widersacher; Schweine, die des Weges kamen, entrollten sich durch dasselbe ritterliche Werturteil zu gemeinen Wegelagerern und zu Banditen, die das echte kastilische Rittertum schändeten. Welch eine Lust, sie zu besiegen! So läuterten sich alle Scheusale und Drangsale der Wirklichkeit durch einen geistigen Kampf zu seelischen Süßigkeiten und Triumphen. So eroberte sich Don Quichotte die Meisterschaft über die Welt und sogar über die Niederträchtigkeiten und Höllenschmerzen der Liebesleidenschaften. Er er-

schuf sich selbst das vollkommene Weib. Zwar war es nur sein Schöpfergebilde, nur Einbildung. Dafür aber war es die Vollkommenheit in Person. Nie kam es in Gefahr, ihm eine Huld zu verweigern und ihm dadurch die unerträglichen Schmerzen der Eifersucht zuzufügen. Ebensowenig lief er Gefahr, der Königin seines Herzens das geringste anzutun, was nicht schicklich gewesen wäre oder was sie gar beleidigt hätte. Alle irdischen Dinge und Leidenschaften dichtete Cervantes in Don Quichotte um zu rein eingebildeten Dingen und Leidenschaften. Darüber herrschte er, und nun gab es, freilich etwas erträglicher als bei Philipp II., dem Könige wirklicher Menschen, keinen Widerspruch mehr. Keine von den furchtbaren Stacheln der Wirklichkeit hinderte mehr seinen inneren Expansionsdrang, seinen kastilischen Hang nach der Ferne; nur war es eine geistige Ferne geworden. Durch solche Verwandlung und durch alle damit verbundene Mühe erlebte er jede Stunde neu das Wunder, wie aus einer Niederlage ein Sieg, aus einem Schmerz ein Lächeln wurde. Niemals machte das wahre Kastiliertum eine solch ungeheure Eroberung wie durch seinen größten Dichter Cervantes.

Seine Art zu sehen, der Donquichottismus, wie man in Spanien sagt, wurde für die Nachkommen zur allgemeinen Weltanschauung. Heute noch bestehen die besten Spanier mit diesem äußerlich tatenlosen, innerlich höchst aktiven Geist ihr Schicksal, das ihr Land zu einer wirtschaftlichen Kolonie der europäischen Großmächte erniedrigte, während sie selbst sich der Freiheit zu erfreuen scheinen.

In demselben Verhältnis zwischen Tatsache und Meinung schweben auch die besten Werke, die in

den Jahrhunderten nachher erschienen, mögen sie noch so sehr stofflich oder auch förmlich von Frankreich oder Italien beeinflußt worden sein.

Der bedeutsamste, weil typische Nachfolger Don Quichottes, war der Don Chuan des Antonio de Zamora, vom Don Chuan des Tirso de Molina angeregt und in einer Zeit geschaffen, deren Sittlichkeit sich lockerte und deren geistig strenge Haltung in das heutige mehr natürlich triebhafte Dahinleben überzugehen begann.

Dieser Don Chuan drang von seinem Innern aus in die Geschlechtswirklichkeiten ein. Diese hatten sich in Sevilla, dem Orte der Handlung, noch von maurischen Zeiten her, eine starke Eigentümlichkeit erhalten, die man heute noch studieren kann.

Jedes Mädchen betrachtet seine Jungfräulichkeit als das höchste, was es als Reiz und Gabe besitzt. Es lebt auch danach, und die Mutter hilft ihr dabei. In Worten ist es freigebig, mit Worten überschüttet es den Geliebten, der bald ein Verlobter sein muß, an jenen soviel besungenen und bewitzelten maurischen Gittern, die die Zimmer nach außen hin als ein Gefängnis erscheinen lassen. Doch nicht mal einen Kuß vergibt solch ein Mädchen vor der Trauung am Altare. Als Frau ist sie dem Manne maurisch so treu ergeben, dabei sich christlich ihrer durch nichts zu ändernden Stellung in der unauflöselichen Ehe so sehr bewußt, daß ihr Mann, wenn er es für nötig findet, mit ihrem Wissen sogar ein Freudenhaus aufsuchen darf.

Dabei lebt die Dirne keineswegs als ein allgemein verachtetes Geschöpf. Ihr geht es wie dem Bettler. Dieser gehört zwar äußerlich einer anderen Mensch-

heitskaste an, aber in Christo und früher in Allah sind sie alle gleichberechtigt zur Teilnahme am ewigen Heil. Deshalb fühlen sich die Dirnen durch ihr Gewerbe noch nicht so ohne weiteres verführt, oder gar gezwungen, nun in allem schlechte Wege zu gehen, zum Beispiel Diebinnen, Betrügerinnen, Hochstaplerinnen zu werden. Sie halten meist was auf sich, sind sogar stolz und haben Schranken und Formen; sie betrachten sich auch nicht von der Kirche ausgestoßen, sondern achten darauf, so regelmäßig wie die ehrbaren Töchter der anderen Stände an der Messe, an den Andachten und auch an den Sakramenten teilzunehmen. Diese Haltung ordnet, wenn es auch nur äußere Form sein sollte, ihr Leben, macht es erträglicher, denn es bleibt ewig wahr, daß auch ein Sünder noch nicht dadurch, daß er gegen die Sittlichkeit sündigt, von der Kirche ausgeschlossen wird und die Möglichkeit seiner seelischen Rettung verliert.

Durch die Form der Lebenshaltung sowohl des ehrbaren Mädchens wie der Dirne wird ihr südlich heißes Blut und ihr reiches Liebesleben behütet und gepflegt.

So leicht Don Chuans unersättliches Liebesbegehrt Gehör bei Dirnen finden konnte, so schwer war der Weg zu den Herzen der reinen Mädchen und stolzen Frauen. Aber feineres und tieferes Glück verspricht das, was mühselig erobert werden muß, und der größte Schatz ist immer der am besten versteckte. Des kastilischen Don Chuans innere Ansicht von der höchsten weiblichen Vollkommenheit wurde von der äußeren strengen Zurückhaltung der Mädchen und Frauen immer von neuem gereizt, alle seine blendenden Gaben des Mannes zu veräußern, ins beste Spiel

zu setzen, um die vollkommenste Liebe zu erfahren. Stets entdeckte er dann nur in neuer Form Eva, die das Paradies verlor, indem sie zuerst der Schlange erlag. Stets sah er sein Ideal entwürdigt; stets fand er die menschlich begrenzte Ohnmacht im Schrei des verführten Mädchens nach der Ehe oder im Schrei der Frau nach dem Kind. Er aber begehrte nicht die Liebe als Mittel zur Fortpflanzung, sondern als Erlösung aus der ewigen menschlichen Gebundenheit an die Erde, dem Zwang zu zeugen und sich zu vermehren. Nichts anderes zu finden, war tragisch, und wenn er der alten Überlieferung gemäß am Ende im Kloster sein Heil suchte, so war es folgerichtig.

So erlebte Don Chuan im Geschlechtsleben auch nur die Tragik des Scheins, der Wirklichkeit sein will. Es war die bittere Wahrheit, daß ein Mensch, der nach dem inneren Ideal das äußere Leben gestalten will, entweder dies Leben vergewaltigen oder dabei scheitern, oder rücksichtslos wie ein Mönch, oder wie Don Quichotte alle Wirklichkeiten als Lug und Trug behandeln, oder schließlich wie Quevedo als ein Schelm mit ihr verfahren muß.

In der Baukunst äußerten sich nicht minder dieselben gewaltigen Spannungen zwischen der Seele, die nach ungeheuren Weiten strebte, und der Enge, ja der Grausamkeit der alltäglichen Begrenzung. Diese Begrenzung aus dem Innern heraus umzugestalten, erzeugte jenen großartigen Zug der Verhältnisse, der fast jede Stadt und jedes Dorf, jeden Palast und jede Kirche aus den Zeiten des Aufstiegs, des Reichtums und der aktiven Landeroberrung auszeichnete. Schon die Lage eines Dorfes an einem der so unerbittlich scharf geschnittenen Berge, oder auf einem der kahlen Bergköpfe inmitten oder

vor dem Hintergrunde großartiger Gebirge bewirkt den Eindruck einer fast aufrührerischen Gebärde, die zu sprechen scheint: Ob aller furchtbaren Höhe, Steilheit, Öde lebe ich hier, einsam fast und verbrenne, doch trotzdem ruhe ich in reiner Hut.

Nicht walddhaft traulich, selten hügelig schoßhaft ist diese Hut. Es ist vielmehr die des ungeheuerlich flammenden Himmels. Es ist die Hut des Helden, der seinem Schicksal vertraut. Bürgerlichen Sinn bringt dies Vertrauen zum Schwindeln. Im Süden ist dies Vertrauen auf das Glück kindlich und weise. Als Verhältnis des Geistes zur oft so grausamen Wirklichkeit ist dies für uns nicht minder außerordentlich.

Die bedeutendsten Kathedralen Spaniens sind riesige Zeichen und Zeugen, Meilensteinbauten auf dem Nomadenwege der christlichen Seele in die Ferne. Sie wuchsen mehr noch als die Dichtung im Auftakt der gewaltigen kastilischen Menschenwanderung. Jede ist eigenartig; von der ältesten, der geheimnisvoll gebundenen romanischen von Santiago de Compostela; von den gotischen zu Barzelona, Leon, Burgos, Segovia, Salamanka; von der von rein gotischer Höhe singenden Kathedrale von Sevilla bis zu dem letzten barocken Dome in Granada, der mit Pauken und Trompeten, Siegesfanfaren zu tönen scheint. Sie alle erweisen sich als spanisch weniger wegen der Formerfindungen, die oft von Franzosen, Deutschen, Italienern stammen, als wegen der Spannung ihrer Verhältnisse. Darin offenbart sich die innere Großzügigkeit. Heldenhaft laufen, schwellen, steigen Linien zu einer Fläche so gewaltig, daß das Ungeheure lebendig und es unserer modernen Kleinlichkeit bange wird. Plötzlich hält die so steigende

Linie inne; es ist ein posaunenhaftes Halt wie für kämpfende Heere, und siehe, zu einem Kreise, Bogen beugt sich die mächtige, oder sie schließt ein Rechteck, ein Viereck. Durch Fenster, Pforten, Gitter, Gemälde, Steinbilder tritt erst die erschauernde Großartigkeit der Maße in auffällige Sicht. Jenes Märtyrertum, jene riesenhafte Aktivität, die das letzte für ein erstrebtes Ziel leidenschaftlich hingibt, läuft in stürmischer Bewegung und wird durch Schönheit geadelt. Himmlische Ruhe beseligt das Auge.

Auch in der Baukunst fließen die Zeiten der Seele, des Gemüts, des Geistes eng ineinander. Die Gotik, die Renaissance, die Barocke, die die Spanier platerreskenhaft nennen, wachsen so nah, so schnell hintereinander und ineinander, bis in das delirienhafte Rokoko Churrigueras, daß oft eine Kathedrale alle Stilarten schon während des Baus in sich aufnimmt.

Am Ende stehen folgerichtig die Schloßbauten der spanischen Habsburger, namentlich das Eskorial Philipps II., für den ganz geometrisch geistig der Stein nur eine Zahl war, die zu einem seelenlosen strengen Sinnbild seines absoluten Denkens wurde.

Die Bildwerke, die diese kirchlichen und weltlichen Bauten schmücken, sind zahllos; man hat sie selten aus ihrer Verbundenheit mit dem Leben der Räume herausgerissen und nicht wie wir in die fürchterlichen Museen gehängt, wo sie wie gekreuzigt leben und ihre geheimste Schönheit verschweigen. Viele Werke flandrischer, französischer, italienischer Meister findet man.

Alle spanischen aber tragen von Anfang an eine leicht soldatenhafte Haltung; in ihren Linien pulst

etwas von der herzdurchbrausenden Größe, die furchtbare Gegensätze mal scheu oder draufgängerisch, mal linkisch oder gewaltsam in Verhältnisse spannt und durch Schönheit zur stillen Seligkeit zu klären versucht. Die Komposition erscheint mehr als in den Künsten anderer Völker die gewaltige Seelenbewegung zu gestalten, die mit ihren Gegenströmen die nordspanischen Völker jahrhundertlang erfüllte. Die Komposition all dieser Steinbilder, Bildaltäre und Gemälde, sowohl in sich wie im Verhältnis zur Kirchen- und Palastfläche, wo sie stehen oder hängen, erzählt auf tausend verschiedene Weise von den Stürmen und Stillen der seelischen Eroberungen. Wie die Grundrisse der spanischen Landschaften erstarrte Bewegungen der Erdwanderungen sind, so die Kunstwerke geformte, erstarrte Bewegungen der Schicksale in den großen Zeiten der nordspanischen Völkerausdehnungen.

In allen spanischen Bildwerken jauchzt etwas von der Wollust des Künstlers, sein Inneres aus sich hinaus zur sichtbarlichen, berausenden und Aktivität weckenden Figur gestaltet zu haben.

Es beginnt mit des Meisters Matteo gewaltigen Granitbildern in der Kathedrale von Santiago de Compostela. Es sind Tier- und Menschenfiguren, die unter Säulen, wie unter der Last des Lebens fluchartig verdammt wurden, oder die an, vor und über den Säulen oder an den romanischen Bogen in Hölle und Fegefeuer schmerzend eingespannt leben und in der Mitte aus der Gefangenschaft des Steins in die göttliche Gemeinschaft himmlisch aufgehen. Von diesen Bildern bis zu all den kleinen und großen Köstlichkeiten, die in jeder der vielen Pfarrkirchen Sevillas zu einer Paradiesweide für die Blicke

werden, ist die Eroberungs- und Schaulust der kastilischen Seele durch alle Stationen hindurch gestaltet.

Der Weg geht von der romanischen Gebundenheit an eine überirdische Gemeinde, bis zu jenen Formen des Geistes, die die Schwere des Fleisches, den Kreuzweg der Erde, in ein Spiel verwandeln; Säulen drehen sich, Zierate wirbeln, Figuren tanzen so toll, daß es an den Wahnsinn grenzt. Es entstehen dabei Passionsbilder, in denen das Leiden durch naturalistische Zutaten, wie natürliche Haare und Kleider, so grauenhaft, so unerbittlich wahr dargestellt ist, wie in der Kunst keines anderen Volkes.

Aus diesen Zügen gestaltender Seelenbewegungen heben sich zur Zeit der Renaissance in der Malerei ähnlich wie in der Dichtkunst drei überragende Persönlichkeiten: Velasquez, Murillo, Greco.

Alle drei formen mit Hilfe der Farben Linien und ordnen sie wie kastilische Schlachtenlenker von innen nach außen.

Velasquez, der Keltiberer, halb Portugiese, der erst in Sevilla, dann an den königlichen Höfen arbeitete, eroberte sich durch alle Phasen seiner Farbentechniken die Mittel, womit er die Wirklichkeit spanischer Leidenschaften und Gegensätze bannte. Es geschah vom Zwergenhaften bis zum Königlichen durch die oft dämonische, oft majestätische Ruhe einer eingebildeten und absoluten Herrscherkraft. Als ein Nachfahre der alten kriegerischen, leicht revolutionären Keltiberer aus Estremadura meisterte er den Aufruhr des Innern durch die Form.

Murillo, der Volksmaler, der wahrhaftige Sevilaner, jener menschengewordene Zauber des andalusischen Lichts, gestaltete alle Wunder der christlichen

Heilslehre so natürlich, daß die Befreiung aus den Erdenfesseln zur himmlischen Süße zu einem herzerfrischenden, überzeugenden Schauspiel vor aller Augen wurde und immer wieder wird. Er bezeugte, daß Andalusien in Wahrheit die Erde der heiligen Jungfrau ist, und daß der trügerische Schein aller irdischen Leidenschaften und Gegensätze im Schein der Heiligen aufging; eine entzückende Vermählung des innern seelischen Lichts mit dem Äußeren der andalusischen Sonne.

Greco hingegen, den Ausländer, den Griechen, führte das Schicksal vom mittelmeerländischen Osten nach dem westlichen Toledo. In dieser altgotischen Stadt flammten die Gegensätze zwischen persönlicher Eigenart und gattunghafter Einheit, zwischen Ichsucht und Gemeinsinn, zwischen Sein und Schein in einer Hitze, die Scheiterhaufen und Märtyrer entzündete. Dieser Bergfelsenstadt, die wie eine Opferschale in den brennenden Himmel ragt, gab sich der Künstler mystisch hin, indem er sich von den ungebrochenen Farben ihrer rotglühenden, braungehörnten, grauасhigen Landschaft mit dem wenigen saftigen Grün durchschauern ließ. Sein natürlicher Blick scheint davon verbrannt und dadurch in- und hell-sichtig geworden zu sein. Das Äußere prägte er um, indem er seine schreienden Gegensätze und fürchterlichen Ungebrochenheiten noch übersteigerte vom Innern seiner Vision aus. Seine Bildnisse spanischer Persönlichkeiten äußern bis an die Grenze aller Möglichkeiten den fanatischen Sieg des mystischen Willens über die Starrheiten und Tobsüchte des Seins. Seine Gruppenbilder sind mystische Schlachten mit dem Siege der Seele über das Fleisch.

In den späteren Zeiten, wo die Bewegung der spa-

nischen Volksseele aus den schwindligen Höhenzügen der Weltherrschaft zu dem wieder mehr vegetativen örtlichen Leben der verschiedenen Völkerschaften herabfiel, drückten Goya, Fortuny Zuloaga am klarsten, so scheint mir, den seelischen Zug der Rasse aus.

Goya, aus dem stets ins furchtbare gespannten Saragossa gebürtig, überwand nicht mehr die entsetzlichen Gegensätze, sondern riß sie im Gegenteil durch seine oft grauenhaft zynisch gesteigerte Darstellung ans Licht. Niemand hat so wie er den Hohn des Mißverhältnisses zwischem religiösem Geist und menschlich tierischer Wirklichkeit gemalt; niemand so wie er Höllenfiguren absolut regierender oder ohnmächtig intrigierender, maßlos begehrlcher Könige in die berückende Märchenhaftigkeit der Farbenklekse gestellt; niemand hat so wie er die Wollust, die Grausamkeit, die Tücke der menschlichen Bestie aus sich heraus gezeichnet und belächelt; niemand so wie er das unterirdische Spanien gnomenhaft blitzend und schimmernd geformt. Er tat es ohne Einheit, ohne Sammlung seiner Mittel, mit einer Hand, geführt vom dämonischen Geiste, unbekümmert um Verzeichnungen, die sich oft grotesk oder stümperhaft verflüchtigen.

Fortuny war ein Aufatmen, die Wegkehr von der menschlichen Tatsächlichkeit ins Idyllenhafte, die Flucht in die Landschaft, was er graziös mit aller Spitzfindigkeit und Genauigkeit eines nicht mehr besessenen, kaum mehr von den Wirbeln der großen seelischen Ströme ergriffenen, nur mehr zuschauenden Geistes vollführte. Seine Werke sind Zierstücke, farbenprächtige Schauweiden für Augen, die nur mehr genießen wollen.

Zuloaga, der noch lebt, äußerte, wenn ich so sagen darf, die geistige Bewegung des heutigen Spaniens, die erhalten will, was gänzlich zusammenbrechen möchte. Er malte mit großer, oft wehmütig erschauernder Kraft die sterbenden Sitten, Kostüme, Bettler, Zigeuner, Händler, Hirten, provinzielle Eigenarten und Landschaften. Seine Bilder sind Zeugnisse eines geschichtlich gestaltenden, sammelnden, urteilenden Geistes; es sind im besten Sinne Museumsstücke, die sagen: so war es einmal.

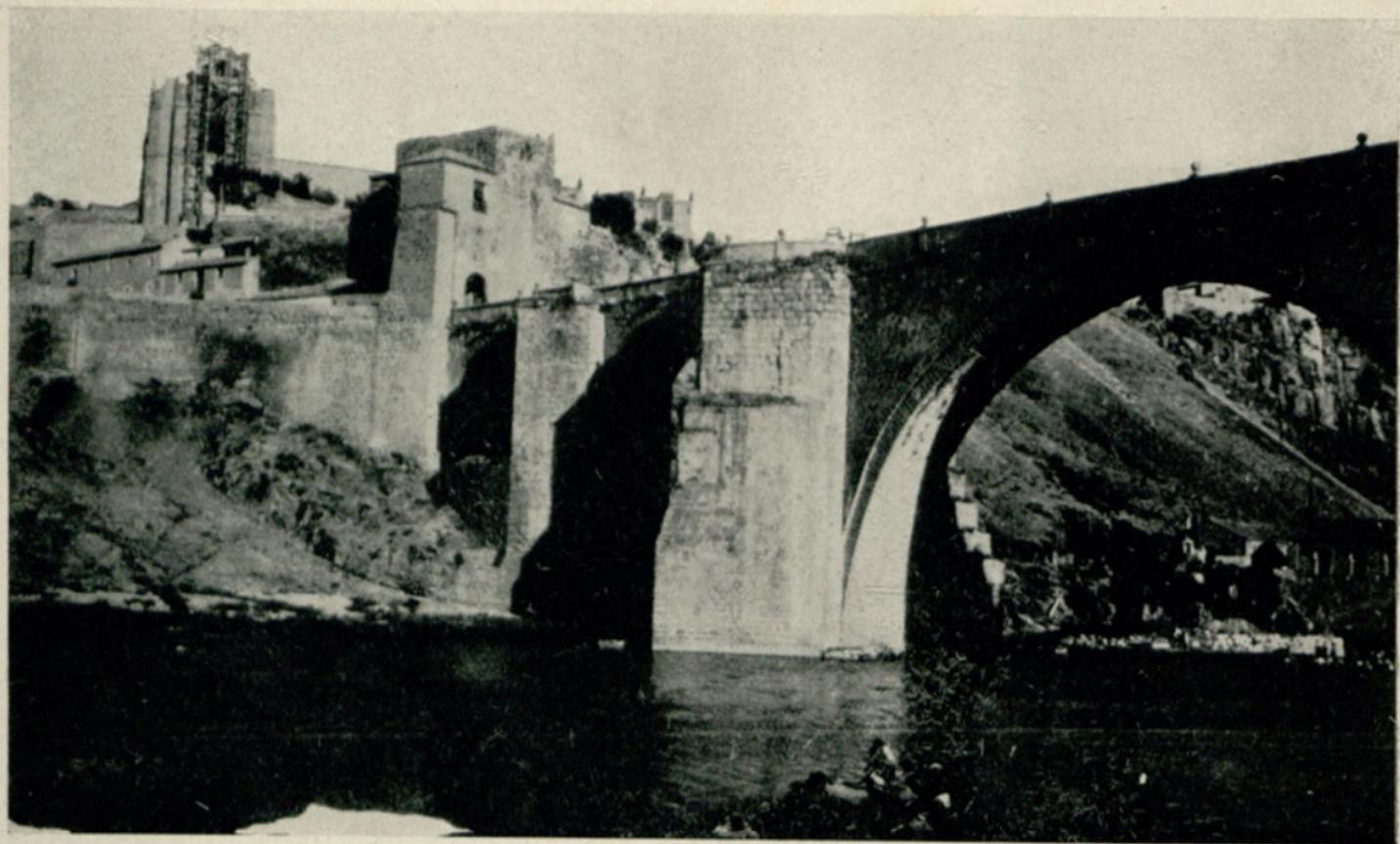
Alle anderen Bildwerke in Spanien sind nicht mehr ein Ausdruck der inneren seelischen Bewegung; die alten Spannungen sind erschlaft. Jener Friede, der nicht die tatenschwangere Stille zwischen Stürmen, sondern die Ruhe der Neusammlung ist, breitet sich über die Spanier von heute aus. Es ist, als ob ihre so gewaltigen Kräfte schliefen.

Was in der Malerei, die neben der Dichtung das Feld ihrer besonderen Begabung ist, geschaffen wird, sind bestenfalls Prachtstücke im Stil der Vergangenheit oder mondäne Bilder zur Befriedigung persönlicher Bedürfnisse.

Bedeutsam regt sich nur der skeptische, der kritisierende Geist. Es geschieht in Zerrbildern, in Karikaturen. In Bagaria lebt eine Persönlichkeit, die auf eine wahrhaft spanische und zugleich adlig schöne Weise die uralten Gegensätzlichkeiten der Rasse in klare und doch vieldeutige Linien witzig und weh gestaltet. Er empfindet die alten Spannungen in den Kämpfen der Kirche von heute, im sterbenden Königtum, in den Anmaßungen der Militärkaste und der großen Landbesitzer, in den Nöten der kleinen Gewerbe, der Bauern, der Fischer, der Industriearbeiter, und augenblicklich seine eigene Not vor



Andalusische Zigeuner



Brücke über den Tacho bei Toledo

dem mächtigen Stift des Zensors der Militärdiktatur, die heute unter dem Vorsitz des Königs das Land vor der Anarchie zu bewahren sich anstrengt.

Noch immer sieht Kastilien nicht ein, daß nur eine bundesstaatliche Verfassung die Kräfte, die sich in Katalonien, in den baskischen Provinzen, in Galicien modern europäisch regen und wirtschaftlich ausdehnen, zur wirklich fruchtbaren Entwicklung verhelfen kann. Immer von neuem verfällt Kastilien und Madrid dem Wahn einer zentralen einheitlichen Beherrschung, zwar im Einklang mit seinem eigenen Nomadenblute, doch im Gegensatz zu den Provinzen. Trotz aller, namentlich in Katalonien vulkanisch ausbrechender revolutionärer oder anarchistischer Gegenkräfte besitzt das alte fast dämonisch ausgeklügelte, nur zeitweise frei gelockerte Regierungssystem die Übermacht.

Es sichert schon durch die Steuerweise die Vorherrschaft der Besitzenden, und dadurch den Bestand des Alten. So wird ohne Rücksicht auf individuelle Leistungsfähigkeit nur der Stand besteuert; dies zwar nach Stufen, nach der Einschätzung der Orte. Alle Gewerbe müssen, ob sie nun zwanzig, zehn, einen oder gar keinen Angestellten oder Arbeiter halten können, eine gleich hohe Steuer bezahlen, die in den großen Städten freilich höher ist als in kleinen Orten. Obgleich sich die Gewerbe verbunden haben, um unter sich die Ungerechtigkeit dieser Besteuerung durch Verteilung nach der Tragbarkeit zu mildern, verhindert diese Art der Steuer das Aufkommen und Wachsen tatkräftiger und emporstrebender, doch kapitalarmer Kaufleute, Handwerker, Arbeiter.

Das Land, das infolge der sengenden und brennen-

den Kriegszüge der Ahnen waldarm und auf riesigen Strecken sogar ganz baumlos ist, befindet sich zum größten Teil im Besitz einzelner, die sich selbst wenig um die Steigerung der Erträge und die Verbesserung des Bodens, namentlich um die Bewässerung, kümmern. Große Gebiete werden nur zu Jagdvergnügen gehalten. Erst in letzterer Zeit hat sich einer dieser Besitzer dazu verstanden, einen Teil seiner unbenutzten, brachliegenden Steppen an Bauern zu verteilen. Die kleinen Pächter müssen oft ein Schandleben führen und sich durch furchtbare Entbehrungen überhaupt am Leben erhalten. Die Regierung, die fast alle Steuern für die phantastischen Kriege in Marokko zu Nutzen der Militärkaste und einiger Unternehmer ausgibt, hilft der Wasserarmut durch Kanalbauten nicht ab, so daß noch 1924 die Bewohner ganzer Dörfer ausgewandert sind.

Der oft beträchtliche Überschuß an Menschen des noch ziemlich kinderreichen Volkes wandert nach den südamerikanischen Staaten aus; sehr selten nach den noch erhaltenen spanischen Kolonien in Afrika, denn auch als Kolonisator ist der heutige Spanier durchaus passiv, wenig erfinderisch regsam und vorwärtsstrebend. Weniger noch als im eigenen Land bekümmert er sich dort um das, was ein Land fruchtbarer machen könnte.

Im spanischen Mutterlande bleiben viele Gegenden auch gegen die Schäden der Überschwemmungen in den Regenzeiten ungeschützt.

Aus Mangel an guten Autolinien und Eisenbahnen können die Erzeugnisse der Provinzen, der Flüsse und Meere nicht schnell, nützlich und billig ihr frisches Obst und Gemüse, Fische und Muscheln auf die Verbraucher verteilt werden. Post und Geld-

verkehr sind ebensowenig modern ausgebildet. Der Giroverkehr steht erst in den Anfängen. Meist müssen Geldbeträge noch umständlich in barer Münze verpackt und verschickt werden.

Den Schulunterricht besorgt wenig der Staat. Es besorgen ihn meist die religiösen Orden, besonders der der Jesuiten, die um ihre alte Vorherrschaft kämpfen und gegen das Neue mit Recht oder Unrecht mißtrauisch sind. Auf dem Lande sind die Schulverhältnisse erschütternd kärglich. Mehr als die Hälfte der Bewohner, 61 Prozent, kann weder lesen noch schreiben.

Die Gehälter sowohl der Lehrer an Volksschulen und Gymnasien, wie die der städtischen und Regierungsbeamten sind so gering, daß die Beamten und auch die Priester sich durch Nebenarbeit das Fehlende verdienen müssen. Priester sind nebenbei Handelskommissionäre oder Handwerker, Lehrer nebenbei Elektriker oder Kaufleute, Professoren nebenbei Herausgeber der von ihren Schülern gebrauchten Lehrbücher, Verleger und Verkäufer dieser Bücher und außerdem noch Papierhändler oder Anzeigenjäger. Dies zeugt gewiß von der großen Begehung des Volks, doch spielt meist die Hauptrolle dabei jene Tätigkeit, die am meisten Geld einbringt. Bestechung und Schieberei finden so überall günstigen Boden zum Wucher, was in den letzten Zeiten des Parlamentarismus, den der jetzige Militärdiktator ablöste, erschreckend und anarchisierend wirkte.

Es gibt wenige Volluniversitäten mit allen Fakultäten. Am regsten ist die geistige Arbeit in Barcelona, uralter Überlieferung gemäß, doch auch in Madrid und in Santiago de Compostela. In letzter Zeit zeichnet sich auch Saragossa aus. Doch ist zu

bedenken, daß ihre Seminare, Laboratorien und Institute so wenig den modernen europäischen Arbeitsverfahren und Arbeitsmitteln entsprechen, daß die stammesverwandten Südamerikaner trotz aller neuerlichen Versuche zu einer engeren geistigen Verbindung es vorziehen, ihre Söhne zur Ausbildung nicht gerade nach Spanien zu schicken. Dazu kommt die Gleichgültigkeit gegenüber den Erfordernissen des Klimas. Der Hochsommer schlägt jede geistige Arbeitslust nieder, und die kalten Regenmonate des Winters reizen auch nicht zur Arbeit, denn die Mehrzahl aller Häuser kann nicht geheizt werden. Sich mit der Glimmhitze eines Holzkohlenbeckens vor den Füßen zu begnügen, ist, da man bei geschlossenen Fenstern an den giftigen Gasen den Tod einatmen kann, auch nicht jedermanns Sache.

Das Studium entspricht mehr der Notwendigkeit als der Lust, denn es ist in Spanien mit großen Opfern verknüpft, über die Amtstätigkeit hinaus geistig zu schaffen. Die Zahl der Leser und Käufer wissenschaftlicher Bücher ist äußerst gering. Oft haben deutsche und amerikanische Verleger die später berühmt gewordenen Arbeiten spanischer Gelehrter zuerst herausgeben müssen, weil kein Spanier es riskieren wollte. Auch die Zeitschriften führen aus demselben Grunde ein schwankendes Leben. Stets drohen sie, an Interesselosigkeit zu sterben. So hat die alte berühmte „Revista de España“ eingehen müssen. Statt ihrer gibt einer der feinsinnigsten spanischen Köpfe, Ortega y Gasset, die „Revista de Oriente“ heraus, eine Monatsschrift, die auf die gewissenhafteste Weise die internationalen Geistesströme widerspiegelt. Alle übrigen dienen mehr der Unterhaltung oder sind fachmännische Verbands-

organe; die meisten sind Sport- und Stierkampfschriften.

Von den Zeitungen ist der liberale „Sol“ zweifellos die bedeutungsvollste und am besten geschriebene. Sie hat mehr Zeitschriftencharakter, d. h. sie ist infolge des Mangels an Zeitschriften in der Lage, Aufsätze bedeutenden Inhalts und feinsten Form sogar in langen Fortsetzungen zu bringen. Dadurch behauptet der „Sol“ einen geistigen Rang, den in dieser Allseitigkeit sehr wenige deutsche Zeitungen selten erreichen. Alle anderen Zeitungen der Hauptstadt dienen mehr dem täglichen Kampf und sind ein getreuer Spiegel der Zerrissenheit und des Zuges, das innere Ideal auf afrikanisch heftige Weise aus sich heraus zur Wirklichkeit gestalten zu wollen, wie wir es im Verlauf der kastilischen Wanderung zur Größe und von der Größe in die Tiefe beobachten konnten. Die Provinzzeitungen verteidigen mit gleicher Stärke und Glut ihren landschaftlichen Charakter. Am gefälligsten tun dies die Sevillaner, indem sie Politik und Wirtschaft und all die Erreger des Ernstes, der Zwiste, der Ungerechtigkeit, der Krisen mit einer ironischen Distanz behandeln. Da ihre Darstellung stets feuilletonisch gewandt und heiter ist und vor geistigen Lichtern nur so blitzt, erheben sich ihre Zeitungen oft über den Rahmen eines Nachrichten- und Parteiorgans zur Höhe einer eigenen Art von Witzblättern, wie es bei uns unmöglich sein würde.

Der äußeren Form nach ähneln die Zeitungen den französischen; sie sind, mit Ausnahme einer barzelonischen, niemals dick wie Aktenbündel. Ein jeder kann alles lesen.

Der Mangel an Lesern bestimmt auch den Mangel an guten Romanen und Dichtungen. Nur erotisch

gehaltene Werke können auf dem großen Markt der spanisch sprechenden Völker jenseits des Ozeans, der freilich manchmal durch allerlei Zollschikanen gehütet wird, auf große Auflagen zählen. In Spanien selbst gibt es nur in Madrid und Barzelona einige Buchhandlungen, die nur mit Büchern handeln. Alle übrigen Buchhändler sind gezwungen, nebenbei und hauptsächlich nicht nur Papier und Schreibartikel, sondern auch vieles andere zu verkaufen.

Alle Gewerbe, alle geistige Tätigkeiten, die Organisationen der Arbeiter, der Bauern und Arbeitgeber, der Wohlfahrtseinrichtungen, der Hygiene, der politischen, neu erwachenden Parteien richten ihr Gesicht entgegen dem nach Afrika weisenden Gesicht der Landschaft nach Norden und nach dem amerikanischen Westen. Sie suchen dort ihr Vorbild und finden sich bei der Ausführung fast immer im Gegensatz zu jenem Trieb der Bewohner, der von der Landschaft erregt wird. Die blutgemäße Uranlage findet sich widersprochen und gehemmt durch die aus Nachahmung erworbenen Fertigkeiten. So steigen aus dem Unterbewußtsein Zwiste, Weigerungen, Lähmungen, die der Europäisierung Spaniens hinderlich sind und fast alle modernen Einrichtungen zwitterhaft und unvollkommen werden lassen. Deshalb sind die großen Betriebe entweder ganz in den Händen von Ausländern oder werden von Ausländern geleitet. Das deutsche Element ist dabei sehr stark vertreten. Deshalb muß Spanien auch seinen Geburtenüberschuß an regsamere Länder abgeben, und seine Einwohnerzahl beziffert sich nur auf etwas über 20 Millionen, wogegen es in den Zeiten maurischer Herrschaft an die 55 Millionen Einwohner zählte.

Nichtsdestoweniger erobert sich Europa immer mehr Boden. Man sieht es nicht nur in Madrid, Barzelona und den nördlichen Küstenstädten Bilbao, San Sebastian, Santander, sondern auch im Innern in Leon, Valladolid, Burgos, Salamanka und sogar im Osten in Saragossa und im Süden in Sevilla, Kordova, Granada, Malaga, Kadix. Überall regen sich Kräfte zur Modernisierung und Vergrößerung der Industrie und Handelstätigkeit, zur Wiederbelebung der Baumwoll-, der Seidenraupen-, der Tabakzucht. Je mehr Spanien zum Ausgleich seiner Einfuhr und Ausfuhr, ähnlich wie die europäischen Staaten, gezwungen wird, nicht nur seine Bedürfnisse immer mehr selbst zu befriedigen, sondern auch möglichst viel von seinen Erzeugnissen auszuführen, desto mehr vergrößern sich die Zwiste mit Europa, steigern sich die Arbeits- und Währungskrisen, weicht die Einfachheit der Sitten, greift die Gier nach Erhaltung und Vermehrung der erworbenen Stellungen immer gefräßiger um sich. Infolge des afrikanischen Grundzuges namentlich der südlicheren Volksteile verstärken sich die Gegensätze, erwacht immer mehr der alte Zug der Rasse. Die tragische Spannung zwischen dem kastilischen Nomadentypus und berberischen Siedlertypus wird wieder offener.

Die Ziele und Handlungsweisen der politischen Parteien werden von den alten Spannungen zwischen der geographischen Besonderheit und dem Zug zur Einheit bestimmt werden, wie auch ihre Schlagwörter heißen, ob liberal, national, republikanisch, monarchistisch, sozialistisch oder anarchistisch.

Die sozialistische Bewegung würde sich, ähnlich wie in Rußland, unter blutigen Gewalttaten

von ihrer ideologischen Einheitlichkeit rückzerstückeln und verwandeln zuerst in einen national spanischen und nach und nach sogar in einen landschaftlich provinziellen Sozialismus, wenn er nicht die Furchtbarkeit und die Wüstenöde der Staatsideologie eines Philipp II. heraufbeschwören will.

Das gleiche gilt in noch höherem Maße vom Kommunismus. Dessen Seele wird vom Nomadenzug zum herdenhaft Einfachen und spitzig Führerhaften entflammt. Wenn eine kommunistische Bewegung, so wie es vor Jahrtausenden mit den Iberern geschah, in Zukunft die nordafrikanischen Berberstämme entfachen und diese erneut nach der Halbinsel hinüberführen sollte, dann ist Spanien fast wie Rußland ursächlich fruchtbar und furchtbar für den Kommunismus geeignet. Ein im Zug von außen nach innen geformter afrikanischer Kommunismus könnte in neuer Art Spanien wecken.

Die Intellektuellen Spaniens, namentlich die freigeistigen, spüren diese Möglichkeiten schon stark. Nicht nur wegen des in dieser Hinsicht gefährlichen Krieges in Marokko. Jeder ist auf seine Weise daran, die politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen und besonders die Rassenverhältnisse, also die wirklichen Anlagen und Fähigkeiten der spanischen Völker, zu erkennen und zu klären.

Der Wille, zu einer Regierung zu gelangen, die bundesstaatlich der Eigenart jedes Volksstammes gerecht wird, ein Wille, der nicht zentral von sich aus folgert, sondern der einsichtig von außen her, von den Notwendigkeiten der Natur her, urteilt und bestimmt, macht sich überall bemerkbar. Daher rührt auch das große Interesse Spaniens an dem Ausbau

des Völkerbundes, denn es ist ein Mittel, dem werdenden afrikanischen Kommunismus zu begegnen.

Im besonderen weist Gonzalo de Raparaz die geographischen Bindungen nach und erhebt eindringlich die Forderung, sich auf die Lehren der von der Natur gegebenen Tatsachen zu besinnen. José Ortega y Gasset, wohl der einsichtigste und feinste Geist des heutigen Spaniens, zergliedert auf zugleich gallisch witzige und spanisch anschauliche Weise alle aufkommenden geistigen und seelischen Strömungen, alle Erscheinungen. In allen enthüllt er die Grundbeziehungen. Ähnlich arbeiten und schreiben über die verschiedensten Gebiete eine ganze Reihe hervorragender Köpfe, so Menendez y Pelayo, Azorin, Unamuno, Gomez de Baquero, Ramiro de Maeztu, Fernando de los Rios, Luis Bello, Luis Arquistain. Selbst die Romane, Novellen, Erzählungen von Chuan Valera, Pio Baroja, von Blasco Ibañez, Ramón Perez de Ayala, Gabriel Miro, Eugenio d'Ors und anderer zeigen jeder in bedeutsamer Art entweder die bis heute reich gewandelten Gegensätze zwischen Schein und Sein, oder sie schildern teils geschichtlich, teils gegenwärtig (ähnlich wie Zuloaga in der Malerei) die geheimen Bindungen der Sitten und Gebräuche. Wie ihre Vorgänger Palazio Valdes, Perez Galdos, Angel Ganivet hören sie immer stärker den Ruf der Erde und ihrer Tatsachen. Ihre Gleichnisse und ihre Gedanken sind Blüten ihrer Scholle. Durch alle diese Kräfte, seien sie nun bewußt europäisch oder afrikanisch unbewußt, klärt sich kämpferisch der alte kastilische Zug von innen nach außen zu dem afrikanischen Gegenzug von außen nach innen.

Auch die Dialektdichtung der Katalanen und Galicier wächst stärker ins Bedeutsame. In Barzelona, Valenzia und neuerdings auch in Sevilla führt man wieder die alten Blumenspiele ein, woran die örtlichen Dichter mit ihrem Schaffen aufs innigste beteiligt sind.

Es ist kein Zweifel: die provinziellen Eigenheiten erheben sich aus den Gründen des Bluts von neuem ins Bewußtsein; sie wollen sich behaupten und erhöhen. Gleichzeitig stehen die uralten Gegensätze wieder auf. Werden sie sich zu solchen Spannungen steigern, die die großen Begabungen wecken und allein zu bedeutenden Leistungen auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit fruchtbar anspornen? Eines Tages wird gewiß wieder der Kampfruf erschallen: hie Nord, hie Süd. Süd bedeutet dann vielleicht afrikanischer Kommunismus. Ob dann im Hinblick auf das wirre Europa, dessen Ausdehnungsdrang in der ostasiatischen und mohammedanischen Welt auf immer größeren Widerstand stößt, in Spanien das sich regende Afrika siegen wird?

Die Wanderungen der Menschen hören nie auf. In den letzten Jahrhunderten hatten sie die Richtung von Nord nach Süd und von Ost nach West. Die Zeichen deuten an, daß sich die Richtungen ändern. Spanien wird dann wie der Balkan und wie Sizilien eine noch nicht zu ahnende Wichtigkeit erlangen.

Freilich der Sinn der gewaltigen Stiere aus Stein, der tierischen Götterbilder, die in den ersten Zeiten der Bewohner der Halbinsel die Stärke, die Fruchtbarkeit, die Seele des Landes verkörperten, hat sich im Zuge der Kastilier und der übrigen keltisch-iberischen Völker ganz und gar verwandelt. Der Stier ist nicht mehr ein göttliches Zeichen. Man hat

auch dies veräußert und ein Kampfspiel daraus gemacht. Des Stieres rotes Blut und des Stierkämpfers rotes Tuch sind die farbigen Erwecker der tiefsten, irdischen Sinnlichkeiten. Die Stiere werden in den guten Jahreszeiten Sonntag auf Sonntag in die Arena gehetzt. Ihr geheimer Sinn wird dort immer von neuem veräußert. Immer sucht der spanische Mensch dies Zeichen seines Landes zu besiegen. Sein innerlicher Hang, die Wirklichkeit nach der seelischen Vorstellung zu verändern, hat die Grausamkeit des Kampfes geadelt. Er hat Regeln erfunden und tänzerische Kampffiguren geschaffen, die eine wesentliche Bedingung des Sieges über die Urgewalt der im Stier vertretenen sinnlichen Natur sind. Der Geist soll immer noch die Natur bezwingen. Wann der Geist einmal nur als das Gewissen, als nichts wie der Ordner und Verklärer der Natur erscheint, bricht die neue Zeit an, und es ist eine Erlösung. Oder aber der Stier siegt in den Kämpfen, die sich wie ein Grollen der unterirdischen Gewalten überall ankündigen. Dann geschieht es wie in den Anfangszeiten der spanischen Geschichte, daß er sein fürchterliches Gesicht als rächerisches Zeichen vergewaltigter Natur in den lichtglühenden Himmel richtet.

III.

SCHILDERUNGEN VON STÄDTEN UND
LANDSCHAFTEN. VON SÜDOST NACH
NORDOST; VOM NORDEN DURCH DIE
MITTE NACH DEM SÜDEN; VOM SÜDEN
NACH NORDWESTEN.

DER PULS VON SPANIEN

Ein Puls bestimmt das Leben weder wie das Herz noch wie der Kopf. Aber wer den Lauf des Blutes und seiner Krisen beobachten will, der tastet nach dem Puls. Und so einen Puls für das moderne Leben Spaniens möchte ich Barzelona, die zweitgrößte Stadt der Halbinsel nennen.

Die Stadt, deren Einwohner bald die 800 000 erreichen dürfte, liegt eigentümlich. Mit Bilbao, der anderen bedeutenden Industrie- und Handelsstadt, bildet sie eine nordwestliche Parallele zu den zerklüfteten Pyrenäen, die die Halbinsel von Frankreich schaurig trennen; beide Städte stellen außerdem ein fast gleichschenkeliges Dreieck dar, an dessen Spitze die Landeshauptstadt Madrid gelegen ist. Dies Dreieck modernen spanischen Lebens läßt den eigentlich nordafrikanischen Süden Spaniens nicht zufällig unberührt. Barzelona, der östliche Punkt dieses Dreiecks, ist durch Eisenbahnlinien mit Bilbao, mit Madrid und mit dem südlichen Valenzia verbunden; eine Küstenbahn verknüpft es mit dem französischen Perpignan, und regelmäßige Schiffahrtslinien gehen nach Marseille, Genua, Kadix, Lissabon, Liverpool, nach Nordafrika und Südamerika. In dieser Stadt laufen zum industriellen

Wettkampf so unruhig wie bei uns Maschinen und Webstühle für Baumwolle und Seide und Schafwolle; es hämmert, schneidet und faucht so hart seelenlos wie bei uns in Eisengießereien, in Fabriken für Maschinen aller Art, in Fabriken für Papier, für Seifen und chemische Präparate; in Glashütten, Töpfereien, Mahl- und Schneidemühlen. Die Gerbereien, Färbereien und Druckereien sind so modern wie bei uns eingerichtet. Alles, womit man Bedürfnisse stillt und weckt, findet man hier. Der Handel ist der wichtigste und eifersüchtigste von Spanien. Manufakturwaren, Wein und Branntwein sowie Obst führt man aus; französische, italienische, englische, deutsche Rohwaren und Industrieartikel führt man ein; ebenso Getreide, Reis, Bauhölzer der Ostseeländer; ferner Eisen, Hanf, Baumwolle, Kaffee, Kakao. Nächstdem von Madrid ist auch das Bankwesen das reichste und verzweigteste Spaniens. Barcelona hat eine Universität, ein katalanisches Institut, eine Handelshochschule, wissenschaftliche Laboratorien, ein Opernhaus, ein Schauspieltheater, hauptsächlich für katalanische Dichtung, und eine famose Varieté Bühne; es ist mit Madrid und Bilbao die am meisten europäische Stadt der Halbinsel.

Es liegt zwischen zwei nicht sehr großen Flüssen, die sie jedoch nicht berühren. Zwei Hügel trennen sie davon. Beide Flüsse fließen durch Täler, die sich von den Höhen aus darbieten wie unabsehbare, bunte Gärten, wo alles üppig und reich wächst, was ein mildes Klima, das im Sommer nicht zu heiß und im Winter nicht zu kalt ist, hervorsprießen läßt. Der südwestliche Fluß heißt Llobregat, der nordöstliche Besos. Das Tal des Llobregats ist das größere und reichere. Dieser Fluß schlängelt sich aus den Höhen

der zwei Gebirgsköpfe: des Montserrats, des sagenhaften Sitzes der Gralsritter, und des Montsenys. Beide bilden mit ihren phantastischen Bergstöcken und gleißenden Bergkronen den fernen Hintergrund der großen Stadt. Beide liegen stumm wie Wächter und überschauen das hügelig abwellende Land über die zwei Berglein hin, zwischen denen Barzelona wie zwischen den Frauenbusen des Schicksals ruht; die Riesenköpfe der fernen Wächter schauen über das großartige Netz der vielen Straßen mit den hellen Häusern bis auf das blaue Meer und bis in den lila schimmernden Horizont, wo die Dampfschiffe und Segler der Kaufleute sowie die Kriegsschiffe großer Mächte den Wellen des Glücks und des Mutes hingegeben auf und nieder tauchen.

Das Meer lädt ein zur Weite und zum Abenteuer, zur Kühnheit und zur Unberechenbarkeit. Die Riesengebirge der Pyrenäen aber trennen und schließen das Land Katalonien mit seinen 2½ Millionen Einwohnern ab. Sie hindern einen nahen, unmittelbaren Verkehr mit Frankreich und erlauben den Bewohnern nicht, sich mit modernen europäischen Nationen im täglichen Wettbewerb unmittelbar zu messen. So kommt es, daß dies begabte katalanische Volk, verführt durch das Meer, nach der Tätigkeit, Macht und Größe anderer europäischer Völker strebt, zum klärenden Maße aber nur die nahen, doch in moderner Regsamkeit unter ihm stehenden spanischen Völkerschaften hat. Sein Fleiß, sein Mut, seine Strebsamkeit wird ihm oft zum Verhängnis im Urteil. Es dünkt sich mehr, als es der tatsächlichen Möglichkeit gemäß zu sein vermag; es hält oft Dinge für möglich, die nur Illusionen sein können. Aber es glaubt feurig an ihre Wirklichkeit

und lebt im Innersten von der Sehnsucht nach einem Messias, der es erlöse. Dieser stille Glaube, der oft vulkanisch ausbricht, gibt dem katalanischen Leben einen glühenden Glanz, ähnlich dem zauberischen Schimmer seines Meerhorizontes.

Der Grundriß seiner Geschichte ist das Ergebnis der Spannungen, die der katalanische Geist von seiner leiblichen geographischen Gebundenheit und der Lockung der blauen Gewässer seines Meeres empfing.

Schon die Rassenmischung seiner Einwohner bewirkte etwas illusionhaft Verhängnisvolles. Iberer, nomadenhaft und industriell, kriegerisch und weit-schweifig, hielten sich reiner als anderswo von eindringenden keltischen Elementen frei, mischten sich mit den händlerischen Völkern Karthagos, die Barzelona gegründet haben sollen. Zur Zeit, als es römische Kolonie war, kam die römische Zucht und Ordnung im kriegerischen und rechtlichen Leben über sie. Früh bekehrten sich namentlich die niederen Volksteile zum Christentum. Sie sahen in der Unbegrenztheit der seelischen Hoffnungen ein anspornendes Zeichen für die gleichfalls überströmend sich regenden nationalen Begierden, die in den langwierigen Kämpfen, die die Goten von Katalonien bis hinein nach Frankreich führten, immer mehr erstarkten. Viele Kirchenversammlungen zeugten vom Eifer ihres religiösen Lebens. Das apostolisch aufs weite, aufs unbegrenzte Seelentum gerichtete christliche Wesen wurde durch die geographischen Eigentümlichkeiten des Landes dauernd genährt, zumal als ihre Bewohner es gegen die seßhaft gearteten Mauren zum erstenmal geschlossen zu verteidigen hatten. Dieser Kampf befruchtete ihr Wesen, gab

ihnen seßhafte Züge und jene eigentlich arabische Strenge der Abgeschlossenheit und Hut ihrer Frauen.

Es kam danach jene Zeit, wo sich ihre Sprache aus provenzalischen Elementen bildete und damit ihr Bewußtsein von sich selber. Barzelona nahm die provenzalischen Minnesänger, die aus Frankreich flüchten mußten, auf, und unter ihrem Beispiel verfeinerte sich die Sitte und entwickelte sich die Dichtkunst. Katalanische Art wurde für das übrige Spanien vorbildlich. Als 801 Ludwig der Fromme die Stadt einnahm, machte er Barzelona zur Hauptstadt der spanischen Mark. So gelangte Katalonien zur Herrschaft ihrer eigenen Grafen. Durch Heirat eines ihrer Herrscher wurde ihr Land mit Aragonien vereinigt. Die erste Blüte kam. Das bedeutendste Zeugnis dieser Zeit war ihr Handels- und Seerecht, das bald in der ganzen damaligen Welt herrschte. Die Sprache erreichte ihre Selbständigkeit. Man dichtete, sang, sprach katalanisch. Es bildete sich ein katalanisches, von spanisch-kastilischer Art wesentlich verschiedenes Volksempfinden.

Aber die auf weit größerer geographischer Stärke fußenden Kastilier wiesen zum erstenmal die Katalonier in ihre Schranken. Sie unterwarfen Aragonien und Katalonien. Zum erstenmal trat da auch in das Bewußtsein der Katalonier die Enge, die ihnen das pyrenäische Gebirge zog. Um so tiefer, um so zauberischer aber wirkte auf Herz und Phantasie der Wellenschlag des Meeres und die Ferne unendlicher Möglichkeiten. Leidenschaftlich fingen sie an, sich so zu benehmen, als könnten sie die hohen Gebirge abwetzen, ihre Enge erweitern und die Möglichkeiten, die ihnen das Meer vorspiegelte, auf dem Lande verwirklichen. Es folgte jene lange Reihe

tragischer Kämpfe eines Volkes, das eine Lage im festen Land mit meertiefen und meerweiten Augen zu übersehen immer wieder verführt wird. Immer wieder empörte es sich gegen seine Begrenzung, und immer wurde es in seine Grenzen verwiesen. Nichts belehrt uns so sehr über die jedem Volk gezogenen Möglichkeiten, wie die Geschichte dieser Käräpfe; nichts ergreift uns so herzlich, wie dieses leidenschaftliche Ringen eines Menschentums, das die Fesseln sprengen und mit seinem Geiste siegen will, kein Opfer scheut, kein Mittel unversucht läßt und immer wieder ein Gefangener des Bodens bleibt, der es gebar. Das tragische Geschick der ganzen abendländischen Menschheit mit seinem faustischen Streben ins Weite spiegelt das Leben der Katalonier wieder.

Die spanische Herrschaft schüttelten sie 1640 ab, schlossen sich Frankreich an und hofften so ihr Ziel der Selbständigkeit und Größe zu erreichen. Nach einigen Jahren des Traums kam die Wirklichkeit und zwang sie wieder unter die kastilische Macht, die sie als Joch empfanden. Von da ab verging kein Regierungswechsel in Spanien und kein Zwist der spanischen Politik, ohne daß die Katalonier nicht ihrer Sehnsucht erlagen und ihr Glück versuchten, was in seiner Maßlosigkeit immer nur eine Sünde gegen die Gebundenheit ihrer Lage und ein Erliegen gegenüber dem Zauber des Meeres war. Selbst der Putsch, dem das augenblickliche Direktorium in Madrid seine diktatorische Macht verdankt, knüpfte sich an einen Aufruhr in Barzelona.

Größte Härte und Ungerechtigkeit der spanischen Regierungen, die den Kataloniern oft den öffentlichen Gebrauch ihrer Sprache und ihre National-

tänze verboten, ihre Führer verbannten, verfolgten, bestrafte, weckte stets von neuem jenen unausrottbaren Trieb und jene Eigenheit, die ungenügsam stets ins Weite strebte. Oft geschah es herrlich und martyrerhaft schön, doch stets wie bei Menschen, die um eine Luftspiegelung wie um wirklich bestehendes gelobtes Land heldenhaft kämpfen.

Auswärtige Ideen ergreifen die Katalonier wie eine Waffe. So all die geistigen französischen und italienischen Einflüsse in Poesie und Wissenschaft, die sie in katalanische Werte verwandelten und manchmal mit einer Spitze gegen das kastilische Spanien ausstatteten. Auch die sozialistischen Lehren fördern hier eigentümlich das Kataloniertum der Fabrik- und Hafearbeiter. Dies hat eine anarchistische Färbung und ist die fiebrische Übertreibung des alten Triebs ins Weite. Es will mit den internationalen Mitteln nur das, was die Katalonier der anderen Stände mit nationalen Mitteln erstreben.

Mannigfach sind sie beide. Anarchistische Attentate wechseln mit friedlichen und bescheidenen Angriffen in gesetzlich erlaubten Maßen. Im letzten Jahrhundert erhielten die Katalonier fast jeden Tag Beweise von der fast kolonialhaften Abhängigkeit Spaniens von den Weltmächten, wirtschaftlich und geistig. Dadurch empfing ihre Bewegung fast jeden Tag einen neuen Ansporn, sich zu sammeln, zu kräftigen und anzustrengen. Ja, sie erhielt fast ein Recht, denn konnte Katalonien durch seine Tüchtigkeit nicht ganz Spanien vor dem gänzlichen Verfall retten? Gebot nicht Pflicht, es zu tun? Mehr als je lockt die Weite des Meeres mit ihren Spiegelungen unbegrenzter Möglichkeiten. Aber auch die Fessel

der Erde drückt schmerzlicher als je. Wer weiß, was für Tragödien diesem Völkchen noch bevorstehen!

Indessen verdankt das Volk diesen Spannungen seiner geographischen Lage seine industrielle Stärke, seine händlerischen Gewinne, seine vielen modernen Bauten, seine vielen Verkehrsmittel, worunter jetzt sogar eine Untergrundbahn gehört; es verdankt ihm seine katalanische Dichtkunst, seine katalanischen Zeitungen und seine katalanisch gefärbte Wissenschaft. Das alles ist viel, wenn es auch, gerade weil die katalanische Sprache wie das Land selbst unerbittlich begrenzt in der Ausdehnung ihres Herrschaftsbezirkes ist, provinzhaft bleibt und ewig bleiben zu müssen scheint.

Doch immer lacht der Himmel voller Hoffnung; stets von neuem schlagen die blauen Wellen des Mittelländischen Meeres an die Küste und locken. Jeden Tag reibt sich Barzelona an Spanien; jeden Tag schlägt in seinen Adern Spanien anders. Wer die Europäisierung oder das Steigen der Afrikanisierung in Spanien verfolgen will, muß auf den Puls Barcelonas zu hören wissen.

Optimistisch sind die Bewohner, und schnell vergessen sie die fürchterlichen Lehren ihrer immer so herrlich begonnenen und oft so blutig endenden Kämpfe. Ihr Leben und ihre Arbeit schwebt freudig in den Angeln dieser so gewaltigen Gegensätze.

Heute abend sitzen sie in den Kaffeehäusern der von den buntesten Lichtreklameschnüren durchzogenen Ramblas, jener pomphaften und schwirrenden Verkehrsader von spatzendurchlärnten Platanenalleen, die vom Hafen und von einer Kolumbusssäule stolz steilen Maßes aus bis in das Herz der modernen Stadt mit ihren Geschäftspalästen führt;

in einigen der daran gelegenen Kaffeehäusern sitzen sie zu einem Sängertwist, der kaum „organisiert“ ist, sondern sich auf das natürlichste und witzigste sozusagen von selbst entwickelt. Andern Tags hält sie die dunkle dämonische Unberechenbarkeit eines geheimen politischen Anschlags so in Atem, als wären sie auch Mitwisser und Mithandelnde. Heute verfolgen sie mit Leidenschaft das dramatische Spiel zwischen der Geschicklichkeit des Menschen und der Naturkraft des Stieres und geben ehr-
süchtig acht, daß der Stierkämpfer nach den Regeln und mit aller Figurenschönheit jenen Kampf ausführe, wozu die Majestät des Todes in der Arena erscheint. Morgen tanzen sie auf den öffentlichen Plätzen in einer entzückenden Anmut und im liebeerfüllten Maße die schönen Volkstänze, jene, die nicht verboten sind.

Überall in Barzelona spürt man die heimlichen Spannungen seines Wesens. Aus seinen politischen Kämpfen hat der Barzelonier etwas mißtrauisch Verstecktes erhalten, was sich auch in seinen Geschäften oft zum Erstaunen und zur Unsicherheit des Neulings verraten soll. Seine schönen, bleichen, schwarzgekleideten Töchter umhegen die Mütter streng. Die Damen der höheren Stände sieht man selten. Sie fahren nur aus. In außerordentlicher Bindung wird die Glut ihres Herzens bis zur Ehe gehütet. Nirgendwo fiel es mir so auf wie in Barzelona. Nirgendwo ist die allgemeine Sitte so hoch wie hier. In dieser Großstadt sah ich in den Auslagen der Schaufenster nichts von all den aufregenden, sensationellen Lockerheiten in Zeichnung, Farbe und Photographie unserer nördlichen Großstädte.

Ihre Altstadt besteht aus eng geschlungenen Straßenbändern in der Form eines buckligen Sechsecks, das allerdings ein moderner Straßenbau aufgerissen hat. Hoch und düster sind die Häuser, und das Licht fließt in sie hinein und hängt wie malerisch geraffte goldene Spitzenschleier. Ein fast orientälich wimmelndes Leben erfüllt die Gassen. Die Kaufläden sind ganz offen und nur mit hellen Tüchern oder Glasperlenvorhängen verdeckt. Abends leuchtet es dort magisch. Das Licht fließt aus riesigen Ampeln, die oft in künstlerisch feinem, reich verziertem Schmiedewerke mitten über den Gassen schweben. Nach Fischen, Öl, Obst riecht es dort, auch etwas nach Meerduft, wenn man sich von den Gassenbächen strandwärts treiben läßt.

Der Meeresstrand von dieser Altstadt ist das Obdach der Armen, der Schiffbrüchigen des Lebens, der heruntergekommenen Fischer. Aus Bambusrohr, altem Gemäuer, aus alten Schiffsplanken haben sie sich Hütten gebaut, mit Lumpen haben sie sie verhängt. Eine große Zahl Familien, schwarz und braun, zigeunern dort zwischen ihren Hühnern und dem Gerümpel, Konservendosen, Fischgräten und ähnlichem Abfall eines Lebens, das stirbt. Fröhlich sind auch diese Menschen. Das Meer rauscht und verschlingt reinigend all den Abfall. Es verschlingt mit seinem salzigen Atem auch den Gestank dieses Strandes. Die Sonne macht gesund und verklärt noch diese Armen.

Die Gebäude der Altstadt zeigen Größe in einem Stil, der die Gegensätzlichkeiten der Rasse gebündelt ausdrückt. Die Kathedrale mit ihrem Kreuzgang und mit ihren drei edlen Pfeilerschiffen ist eines der schönsten Zeugnisse spanischer Gotik. Sie

erhebt sich dort, wo in römischen Zeiten ein Tempel und in maurischen Zeiten eine Moschee stand. Sie ist das Mysterium der aus den Dunkelheiten des Lebens zum Licht emporsteigenden christlichen Seele. Ich war erschüttert über den erhabenen, durch keine Gemälde und Steinbilder aufgehaltene adeligen Zug der Pfeiler mit ihren Rundbögen und der spitzbogigen Hauptkapelle.

Ähnlich strebt die Seele aufnehmend in den ganzen Körper beim Durchschreiten des zauberischen Dunkels der ebenfalls gotischen Kirche Maria del Mar, unserer lieben Frau vom Meer. Breitgespannt und hoch wölbt sich das Mittelschiff. Schmal, in wundersam schwesterlicher Lieblichkeit schweben die Steinmassen der Seitenschiffe zu gleicher Höhe, lösen sich im Dämmern hauchzart auf wie die Liebesgebärde christlicher Seelen, die über Abgründe hinweg sich umschlingen.

Beide Kirchen bilden in der mysteriösen Dunkelheit ihres Innern einen leidenschaftlichen Gegensatz zum prasselnden Licht, das sie draußen umflutet. Es ist, als ob man aus dem tragischen, weltlichen Kampf der Katalonier um ihre Sehnsucht nun in ihre Herzenskammer eindringe. Das Licht, das draußen fast wie ein Schlachtruf des Alltags trompetet, geistert zartblütig wie die Schimmer der innigsten Herzensregungen. In diesen Kirchenschreinen, diesen erhabenen Kemmenaten der alten Stadtseele zittert das Geheimnis der Kraft, womit Barzelona so rätselhaft heiter und zugleich in finstern Fanatismus aus der Tiefe seiner Begrenzung in die große Tat strebt.

Weniger edel, viel weniger erhaben verraten sich die Spannungen der Stadtseele in den modernen

Bauten. Auch da suchen die Barzelonier ihren eigenen Ausdruck, ihren eigenen „Stil“. Die bisherigen Zeugnisse sind aber nur Bauwerke, die in jener Art, die wir Deutsche Jugendstil nennen, eine tolle Phantastik verkünden. Sogar eine Kirche haben sie in dieser maßlosen Weise erbaut und mit tortenhaften Zierraten geschmückt. Sie steht auf dem Tibidado, einem ihrer Hügel, dessen Gipfel eine schöne Terrasse und das Vergnügungs- und Reklamewesen eines modernen Rummel- und Tummelplatzes umgibt. Aber auch diese Kirche zeugt wegen ihrer überspannten Form von dem fanatischen Willen der Barzelonier. Um jeden Preis will dieser etwas eigenes, großes aus sich heraus schaffen. Blind übersieht er dabei die Gebundenheit an den Boden, an die Natur, an die daraus entspringenden Raum- und Gestaltungsgesetze.

Ach, so sehr sprengt er oft diese Gesetze, daß man wie vor einem jäh aufbrechenden Schlunde erschreckt.

In der Ferne sieht man des Meeres Wellenspiegel kristallblau schön, und man begreift erschauernd der Gewässer ewige Lockung ins abenteuerliche Weite.

II

DIE HELDENHAFTE STADT

Saragossa heißt sie. Klingt es nicht, als wenn Schwerter und Schilde schlagen? In solchen Schall lacht der Tod hinein. In dieser Stadt sah ich ihn darum auch überall. Ohne ihn besteht ja Leben überhaupt nicht. Doch sonstwo tritt er heimlich auf oder katastrophal. Hier aber mischt er sich in das Leben selbst, erscheint wollüstig im Brande der Sonne. Der

Fremde ahnt nicht, was für einen Tag, was für ein Licht das gibt.

Sie liegt vor den Pyrenäen fast auf der Mitte der Eisenbahnlinie, die von Barzelona nach Bilbao führt. Der Ebrofluß, der fast parallel zu den Pyrenäen läuft, vom Kantabrischen Gebirge kommt und ins Mittelländische Meer strömt, speist sie. Sie liegt da, wo zwei Nebenflüsse, der Gallego vom Norden und der Huerva vom Süden her in den Ebro fließen. Außerdem mündet hier der Kaiserkanal, der die Berieselungsgräben eines großen Teils der südöstlichen Gegend füllt.

Dieser Wasserreichtum ist das Heil der Landschaft und der Stadt, denn er macht aus der Umgegend einen fruchtbaren Bezirk für alle Gemüse, Obst- und Getreidearten, namentlich aber für Öl- und Maulbeerbäume.

Diese Fruchtbarkeit hat aber auch jene Hitzigkeit, jene Schnelligkeit, die die Reife aller Wesen auszeichnet, die früh vom Tode beschattet werden. Und der Tod lauert in der weiteren Umgebung auf eine furchtbare Weise.

Den Pyrenäen zu gipfeln die Berge bis zu 3404 Meter. Ihre Umrißformen sind kegelig oder basteiartig, dabei ungeheuerlich bizarr. In ihren Teilen sind sie nadelig gespitzt und zerklüftet, jäh und furchtbar abgeplättet oder gewürfelt. Sie erscheinen baumlos kahl, wie von den wahnsinnigen Bildhauerhänden erstickend heißer oder eiskalter Winde gemeißelt. Eine unbarmherzige Sonne knallt darauf, so daß sie weißrot wie erhitzte Öfen glühen. Aus größerer Ferne schimmern sie fast theaterhaft lila, violett, rosa, besonders morgens und abends. Fährt man beim Mondenschein an ihnen auf der Hoch-

ebene dem Ebro zu gestemmt Ausläufern vorbei, dann regt sich bei ihrem Anblick die Phantasie des empfänglichen Reisenden. Es ist ihm, als ob die Erde zu gewaltigen Kämpfen sich in allen Stellungen aufrecken wolle und dämonenhaft in silbrig sprühenden Rüstungen starre.

Auf der mittleren Hochebene Aragoniens, ferner links vom Ebro auf den Kastellanhöhen und auf den Bardenas del Rey lodert es von Einsamkeit wüstenhaft gelb und rot oder wie Vulkanasche. Weite Gebiete starren von distelhaftem Gestrüpp, selbst Steppenpflanzen wachsen nur spärlich. Hier wohnen noch viele Menschen armselig in Felsenhöhlen, leben von mageren Ziegen und von der Jagd auf Wölfe und Kaninchen. Einige von diesen Strecken, fruchtbar an sich, sind verlassen; ihre Menschen sind wegen Wassermangels nach Südamerika ausgewandert, und nur Trümmer vieler Dörfer erzählen von ihrem Kampf ums Leben, bis daß sie vor dem Tode die Flucht ergriffen.

Einstmals war die hügelige 200—250 Meter hohe Hochebene der Pyrenäenausläufer ein Binnenmeer. Rasend von den Höhen hinabstürzende Bäche und Flüsse haben tiefe Rinnen und Täler in den salzigen Boden gewühlt und ihn zusammen mit Regenfluten ausgelaugt. Hier sind die heute so fruchtbaren Gärten entstanden und durch künstliche Berieselung mit Hilfe zweier Kanäle, des von Tauste links und des wichtigeren Kaiserkanals rechts, erweitert. Das Flußgebiet des Ebro bildet eines der schicksalreichsten Gebiete Spaniens.

Das Ebrobecken lockte als Straße für jene, die aus dem Süden und Osten über die Pyrenäen nach

Frankreich und dem Norden wollten, wie es umgekehrt sich als natürliche Straße jenen Völkern darbot, die vom Norden über die Pässe desselben Gebirges die Halbinsel überschwemmt.

In diesen Ebroniederungen hatte Hannibal vor seinem Zuge über die Pyrenäen und Alpen nach Italien zum Feldzug gegen Rom die ersten aufreibenden Kämpfe mit den ansässigen iberischen und keltiberischen Volksstämmen zu bestehen. Die Schlachten um den Übergang des Flusses rieben fast den vierten Teil seines Heeres von 90 000 Fußtruppen und 12 000 Reitern auf.

Hier enthüllte sich zum erstenmal in riesigem Maße die Heldenhaftigkeit der Bewohner, die damals schon wie in allen späteren Zeiten von einer wahren Wollust zu allem, was den Tod in die Schranken riß, durchflammt wurden. Namentlich die keltischen Elemente hatten ihr unruhiges und leidenschaftlich ausschweifendes, neugieriges und verstandreiches, streitlustiges und formgewandtes Wesen (das sie mit ihren griechischen und italienischen Brüdern teilten) unter dem Einfluß der spanischen Bergnatur in außerordentliche kriegerische Tugenden verwandelt. Sie entwickelten den Klein- und Buschkrieg zu einer Furchtbarkeit, gegen die selbst die größten römischen Feldherren lange ohnmächtig blieben.

Unter den Römern trat auch Saragossa ins flammende Licht todumwitterter Schicksale. Die Geburt ihrer Größe verdankte sie den Kämpfen gegen Rom. Cäsar zerstörte ihre Stadt, die damals Salduba hieß. Kaiser Augustus erkannte ihre günstige strategische Lage und baute sie zu einem Lager, Ausfallzentrum, Straßenfestung und Truppensammelpunkt aus.

Als die römische Größe ihren Lauf vollbracht hatte und zerfiel und die Westgoten, die Alanen, Vandalen, Sueven vom Norden durch die Pyrenäenpässe hereinströmten, begrüßten erst die Aragonier die Fremden als Bundesgenossen gegen die römische Aussaugung. Bald gerieten die fremden Völker untereinander in Streitigkeiten, die zu großer Bedeutung wurden, als es sich um die Vorherrschaft des athanasianischen Christentums (des späteren Katholizismus) gegen die Arianer handelte. Da traten als wichtiges Kampfmittel wieder die spanischen Urstämme auf. Ihre leidenschaftliche Neigung zum bildhaft gestalteten Glauben wurde zum Fanatismus für die katholische Sache und machte sie zu jenen religiösen Kämpfern, die halbwahnsinnig im Tod nur den Stachel zur religiösen Hingabe empfanden.

Die Bürger von Saragossa und mit ihnen alle Aragonier bildeten unter den nordspanischen Stämmen zuerst ihr eifersüchtiges Rechtsempfinden zum geschriebenen Recht aus und verteidigten es auch danach. Sie wehrten sich deshalb auch durch blutige Aufstände, als der Toledaner Erzbischof Cisneros in ihre Städte die Inquisition und die afrikanisch christliche Scheiterhaufenpolitik einführen wollte. Doch die Habgier ihres letzten eigenen Königs, Ferdinand, machte den Erfolg dieser Kämpfe zu schanden, so daß auch ihr Blut von der Lust an der katholischen Einheit erfaßt wurde.

Ihre Geschichte und die der Stadt Saragossa wurde eine Kette ungeheurer Opfer, die ihre Sucht nach Heldenhaftigkeit immer mehr vergrößerte, und die sie mit einem stummen Stolze trugen. Namentlich in den Zeiten geschah es, wo sie ihren Katholizismus durch die bedrohliche Nähe der Mauren unter

schmerzlichen Spannungen täglich neu beweisen mußten. Heldenhaft waren sie noch, als sie in der neu entdeckten amerikanischen Welt die katholische Idee verteidigten; heldenhaft waren sie sogar noch, als sie statt der religiösen nur mehr die nationalen Spannungen erlitten.

Im spanischen Erbfolgekriege schlugen sie sich mit den Engländern gegen die Franzosen, und wieder gegen die Franzosen im spanischen Befreiungskriege (1800—1809), da so furchtbar, daß die Feinde jedes Haus einzeln erobern mußten. In diesem Kampfe war die Seele des Volkes vom Tode so berauscht, daß Frauen und Kinder mitkämpften und zwei Jungfrauen, Augustina de Aragon und Casta Alvarez, schrecklicher als die Männer soldatenhaft stritten und der Vernichtung dienten. 1838 lieferten diese Menschen den letzten großen Beweis hartnäckiger Tapferkeit, indem sie die Kräfte eines der Führer der Karlisten aufrieben.

Stets starb man für die Stadt, aber auch stets für die eingebürgerten Herrscher. Die Herrscher kamen und schwanden, die Stadt und das Volk blieben. In immer neuen Gestalten drang der Tod zu ihnen, gefährlich wie selten woanders. Er zerstörte römische, fränkische, sarazenische Bauten von prangender Schönheit; er metzelte fast jedesmal die halbe Stadt leer, und immer triumphierte das Leben. Zuletzt noch, 1885, geschah es unheimlich im Gifte der Cholera. Auch da wich der Tod. Nun blüht nur das Leben, ist aber parfümiert vom Tode und durchfiebert von der Wollust zur unbedingten Hingabe.

Etwas Großartiges erhebt sich daraus und schwebt über der Stadt.

Großartig sind die geschichtlichen Ehrentitel, die Saragossa in den letzten Jahrhunderten zu führen berechtigt wurde. Die Stadt heißt und nennt sich die adeligste und heldenmütigste, die ewig tapfere, die barmherzigste, die treueste.

Noch viele Eigenschaftswörter dürfen sie schmücken, aber alle im Superlativ. Sie ist fromm und verehrt, doch dies auch im Superlativ. Das Bild der heiligen Jungfrau auf der Säule, so benannt, weil hier die Gottesmutter dem Apostel Jakobus auf seinem Wege nach Santiago de Compostela erschien, hängt vor den Türen der Wohnungen. In Palästen und Hütten ist es zu sehen. Als Schmuck in Silber und Gold wird es vom Volke getragen.

In dieser Stadt sah ich zum erstenmal das in Deutschland sehr bekannte Schild: Verboten. Verboten ist zu lästern und auf die Kirche zu schimpfen. Vielleicht deswegen, weil man oft in einer Art lästert, die noch über den uns bekannten Superlativ hinausgeht.

Die größten Gegensätze, arm und reich, fromm und ungläubig, lieben und hassen, kreuzen sich wie Schwerter im Kampf. In dem einen wie dem andern geht es stets aufs Ganze: Untergang oder Aufgang, Tod oder Leben. Die alten Häuser der Stadt, Herrensitze und Klöster, die siebenbogige 167 Meter lange Brücke, das Castillo de Alchaferia, die ehemalige Residenz der maurischen und christlichen Könige; der altgotische Börsenpalast mit seiner von 50 dorischen Säulen getragenen Halle sind von einer leidenschaftlichen Mächtigkeit in den Verhältnissen. Dabei liegt aber über diesen, von der Sonne gelb gebrannten und von Staub ergrauten Stein-, meist Backsteinbauten,

die Traurigkeit einer solchen Öde und Verlassenheit, daß einen bei aller Herrlichkeit das Grausen faßt.

Dies Grausen wird im alten Münster der Stadt zum religiösen Schauer. Es ist ein Bau, worin die Kachel-schönheit und die Zierseele der Araber außen an einigen Stellen verstohlen blinkt, und worin innen die gotische Sehnsucht nach der Ferne unter mystischer Pfeilerhöhe hie und da fast gespensterhaft klagt; wo zwei riesige Alabasteraltäre stehen, befeldert mit unzähligen Figurenbildern, voll von den großen, fast kosmischen Gebärden einer rein erfüllten Gotik. Aber man schreitet auf einem Marmorboden, der abblättert und dessen Ritze zu weichen scheinen, als ob der Tod sie mit seinen Fingern sprengen wolle; hie und da buckeln sich Wände, die mit dunklen Gemälden oder mit Steinzierarten müde geschmückt sind. Die goldenen Rosetten des Gewölbes werden rußig. Pfeiler sinken in den Boden. Hier muß das dies irae aufpeitschen.

In dieser Stadt fand ich die ersten eigentlich barocken Kirchen, wo Säulen und Heilige, Stein und Farbe in einem schwindelhaften Rausch spielerisch grausam über die Schwere des Materials triumphieren.

Saragossa gebar den Maler Goya, der das unterirdische spanische Leben mit seinen Leidenschaften, Lastern und ironischen Unerbittlichkeiten wollüstig unbarmherzig aufriß, zeichnete und in märchenhafte Farbenmäntel hüllte.

Stark, nein so stark wie bisher nie, empfand ich hier auch den Willen zum Neuen. Immer war er jedenfalls vorhanden. Fand dieser Wille auch künstlerisch große Menschen, so entstanden Gebäude, worin die Gewalt schön erschien. Fanden sich keine

großen Künstler, so baute man trotzdem so gewaltig wie möglich. Die zweite Kathedrale, die Saragossa besitzt, die der Jungfrau auf dem Pfeiler geweihte, zeugt davon. In spanisch verschwenderischer Pracht wölbt sich hier und entfaltet sich die Kälte des französischen Empfindens im 18. Jahrhundert.

Heute ist dieser Drang zum Wiederaufbau der vom Tod gefälltten oder gebrochenen Gebäude wie in keiner andern Stadt Spaniens am Werke. Schöne Alleen und weite Plätze sind angelegt. Ganze Straßen sind und werden neu gebaut, freilich in der Form der nordeuropäischen, stillosen Bauart. In Saragossa ist sie etwas französisiert und wirkt auch so hitzig inmitten der Altstadt; sie trägt etwas übersteigertes, wie alles hier.

Saragossa hat etwa 150 000 Einwohner, eine Universität, lebhaften Handel und Gewerbe (Mühlen, Zuckerraffinerien, Brennereien, Webereien, Eisen-, Papier- und Möbelfabriken).

Aber nie vergesse ich den Rand der Stadt, ihre Vorstadt und ihre Altstadt. Grauenhaft öde schwan-gen die verwahrlosten, verstaubten, verbuckelten Landwege zu ihr hin. Ein heißer Wind wehte Staubwolken auf die ersten Häuser, die wie Steinbaracken sind und die die Sonne gedörnt hat. An diesen Häusern waren die Türen wie Löcher, wodurch ich meist in finstere Gänge, in stallartige Werkstätten oder in Höfe blickte, die mit ihren Eseln, Maultieren und Pferden wie Karawansereien aussahen. Es stank nach ranzigem Öl, nach Staub, nach Abfällen, so daß sich Ungewohnten die Kehle zuschnürt und das Herz zu klopfen beginnt. Von der Sonne zigeunerhaft gebrannte Menschen in fast lumpiger Tracht ritten königlich auf Eseln. Sie atmeten den heißen

Wind ein, und ihre Augen funkelten. Ihre Gebärden waren sparsam, aber jäh, und sprachen mit solcher Kraft, daß es erschreckte. Im Spiel der Kinder, im Gang der Frauen, die in der Jugend sehr schön sind, brannte eine Sinnlichkeit, als ob sie Angst hätten, am Leben zu kurz zu kommen. Freilich lachten ihre Blicke über alle Angst, was berauscht.

So erscheint Saragossa als eine ruinenhafte Stadt, woraus das üppigste Leben wächst. Sie schreckt ab und bezaubert; sie ist vom Tod gezeichnet und hat den verzehrenden Duft afrikanischen Lebens, ist aber siempre heroica, immer heldenhaft.

III

DIE HAUPTSTADT NAVARRAS ODER DER FALL DES HEILIGEN IGNAZ

Navarra war einst die spanische Mark Karls des Großen, der sie 778 den Arabern entriß und sie danach behauptete. Unter den Karolingern erhob es sich zur Selbständigkeit, die es immer im wirtschaftlichen und geistigen Wechselverkehr mit dem nördlichen Frankreich und dem südlichen Spanien durch die Kämpfe aller Jahrhunderte hindurch zu wahren verstand. Selbst heute genießt es noch vor anderen Provinzen allerlei Vorrechte, die allerdings nach und nach „abgebaut“ werden. Diese starke Fähigkeit der Navarresen, sich allem Wechsel anzupassen, ohne die Selbständigkeit im Charakter, in den Sitten und auch in ihren wirtschaftlichen und politischen Rechten ganz zu verlieren, steht im scharfen Gegensatz zu den südöstlichen Katalanen, die ihre Eigenart als

dramatischen Zündstoff, der aus ihnen heraus ins Weite strebt, in sich tragen, bis daß er bei dem leisesten Zwist explodiert. Die Navarresen sind nicht explosiv, sind viel geschmeidiger, diplomatischer, ironischer. Der gallisch-provenzalische Blutzfluß zu den kelt-iberisch-gotischen Urbewohnern war die Ursache dieser Anlage. Sie erklärt es auch, daß Navarra nach einigen Zeiten wilder Teilnahme an den spanischen Geschlechterkämpfen und Maurenkriegen sich enger an das mächtig aufstrebende Frankreich schloß. Von seinem Scheinkönig Theobald, dem Troubadour, an, umwiegte das Land lange Zeit Ruhe. Diese brachte zwar nicht große und gewaltige Dinge hervor, doch sie war gnädig dem Minnesängerwesen und auch sonst jenen Künsten und Gewerben, die im sanfteren Wellenspiel von Glück und Unglück, Sicherheit und Gefahr, Leben und Tod gedeihen. Ihre Landschaft ist im Nordosten und Norden durch die Pyrenäen und deren Ausläufer hochgebirgig; im Zentrum, der Cuenca, kleingebirgig; in Südwesten berührt sie sich mit dem schon klar nordafrikanischen Charakter Aragoniens. Öde, kahle, salzige Steppen, die Bardenas, breiten sich dort aus. Der Ebrostrom, in dessen phantastisch zerrissenes Tal die Hochebene abfällt, begrenzt Navarra von Südosten nach Nordwesten. Die zahlreichen Nebenflüsse dieses Flusses bewässern es fruchtbar und schön. An einem dieser Nebenflüsse, des Argo, liegt fast in der Mitte Pamplona, die Hauptstadt.

Genußreich und lehrreich ist eine Reise von Logroño am Ebro, hinauf nach dem berühmten Paß von Ronzeswalles in den Pyrenäen über Estella, Puente la Reina, Pamplona. Sie zeigt uns mit dem Lauf der Erde auch die Verschiedenheit der Menschenschläge,

die untereinander verwandt sind im Innern, doch an den Grenzen baskisch oder aragonesisch oder kastilisch vergehen.

Es ist bedeutungsvoll, von welcher Seite man die gebirgige Landschaft oder auch nur einen Berg betrachtet. Zwar sind die Berge um Logroño, wie fast überall in Spanien, meist Kegel, von denen viele unter der Säge der heißen und nassen Winde zerschnitten sind und nun mit ihren Zacken furchtbar kahl in die Luft ragen. Von einer Seite betrachtet sind sie so. Von einer anderen Seite gesehen sind sie nur die Buckel eines sich krümmenden und streckenden, fallenden und steigenden gelblichen Gebirgsrückens. Andere, ähnlich farbige, doch verschieden geformte, kommen ihnen entgegen, laufen neben ihnen. So erblickt man aus großer Höhe das Gebirge wie ein Delta von Flußarmen, von denen man nur noch nicht die Mündung sieht. In den Tälern, die immer von irgend etwas Abhänge sind und in auffallender Regelmäßigkeit parallel zueinander laufen, wogt die rote und weiße Erde voll grüner und gelber Fruchtbarkeit der Reben, der Olivenbäume, aller Getreidearten, Hanf und Flachs und Mais sowie aller mitteleuropäischen Obstarten.

Dem Fußwanderer enthüllt sich bei jedem Schritt ein neues Panorama, denn alles scheint sich zu drehen und zu wenden. Die Luft ist trocken und in den meisten Monaten so kristallblau und durchsichtig, daß die feine Landschaftslinie sich deutlich von der feineren abhebt. Nichts bedrängt das Herz, denn infolge des kegelartig ansteigenden Landes gibt es keine Schluchten. Die Wege schlängeln sich über Bergterrassen. Das Gefühl, innerhalb einer übersichtlichen Ordnung zu wandern, deren man selber

zugeteilt ist, die sich zwar mannigfach ändert, doch immer nach dem Gesetze der Einordnung, macht die Seele auf eigentümliche Weise glücklich. Es ist einem, als ob die eigenen Eigenschaften, Neigungen und Stimmungen sich je nach ihrer Stärke neu gruppierten. Man glaubt, in sich selber ein Wesen zu tragen, das ähnlich wie diese Landschaft aufs klarste gesichtet ist. Die beseligende Gewißheit, nicht mehr ein Chaos mit sich herumzuschleppen, durchströmt uns. Es wirkt so wunderbar, daß selbst der Körper mit seinem schweren deutschen Blut geschmeidiger wird und leichter geht.

An ihren Abhängen und auf ihren runden Köpfen trägt diese Landschaft Dörfchen und Städtchen, die ihr überraschend vollkommen angepaßt sind. Solch ein von der Sonne gerösteter Hauskasten mit seinem nur leicht geschrägten Dach, das staubgelb wie die Erde glüht, scheint ein ganz kleiner Berg zu sein. Viele davon bilden eine kleine Bergkuppelung, und die Kirchen mit ihrer höheren Lage, ihren höheren Mauern und ihren viereckigen Türmchen sind ganz natürlich die Gipfel. Sie sind abgeschlossene Hausbezirke; Puerta la Reina ist sogar wie ein Festungsviereck gebaut.

Unter den Bauern dieser Gegend lebt es sich wie unter spanischen Städtern, nur alles einfacher. Das Wesentliche, das Benehmen, die gewisse Freiheit und Feinheit sich zu bewegen, die Fertigkeit im Geschwätz, die Gefallfreude, auch den empfindlichen Stolz, alles das haben sie mit spanischen Städtern gemeinsam; sie besitzen es nur leichter, eitler und ironischer. Ihre Töchter gar! Ach, man kann sie von der Straße weg in die allerbeste deutsche Gesellschaft versetzen, und sie werden dort nicht nur wegen ihrer

Schönheit, sondern auch noch wegen anderer Dingen den Neid mancher jungen Dame erregen. Und doch haben sie keine Salonarbeit. Die früh alternden Frauen sind umfangreich wie fast überall oder abgerackert und tragen in den Augen den seltsamen Schimmer eines hingepferten Lebens, oft aber auch die Spuren eines maßlosen Sinnengenusses eingepägt. Die Männer gehen hinter dem Pfluge her; ihre Hände können ungestraft in Disteln greifen, so schwierig sind sie. Am Ebro entlang lieben sie den Rausch des Weines, und auf ihren Festen geht es etwas toller zu, als sonst wohl in spanischen Gegenden.

Am erquicklichsten sehen sie auf ihren Eseln aus. Das kleine Tier trägt auf einer riesigen Strohsatteltasche, die weit herunterfällt, den Mann mit den hängenden Beinen, mit den weißen Bastschuhen an den Füßen, der schwarzen schirmlosen Baskenmütze auf dem schwarzen Schädel, dem schwarzen Kittel über dem Oberkörper, dem apostelhaft braunleuchtenden Gesicht und den dunklen, verschmitzten Augen. Das ist eine heitere Architektur. Ich verstehe darunter den Aufbau der Verhältnisse, also in unserem Fall, der Verhältnisse des trippelnden Grautiers zum pomphaften, thronartigen Sattel und dem Mann darauf, mit der köstlichsten Großartigkeit des Gebieters, der an Vermögen oft nicht sehr viel mehr als einen Esel besitzt. Mitunter muß das demütige Grautier auch noch den Bauch des Mannes tragen. Dann glaubt man einen weltbekannten Mann heranzureiten zu sehen; nämlich den dicken Schlecker und Faulpelz Santscho Panza aus Cervantes ewig lebendigem Roman Don Quichotte. Nie gleicht freilich hier so ein reitender Bauer dem großen Idealisten

Don Quichotte selbst, denn nie würde ein navarresischer Bauer sich an der furchtbaren Materialität einer Mühle so stören, daß er ihre Flügel für gefährliche Feinde hielte; er würde sie stets für gute Freunde halten. Er würde das, denn im Lande Navarra gibt es keine Mühlen.

Hier geht alles modern mit der Wasserkraft der zahllosen, von den Bergen herunterstürzenden Fließlein. Deshalb haben alle Dörfer auch Elektrizität. Auch ihr Verkehr ist der modernste. Wo keine Eisenbahn läuft, da verbinden Autolinien Dorf mit Dorf, Städtchen mit Städtchen. So erreichen die Bauern den Marktflecken, wo sie Gemüse und Früchte verkaufen und allerlei einkaufen. Nur fahren die Autos nicht ganz so sparsam und kraftbezeichnend wie bei uns. Man belastet sie so sehr, daß die Menschen darin und darauf und daran sitzen wie die Fliegen auf den Mistküttelchen der Dorfstraßen. Die Fliegen aber sitzen da in solchen Mengen, daß sie auf der Straße tümpelgroße schwarze Flecken bilden. Nun, das sind eben Fliegen. Die Menschen aber verfahren so mit den Autos. Die Spannfedern der Wagen liegen oft platt aufeinander, werden also überflüssig, was der ganzen Wagenmaschinerie Ächzen über Ächzen erpreßt. Größere Lastbeförderung, aber auch größerer Wagenverbrauch und sehr schnelle Abnutzung der Landstraßen folgt daraus. Sie denken wenig an die Zukunft, diese Leute. Gegenwarts-, ja, Augenblicksmenschen sind sie.

Außer Autos gebrauchen sie kaum Wagen; und auch nicht überall Karren. Ihre Ernten packen sie ihren Tieren auf die Strohtasche, die lang herabfällt, die den ganzen Tierrücken bedeckt und die turmhaftes Packen gestattet. Das ist freilich nicht

modern; es ist fast so alt wie ihr Gebirge; der Bauer paßt sich so am besten den steinabrollenden, verbuckelten und verschlängelten Bergpfaden an.

Auch wenig moderne wirtschaftliche Maschinen haben sie. Meist sicheln sie das Getreide. Selbst das Korn gewinnen sie auf uralte Weise. Wenn ihr Haus am Dorfrande liegt, haben sie nahebei einen kleinen platten, hochgelegenen Platz, der dem Nord- oder Ostwinde geöffnet ist. Meist hat auch die Gemeinde so eine natürliche Dreschtenne. Auf Planken, die unten Sägen haben, fährt der Drescher, von Pferden oder Maultieren im schnellen Trab gezogen, auf den Garben rundherum. Dies zerschnittene Stroh und die ebenso zerschnittenen Ähren werden zusammengefeßt. Mit Schüppen wirft man dieses Stroh- und Korngemengsel gegen den Wind, so daß die schweren Körner gerade herunterfallen, alles strohige aber vom Wind weg auf einen anderen Haufen geweht wird. Es sieht schön aus, wie diese Menschen so einfach ihr Korn gewinnen. Mitunter singen sie dabei (wie überall in Spanien) in jenen seltsamen Melodien, wozu sie sich die oft lächerlichen Worte selbst erfinden; aber man hört nur Vokale und jene halb wehe, halb leidenschaftliche, stets inbrünstige Melodie. Einmal habe ich gesehen, wie ein Zigeunermädchen vor diesen Bauern um etwas Korn tanzte. Eine Schellentrommel schlagend, bot sie eine entzückende Reihe von Figuren. Sie flog über dem Boden, und immer neu erschien ihre schöne Gestalt. Ihr dreckschmutziger, ehemals weißer Rock, unten mit roten, blauen, grünen Lappen besetzt, blähte sich unter dem kraßgelben langen Schultertuch, das so anmutig wie eines Vogels Flügel hin und her schwebte. In ihrem kaffeebraunen Gesichtchen, in

ihren Augen glühte Afrika; in ihren verfilzten, verstaubten Haaren lockte die Nacht.

Mit dem Charakter der Landschaft wechselt alles, was in ihr steht und lebt, das Kleid.

Von Logroño bis über Estella hin ist alles etwas brennend südlich, spanisch heftiger und auch vom Tod, wie von der Mahnung vom Ende aller Dinge unwittert. In vielen Städtchen, namentlich in Estella, sieht man heute noch die Spuren jener Kämpfe, die die Bewohner zu Ehren ihrer Gesinnung zur alten Monarchie in den Karlistenkämpfen des vorigen Jahrhunderts vergebens ausgefochten haben. In jedem Dorf stehen schöne Adelshäuser vor Altersschwäche einsam; sie buckeln sich und leiden an gefährlichen Rissen. Die Kirchen, die fast überall ganz wunderbare romantische und gotische Einzelheiten wie Offenbarungen enthalten, französisch geformte, sind alle alt, zerbrechlich und glühen zum Teil wie ein verstaubtes Wrack die Herrlichkeit großer Jahrhunderte aus.

In Pamplona aber nimmt sich alles zusammen. Die Kirchen sind erneuert (wenn auch oft ohne jeden Geschmack im Sinne nicht der Heimat, sondern der französisch-modernen Fremde). Die Straßen sind gepflegt. Frische Luft weht den Ölgeruch des Südens weg. Sie hat einen schönen mit Arkaden geschmückten, regelmäßigen Hauptplatz im französischen Renaissancegeschmack. Sie besitzt eine gotische Kathedrale, dessen drei reine, aber französisch gebaute Schiffe vom Hauch feinsten religiösen „Esprits“ durchweht sind. Das Hauptportal ist aber in den Maßen geschmacklos modern. Die Stadt hat sehr schöne Anlagen zum Wandeln und mit Ausblicken auf die hügelige, von fruchtbaren Feldern jauchzende

Umgebung. Es gibt Brunnlein, hie und da schön aufgebaute, und viele ganz einfache, deren Plätschern wie ein feines gesellschaftliches Geplauder anmutet und erfreut. Die Stadt hat an die 27 000 Einwohner, die Tuch, Leder, Wachs, Gitarrensaiten, Töpferwaren und Steingut fabrizieren, Handel mit Wein und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen treiben. Ihre Messe mit ihren Stiergefechten ist berühmt. Sie wird viel von Franzosen besucht.

Die Bewohner schienen nicht nur mir, sondern auch den Nachbarn, etwas provinzhafte eitel auf ihre saubere Stadt, wo alles von Fleiß und Pflege und Erneuerung schwätzt. Pamplona ist die einzige Stadt Spaniens, wo die Kellner sich nicht dem Gaste als Menschen gleichgestellt empfinden. Sie benehmen sich deshalb nicht freundlich einfach, was sonst alle anderen spanischen Kellner so fein auszeichnet. Hier dünken sie sich mehr. Die Eitelkeit der Stadtseele wird in ihnen zur unangenehmen Arroganz.

Auf der Fahrt weiter höher ins Gebirge nach dem Passe Roncesvalles zu sieht man, wie abermals sich die Landschaft verändert. Die Berge schieben sich ineinander; sie erheben sich alpenhaft. Doch der Zusammenhang zerklüftet sich nicht, sondern wächst und bildet einen schauerlich erhebenden, festungsartigen Bau. Bahnen gibt es hier nicht. Ich sitze auf dem Dach eines Postautos und fahre in Windungen hoch und höher durch eine Schlucht. Diese Schlucht ist das in Felsen geschraubte Tal eines Flusses. Links und rechts steigen die Berge, lauter weißgraue, zerhackte Felsenschädel, die ihre einzige furchenreiche Stirn in undurchdringlicher Panzerung der Straße zukehren. Und das geschieht kilometerweit und immer furchtbarer. Ihre Ruhe ist ungeheuerlich,

und man denkt mit Grauen, daß hier eines der Einfallstore der Kelten, Goten und Franzosen war, und ähnlich ein Ausfalltor für die Karthager, Römer, Mauren, Kastilier. Hoch am Ende des Passes, beim Eintritt in Spanien, erlag Roland, der treue Held, den Arabern, so heißt es im Liede, nachdem er seinem Kaiser Karl um Hilfe geblasen hatte, so stark und so ohnmächtig, daß er mit den Tönen auch seine Seele aushauchte. Dieser Paß, den zur Wehr verschlungene Felsengiganten bewachen, sieht wahrhaft aus, als gäbe es darin nur Sieg oder Untergang. Die Unentrinnbarkeit der großen Schicksale wittert man in seiner herben Luft.

Hier sind die Abhänge nicht kahl. Hier wachsen Bäume. Hainbuchen, Eichen, Eschen, Fichten und Tannen rauschen; sie duften ganz wie bei uns; Vögel singen; Wasser braust über Steine. Diese Poesie sänftigt die Härte der Höhen und schafft viele heimliche Traumplätzchen. Aus dem Gipfelpaß, da, wo er wie ein Sattel auf den Pyrenäen liegt, um zum Abstieg nach Frankreich zu dienen, dringen Wolken wie Rauchschwaden. Mit ihnen will der Norden, kalt, feucht, neblig, nach dem Süden. Die Häuser schützen Giebel aus Wellblech. Sie haben Öfen in den Stuben.

Überall nach Nordwesten zu ins Baskische hinein tragen die wasserreichen Abhänge der Pyrenäen Waldungen, die artreiches Wild bevölkert; selbst Bären und Wölfe gibt es hier noch. Ihr Inneres strotzt an Metallen und Mineralien, die aber im Baskischen mehr als in Navarra ausgebeutet werden. Ihre Bewohner, worunter leidenschaftliche Jäger sind, leben noch sehr einfach, mäßig und streng sittlich.

So sehen wir in dem beschriebenen Landschaftszuge von Logroño nach Roncesvalles denselben Geist eine klare, übersichtliche Ordnung gestalten. Nirgends gähnt oder finstert etwas wie ein Chaos. Nur ist diese Ordnung um Estella lieblichklar, warm, und sie lacht. Um Pamplona ist sie sauberer, witziger, eitler. Um Roncesvalles ist sie hart und unerbittlich.

Das ist die Landschaft, wo die alten Iberer sich mit den Kelten vermischten, die Kelt-Iberer mit den Goten und weiter mit Franken, doch sehr wenig mit Mauren. Sie ist begnadet. Ich würde nicht erstaunt sein zu hören, daß hier mancher große Mann Spaniens seine Urbildung empfing, wie ich mich auch nicht wunderte, als ich erfuhr, daß der Baske Ignaz von Loyola als feuriger unnachgiebiger Offizier von seinem Schicksal ausgerechnet in Pamplona zum erstenmal gepackt und zu Fall gebracht wurde. Hier erlitt er im Kampfe die Beinwunde, die ihn auf ein Krankenlager warf, damit er die Muße habe, sich über sein Wesen zu besinnen. Und da vernahm er deutlich jene Stimme, die schon in der Landschaft sprach. Sie lehrte ihn: Die chaotisch gewordene Welt des 16. Jahrhunderts auf neue Weise dem heiligen Geiste dienstbar zu machen und sie dadurch neu zu ordnen.

IV

DER BASKEN LAND UND STÄDTE

Mehr als jedes andere Volk des nördlichen Spaniens erscheinen die Basken als ein unzerstörbares, von den Dunkelheiten Jahrtausend alten Lebens umwittertes Geschlecht.

Ihre Sprache, die seit W. von Humboldts „Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens“ eifrig studiert wird, ist älter als irgendeine Sprache der Halbinsel und Europas; sie hat auch mit all diesen Sprachen nichts Verwandtes; nach Zentralasien weisen ihre Spuren. Keine alte Dichtung aber zeugt von ihrem Lebenslauf, denn die Echtheit erhaltener Bruchstücke von alten Liedern wird bezweifelt. Nur das, was frühere oder spätere Übersetzung aus der Bibel ist, und aus neuerer Zeit nur Wissenschaftliches, Polemisches, Literarisches, kann zum Studium dienen. Sehr wenig gibt es auch, was unmittelbar vom ursprünglichen Seelenleben dieses alten Volkes kündete. So glänzt um ihre Sprache, die sie Euscara, Eskura oder Esquera nennen, die geheimnisvolle Nacht eines Werdens, das sich vor Jahrtausenden abspielte und sich in jedem Baskenmunde, der spricht, erneuert. Sie ist dabei nicht etwa barbarisch primitiv, sondern außergewöhnlich reich an Formen. In ihr bleiben die Wortwurzeln unverändert; durch Vor-, Nach-, Zwischensetzung erhalten die Wörter Beziehungen untereinander, wodurch der Satzinn entsteht, der gewollte Ausdruck. Kein festes allgemeingültiges Sprachsystem liegt vor. Der Sprecher bildet gewissermaßen frei und selbständig seine Sprache zu jedem Ausdruck neu. Es ist fast wie im Schachspiel. Es erzieht die Seele zur Eigenheit, aber auch zur Selbsteinfügung in die Gegebenheiten. Dennoch ist diese Schöpferkraft in keinem großen Gedicht poetisch geworden, wenigstens wissen wir es nicht. Sicher ist, daß sie in unseren geschichtlichen Zeiten zur ursprünglichen Poesie nicht stark hinneigte. Es bleibt um so rätselhafter, weil die heutigen Basken auch

manche bedeutsame Figur in der kastilischen Literatur ihrer Beherrscher hervorgebracht haben, zum Beispiel in der Gegenwart Unamuno, Baroja, Maeztu. Sie sind auch musikalisch begabt, was einem gleich an ihren fremdartig harmonischen, fast liedhaft melodischen Tänzen auffällt.

Ihre größte Gestalt ist die des heiligen Ignaz von Loyola, des Gründers des Jesuitenordens. Das Geheimnis seiner Wirkung liegt in der Klugheit, womit er das Seelenleben zu organisieren und in der leidenschaftlich unbedingten Glut, womit er die Seele zu entflammen wußte. Es geschah so gewaltig, daß die nationalen und rassigen Eigenschaften seiner zahlreichen Jünger und Schüler aufgingen in die Einheit jener höheren geistigen, nämlich religiösen Bewegung, die Völker zu umspannen vermag.

Dies merkwürdige Verhältnis zur Frage der Nationalität, das dem Jesuitenorden soviel Geschmeidigkeit verlieh, zeichnet auch das ganze Baskenvölkchen aus. Ihre erste wirtschaftliche Lebensart soll sich durch Verträglichkeit und Gemeinsinn ausgezeichnet haben; ihre Arbeit war fast kommunistisch geregelt. Ihr leidenschaftlicher Charakter ist auf eine Weise national, also baskisch, die ihm erlaubte, sich zu den wandelnden Eroberern ihres Bodens so einzustellen, daß ihnen Jahrhunderte jene demokratischen Vorrechte blieben, die ihr Leben als ein baskisches Leben sicherten. Wenn es nötig war, kämpften sie auch dafür, und so hitzig, daß sie einst mit den benachbarten Asturen und Navarresen den Wall bildeten, woran die Mauren auf ihrem Eroberungszuge durch die Halbinsel haltmachen mußten.

Unter dem Sammelnamen Iberer haben sie in

früheren Zeiten als verschiedene Stämme gelebt. Es wohnten die künstlerisch begabten Turdetaner in Andalusien, die im Kriege taktischen Lusitanier in Portugal, die kriegerisch verbissenen Cantabrer im Nordwesten, die wurzelhaft urstämmigen Waskonen in Navarra. Bis weit in Frankreich sollen sie gesessen haben.

Die heutigen Basken entstammen den navarresischen Waskonen.

Ihre Ausdehnung zur vorgeschichtlichen Zeit muß, so nomadenhaft sie war, nicht vom Hang nach der Ferne, nicht vom Eroberungsdämon, nicht von Habgier und Neid und Machtgelüsten bestimmt gewesen sein, sondern vom natürlichen Wachstum und Landmangel im Ursprungsgebiet. Ihr Verhältnis zur Erde, die sie gebar, war wohl nicht das eines Herrschers, der sie mit seinem Eroberungstiefel betritt, sondern das des Gläubigen, der sie verehrt wie seine Mutter. Was dem heiligen Ignaz einen so weit gespannten Erfolg verlieh, jene geistige Kraft zur Einordnung in eine Gemeinschaft, die er von seiner Erde und ihren Jahreszeiten einsog, verlieh den Basken auch die Fähigkeit, Jahrtausende hindurch unter, mit und neben ganz fremden Völkerschaften wie den Kelten, Karthagern, den Römern, den Goten zu leben, sich zu bereichern ohne im Fremden weder aufzugehen, noch unterzugehen. Sie benutzten jene Einfallsebene, die im Südwesten Spaniens der breite Strom Guadalquivir bildet.

Heute sitzen sie zum geringen Teil in dem französischen Departement Niederpyrenäen, zum größeren Teil in den drei spanischen Provinzen Viskaya, Guipuzcoa und Vitoria. Ihre Anzahl in Spanien beträgt 6—800 000.

Viskaya ist einer der östlichsten Füße des mächtig an dem ganzen langen Golf von Viskaya sich hinwälzenden kantabrischen Gebirgskolosses. Wie so eine ungeheure, terrassenhaft vorspringende, sich nördlich ins Meer streckende Klaue ist dies Land. Randschmal ist die Küste, entweder auch terrassenhaft oder klüftig felsummauert. Dieses Landes Schlagader ist der Nervionfluß; die Adern sind die Nebenflüsse, und das Netz der Äderchen bilden die zahlreichen Gebirgsbäche. Die elektrisch ausgebeuteten Wasser durchrieseln Wälder, nebeldurchdräute Schluchten, Weiden, Felder. Gut gedeihen Hülsenfrüchte, Getreide, Flachs, Mais, Kastanien, Obst, namentlich Äpfel. Das Klima ist feucht, wenn auch gemäßigt; meistens fast Hamburger Silbertonwetter; dazwischen tauchen viele Tage auf, wo die Sonne ihr Strahlengold ausgießt, wie nie in Deutschland. Das Innere des kantabrischen Gebirgskolosses ist von Eisenerzen, Blei, Alaun, Schwefelkies reich durchsetzt.

Östlich von Viskaya dehnt sich ähnlich terrassenhaft, ähnlich bewaldet, und oft bis auf Bergeshöhe bebaut und beackert, mit Bergwerken und Fabriken düster besprenkelt, längs des Meerbusens, Guipuzcoa aus.

Südlich zwischen diesen beiden Provinzen zipfelt lang und hoch die größte, doch schwächer bevölkerte Provinz Vitoria. In Terrassen steigt auch sie durch herrliche Eichenwälder und Gärten zur zentralen Hochebene an, wo es im Sommer von Getreide weithin wogt. Flußtäler besitzt es, die wie malerisch gewundene Landstraßen sind, von Weinbergen und Obstgärten hügelig umsäumt. Es ist reich an Eisen,

Kupfer, Antimon, Steinkohlen, Marmor, Kalk, Gips, Mineralquellen.

Diese Landschaft hat in den gebirgigen Teilen die Basken zu zähen und kühnen Bauern, Jägern und auch zu Soldaten geformt. An der in schönem, doch zerrissenen Girlandenschwunge gezogenen Küste mit dem im Licht so aquarellduftig nah heranrückenden Gebirgsmauern und Höhen hat sie die Rasse zu wagehalsigen Fischern und gerissenen Händlern werden lassen. Ihre oft begiebelten Gehöfte liegen meist einzeln zerstreut; oft sind sie in eigenwilligen Holzbauten an alte turmartige und wehrhafte Steinkästen gebaut. Ihre alten Dorfkirchen tragen oft ein Dachgefälle, das behutsam tief herabreicht, und düstere gewaltige Türme mit Zieraten, die wie ein fröhliches Geklingel wirken. Einige haben zum Schutz gegen Sonne und Regen Vorhallen; ihr Dach ruht auf einfachen schlankgerundeten Säulen, deren hohe Sockel auf niedriger Mauer stehen. Die Bauern pflügen oft noch mit einer schweren, von hochgebauten gelben Ochsen gezogenen Riesengabel ihre Äcker; sie eggen sie mit einem von Eisenspitzen bewehrten Brett, worauf der Bauer sitzt und die Zugtiere lenkt; diese oft aber auch außerdem von der Frau am Halfter führen läßt. Die Frauen sind häuslicher als sonst die Spaniër. Ihre Wohnung halten sie anheimelig. Das Volk liebt die Stierkämpfe seit Römerzeiten und ebenso die Hahnenkämpfe. Leidenschaftlich spielt es die alten baskischen Ballspiele, tanzt es die alten Tänze, doch ebenso zeichnet es sich in allen modernen Sportarten aus. Und bei all diesen Spielen bebt in jedem einzelnen eine Spannung, die manchmal dämonisch ist. Unbegreifbar und unheimlich wirken dann diese

leidenschaftlichen Menschen, zumal, wenn sie sich bei aller Lebendigkeit in schönen Linien halten, oder in fanatischer Erregung fast wollüstig gemeistert scheinen. Ebenso arbeitet der gute Basko und hält seine Straßen sauber und sieht zu, daß er sich durch Industrie, Handel, Ackerbau bereichert, ohne sich dadurch das Leben zu verkümmern.

Ohne sich das Leben, das so heiß unter der kühlen Haut pulsiert, zu verkümmern! Doch der moderne europäische Industriegeist mit seinem rücksichtslosen Wettkampfe um die besten Absatzmärkte bedrängt immer stärker auch die Basken. Auch sie lernen die gewaltigen Krisen der Arbeit mit Bankerotten und Arbeitslosigkeit schmerzlich kennen. Es ist vielleicht der gefährlichste fremde Eroberer, der jemals in ihrem Jahrtausende alten Leben ihre Volksseele bedräute und bedrohte.

An ihren Städten sieht man, welche Eroberungen die fremde Macht bereits vollzogen hat. Es scheint, als ob in ihren Hauptstädten: Bilbao, San Sebastian und auch Vitoria, das einst ein Gotenfürst als eine Zwingburg gegen sie erbaute, die Geschicklichkeit, sich einzufügen, ihren uralten Hang zur ererbten Sitte überwältigen wollte. Das moderne Europa dringt im Fremden-gewerbe der Seebäder und im Handelsgewerbe der Industriestädte langsam fressend weit und weiter vor. Auf Schritt und Tritt spürt man, wie alte, von der Seele eigenartig geformte Sitten und Gebräuche und Gegenstände vom seelenlosen modernen Raff- und Gewinneiste zertrümmert und vertilgt werden. Das Leben erscheint beherrscht von einer öffentlichen Sterbefunktion, ohne daß der europäische Industriegeist baskisch oder spanisch gestaltet würde. Die Luft ist davon durchzittert, und

irgendwo klagt etwas. Mitunter nimmt dieser Prozeß großartige Formen an. So in Bilbao, der Hauptstadt der Provinz Viskaya.

Bilbao buckelt und streckt sich in einem hügeligen Tal, vom brückenreichen kohlenstaubgeschwärzten Nervionflusse durchzüngelt, der an das Meeresgestade und zu dem großen und belebten Hafen Portugalete führt. Erzhöfen mit Schmelzöfen und Gießereien sowie allerlei Fabriken erheben sich zwischen dem steigenden und fallenden Gelände wie riesige Maulwurfshäufen. Die meisten sieht man nicht, wenn man tags mit der Eisenbahn vorbeifährt. Am dunklen Abend aber werden sie sichtbar. Feenhaft. Ihre Feuer und Lichter und farbigen Gase flammen und schwaden in phantastischen, rauchigen Ringeln, Parabeln, Wolken im Dunst der Luft. Es ist märchenhaft violett, bläulich, lila, rosagrün, gelblich, grünlich, feurig. Die Mastspitze oder das Segel eines Schiffes erscheint in solch einer fabelhaften Lichtwolke und erregt den nomadenhaften alten Sinn der Basken zu nahen Abenteuern. Geisterhaft steigen die Gebirge ins Unendliche. Wasser rauschen, Hämmer schlagen, tonreiche Sirenen pfeifen. Oft meint man, die Gnommen der deutschen Zauberwelt wären in Scharen aus dem Unsichtbaren herabgestiegen, um hier aus geheimnisvollen Abgründen den Menschen Schätze zu fördern und zu schmieden. Nur kann man sich hier die Zwerge nicht unebenmäßig denken. Schön und geschmeidig gebaut müssen sie sein, wie die Menschen. Ganz nahe am Geleise liegen solche Arbeiter auf dem Bauch, ruhen und scheinen von dieser Zauberwelt zu träumen, ungestört von der Eisenbahn und allem Modernen, und ahnen noch nicht, daß sie Opfer sind.

In Bilbao selbst ragt die bunte Phantastik in den schwarzen Alltag. Es ist eine rauchige, regenreiche, fröstelige Stadt, hie neu, und das ist das linke Ufer, hie alt, und das ist das rechte Ufer des Nervion. Rechts gibt es alte Fischmärkte mit rotköpfigen, patriarchenartigen Fischern und wimmelnden Marktweibern in allen Formen und Gebärden. Überall glitzert der regenbogig farbige Schuppenglanz phantastisch geformter Meerfische, grellen die roten Kleckse der Hummern und Krebse. Hohe düstere Gassen starren. Die Sonne spinnt, wenn sie mal scheint, die bizarrsten Lichtgewebe hinein. Frauen schreiten mit einer riesigen Bastschale auf dem Kopf, woraus die roten Zangenfäden der Langusten lang herabhängen, sich verschlingen und die entzückendsten Stickmuster bilden. Wagen mit zwei Rädern ohne Speichen, also mit zwei riesigen Scheiben, rollen. Ochsen ziehen sie mit einem Joch, das schaffellbekleidet auf ihren Hörnern liegt. Die Wagen rollen, und sie rollen das Jahrtausend alte heitere Leben des Südens mit. Dazwischen klingen schrill die elektrischen Straßenwagen, die Autos, die Züge der die Stadt durchziehenden Eisenbahnen. Müde, verdrossen, schmutzig schlängelt sich der Nervion zwischen dem Alten und dem Neuen.

Kaum ein großes Bauwerk, kaum eine Kirche erinnert an die Vergangenheit. Nur das berühmte Ballspiel der Basken, die Volkstänze zum Flötenspiel und Trommelschlag, auch wohl ein Hahnenwettkampf, dann die Reste alter farbiger Tracht: das um den Hinterkopf geschlungene bunte Kopftuch der Frauen, das dunkelblaue, rote oder weiße Barret der Männer zeugen vom ehemaligen Reichtum farbiger und feuriger Sitten. Selbst die rätselhafte,

gewaltige Sprache dieser Menschen, die sich in religiösen Gesängen und Gebeten, in weltlichen Tanzliedern so viele Jahrhunderte erhalten hat, stirbt. Man pflegt sie; aber im kastilischen Spanisch; man gibt in ihr Zeitungen heraus, aber setzt neben den baskischen den spanischen Text. Man studiert sie, aber wie Museumsstücke.

Am besten bewährt sich das Essen. Man speist ausgezeichnet für uns Deutsche seltene Dinge und schätzt neben der Güte die tunkengewürzte, bauchbildende Menge. Dagegen ist die Zubereitung, wie überall in Spanien, wenig mannigfach; sie ist noch gesund, einfach. Neben Fischen phantastischer Herkunft, wie die Tintenfische, locken alle bekannten Fleischarten, doch kein Pferde-, kein Esel-, kein Katzenfleisch. Stets reicht man und nimmt man bluterneuernde, stärkereiche Hülsenfrüchte, viel Wein, auch Apfelwein. Gern ißt man Fischsalat. Es ist ein Gemisch aus der teils knallroten, teils saftgrünen bitteren Schotenfrucht des Pfeffers, aus milden, rotsaftigen Tomaten, aus großen scharfen Zwiebeln, aus Stockfisch, Essig, Öl, Salz und Rotwein. Ich neige mich darüber, und das Wasser läuft mir aus den Augen. Die Fischer essen dazu hartgesottene Eier und schneeweißes Brot, das so sonderbar von ihren ziegelrotgebrannten Gesichtern absticht. Sie trinken hinterher und oft schon dazwischen wasserweißen Anislikör, behalten ihre scharfen dunklen Augen klar, womit sie auf ihren Golf von Viskaya schauen, den stürmereichen, der dem einen von ihnen Reichtümer, dem anderen mindestens das Mittel zum Leben immer wieder bringt; heute noch immer wieder bringt.

Über allem klingt der Lärm, und in allem spannt

sich auch die nervenaufzehrende Hatz des modernen Europas. Wird diesem Eroberer endlich auch dies alte, zähe Volk erliegen?

V

LEON, DAS ERZÄHLENDE

Leon liegt 832 Meter hoch über dem Meeresspiegel auf dem knorpeligen Buckel einer Hochebene, die langwellig vom nördlichen Kantabrischen Gebirge aus verflacht. Umgabelt wird die Stadt von den Ufern zweier Flüsse, des Torio und Beruesga. Im Winter brausend und im Sommer seicht, und zwischen Sandinseln fließen sie südlich hinter der Stadt zusammen. Und wie es die Wasserarme zusammendrängt, so laufen auch die scharfen Nord- und Ostwinde pfeifend in die hügelig gefaltete Ebene. Im Hochsommer brütet diese vor Hitze. Doch das nördliche Klima herrscht vor. Noch im April waren hier 2 bis 3 Grad Kälte. Zur Zeit, wo in Merida der Frühling in allen Farben schwelgte und es auch schon in Salamanka sproßte, wehten in Leon die Äste und Zweige von Bäumen und Sträuchern als kahle Ruten in der Faust eines schneidend lachenden Höhenwindes nach Süden. Über die vielgetürmte kleine Stadt von 15—16 000 Einwohnern mit ihrer Kathedrale und ihren 14 Kirchen jagten Wolken in kuriosen und phantastischen Formen, denen das Licht, wenn es mal an schleierigen oder offenen Stellen hervorströmte, mit den buntesten und feinsten Farben ein Gewand verlieh, so entzückend rein, wie wir es auf den Bildern mittelalterlicher Meister genießen. Und diese farbenfrohe Stimmung inmitten

einer herben Landschaft, wo die Arbeit hart und das Leben voller Mühe und Kampf ist, umfängt den Besucher, während er durch die traulich aneinander geschmiegtten Straßen und Gassen wandelt, voll von Menschen, die nach der Anstrengung sich in den Kirchen finden und dann glücklich singen: Großer Gott wir loben dich.

Diese Stadt, die von der Landwirtschaft und Schafzucht lebt, wie auch wir sie kennen, die mit Leinen und Wolle und mit gezüchteten Pferden handelt, hat in allem etwas uns Nordeuropäern heimlich Vertrautes an sich.

Die Römer gründeten sie, und der Name Leon kommt vom Namen Legio, und zwar der Legio septima, die hier ihr Hauptquartier hatte. Sie lag an einer Landstraße, die aus Asturien in die kastilische Hochebene westlich über Astorcha, den Knotenpunkt von vier Heerstraßen, nach Zamora und Salamanka führte. Östlich ging es von Leon auch nach Palenzia. Diese Lage gab der Stadt die Stellung eines Festungskopfes. Die Lage war vornehmlich strategisch wichtig, zumal in den Kriegen gegen die Mauren, wo sich von Leon nach dem südlichen Dueroflusse eine neutrale Zone, ein riesiges verwüstetes Feld, zu Schlachtenzwecken ausdehnte. Nach der Eroberung Spaniens durch die Christen wurde der Mangel Leons an Erwerbs- und Machtquellen offenbar. Deshalb verkümmerte auch Leon, als die Machtinteressen der Völker sich südlich verschoben. Ihre Lage verlor an allgemeiner Nützlichkeit; sie nährte die Stadtseele nicht mehr. In den großen Zeiten aber saugte sie das abenteuerreiche Leben einer großen Heerstraßen-Herberge auf, wo alle Neuigkeiten

zusammenstrudelten und sich oft zu gewaltigen Taten sowie zur Gestaltung in Wort und Bild verdichteten.

Ihre Bewohner waren Asturer, hartschädelig, freimütig und stolz, deren iberischer bodenständig gewordener Erwerbssinn durch die Blutmischung mit den streitlustigen und abenteuerhaften, geistgewandten und formbegabten Kelten einen mächtigen Zug ins Weite und zugleich ins bildhaft formende bekam. Nach blutigen Kämpfen gegen die Römer stellten sie mit den Kastiliern die besten Soldaten für die römischen Legionen.

Später, nach den Kämpfen mit den Goten, Alanen, Sueven und anderen germanischen Völkergruppen, verwickelten und verbanden sie sich mit ihnen im Reiche Asturien, woraus dann allmählich die Reiche Leons entstanden. Diese gründeten sich auf die Waffenerfolge gegen die Moslime; sie nährten sich von der Fruchtbarkeit jener Hochebene, die sich bis Palenzia, Valladolid, Zamora ausdehnt, und deren tiefgelegene Lettenschicht die Feuchtigkeit aufhält, so daß sie in den heißen regenlosen Monaten nach oben verdampft und die Pflanzen speist.

Aus der Zeit kriegerischer und staatlicher Größe stammen einige Reste gewaltiger Festungsmauern, die heute noch den beruhigenden Eindruck eines starken Schutzes machen, denn sie hüten wie mit Riesenarmen eine der schönsten romanisch byzantinischen Kirchen Spaniens gegen Unwetter und auch, wie die empfängliche Einbildung meinen könnte, gegen Teufel und Dämonen. Sueven, Westgoten, Araber und Berber eroberten, zerstörten, bauten auf, rissen nieder. Aber es blieb nur eine

Stadt aus der Zeit ihrer letzten und schönsten Blüte, der des 11. und 13. Jahrhunderts, und ihres Strebens, das bis in das 16. Jahrhundert währte.

Die großen Namen aus diesen oft brudermörderischen Kämpfen, ihre Helden und ihre legendenhaften Schicksale, spürt man heute noch wie in Gesängen einer Sage. Die Stimmung, die aus den Liedern unserer altnordischen Helden und aus ihren reckenhaften Abenteuern in die Seele rauschen gleich einem Winde, der aus dunklen Wäldern atmet und uns mit aufregenden und starken Düften bezaubert, solche alte Heldenstimmung weht auch hier; doch nicht in Worten, sondern geheimnisvoll um Steinbilder, die wie Särge, Grüfte und Denkmäler aus jenen furchtbaren Zeiten des Kampfes gegen den Halbmond im Halbdunkel der Kirchen oder in den alten Bauten einiger Herrenhäuser ruhen. Nur ruhen, aber nicht kirchhofartig tot, wie in Merida, sondern so, als bildete diese Vergangenheit noch eine lebendige, wenn auch weit in die Jahrhunderte zurückreichende Gliedschaft unseres christlich abendländischen Völkerdaseins.

Seltsam bewegt und in allen Tiefen der christlichen Gattungsseele aufgewühlt, steht man vor jenen stummen Steinsärgen eisgrauer Könige, in dem alten Pantheon der romanischen Kirche St. Isidors. Sie trägt ihren Namen vom heiligen Bischof von Sevilla, der das geistige Erbe der Vorzeit rettete, und dessen Gebeine als eine Siegesbeute von den Arabern an den König von Leon gegeben werden mußten, und die ebenfalls in der Kirche, doch auf dem Hauptaltar, ruhen. Die Königssärge aus eisenhartem, fast schwarzem Stein, einfach und gewaltig, tragen uralte, ehrwürdige Namen aus dem Jahrhundert, wo

Leon die Hauptstadt eines Königreiches war, das im Westen bis zum Atlantischen Ozean und im Nordosten bis zur französischen Rhone und im Süden bis zum kastilischen Scheidegebirge, bis dahin, wo Afrika beginnt, reichte. In ihrem Pantheon verzweigen sich byzantische Rundsäulen niedrig aber mächtig an der Decke wie die Zweige eines Lebensbaumes, eines Stammbaumes gewaltiger Ahnen. Bunt ist das steinerne Gewölbe, dieses Gipfelgezweige des Lebensbaumes. Es strahlt die Farben einer byzantinisch gemalten Passion aus dem 11. und 12. Jahrhundert noch so herrlich aus, daß man meinen könnte, es sei wie am ersten Tage. St. Isidors Kirche behütet ihre äußere festungsartige Mächtigkeit, worin die mit reichen Bildwerken frühromanischen Stils geschmückten Pforten sich sanft runden. In ihr schwingen hohe Säulen, die von der Zeit fast geschwärzt sind, und es ist, als sängen sie einen Gesang vom Frieden all derer, die mühselig und beladen unter ihnen schritten.

In der Kathedrale der Stadt steigert sich das Leben der Vergangenheit in so reicher Weise, daß man stundenlang in ihr herumgehen und den tausend Geschichten vieler Heldenleben aus den steinernen und hölzernen Bildwerken und aus den alten Gemälden lauschen kann. Was erzählt nicht schon das leichtbemalte Grab König Ordoños II., der hinter dem Hauptaltar in Stein ruht, seinen treuen Hund zu Füßen und mit dem starken Löwenwappen, vor dem die Mauren die Flucht ergreifen! Und welche sonderbare Geschichte ahnen wir aus dem Denkmal der Gräfin Santscha von Leon, die ihr habgieriger Neffe ermordete, wofür dieser zu Tode geschleift wurde. Die Spannungen, die Ängste dieser Menschen sind

in die ewige Ruhe des Steins gebannt. Sie ergreifen so, daß man ihre Herzen in den schwindeligen Peripherien solcher leidenschaftlichen Erlebnisse glaubt schlagen zu hören. Und ähnlich das Steinbild der heiligen Jungfrau vom Würfel. Nach diesem Bilde schleuderte ein Spieler, als er vergebens die Hilfe der Himmelskönigin für seine Leidenschaft angefleht hatte, die Würfel, worauf das Bild zu bluten begann. So erzählerhaft sind eine ganze Menge von Steinwerken, auch Malereien gehalten. Es geschah meist in jenem frühen gotischen Stil, worin die nördlichen Franzosen, die Vlamländer und Rheinländer Meister waren. Die Geschichte vieler heiligen Bischöfe, die hier oft in kriegerischer Größe für das Gebiet der Seelen stritten, ist so behandelt, daß es die Phantasie des Betrachters mit seltsamen Geschehnissen bereichert. Am tiefsten beglücken die mit entzückender Lauterkeit in Holz geschnitzten halberhabenen Figuren des Chorgestühls. Sie erzählen über und unter und seitwärts der Sitze, die die Prälaten zum Absingen ihres Breviers einnehmen, von der Außerordentlichkeit und Gewalt des Lebens, von kastilischer Mordsucht, Geilheit, Machtgier. Die süße, reine Höhe, die die Heiligen erreichen, läuft durch wunderbare Gebärden und Schwelungen. Die Tiefe der Sünden und aller möglichen Laster zuckt, grinst, krümmt sich, seufzt oft obszön in satirischen Linien von Tierleibern und menschlichen Fratzen. Die Hölle, das Fegefeuer, das Paradies lebt hier in Figuren, die wie die Illustrierung der furchtbaren Geschichte dieser Stadt wirkt.

Doch noch gewaltiger und großzügiger lebt das irdische Dasein in den Steinbildern, die sich in den Spitzbogen des dreitorigen Eingangs zu schicksals-

reichen Linien beugen, die wie das Falten von Händen zu dem Gebete ist: Herr, erlöse uns!

Herr, erlöse uns! Und die Bitte um Erlösung wird in dieser Kathedrale sichtbar erhört. Das Wunder malten die alten Glasmaler. In der Tat, dies künstlerische Wunder macht die Kathedrale zu einem Erlebnis ganz besonderer Art. Das Bauwerk, das auf der Stelle römischer Thermen und eines alten Königspalastes steht und aus dem 12., 13., 14. Jahrhundert stammt, hat man von außen im Auge als ein ungeheures romanisch wuchtiges, in den Boden gestemmt festungsgetürm. Dienen soll es für das Leben der christlichen Seele mit den Pfeilern ihres Strebens, mit den wundersamen, von Licht durchbrochenen Spitzen ihrer Verzückungen, mit den sanften erlebnisreichen Bogen ihrer demütigen Gebetshingabe. Es ist die steinerne Gestaltung der Verheißung: Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden, denn der Herr ist mit dir.

Der Herr ist mit mir! Und damit beginnt das Wunder des Innern. Aus 230 Glasfenstern der Triforiengalerie des Mittelschiffes und der Seitenschiffe, von denen die Maßwerkfenster bis zu 12 Meter hoch sind, jubilierten Farben in Pflanzenornamenten und Bildern. Sie verwandeln den ungemein edlen und schlanken Zug des Pfeilerraumes in eine nicht mehr irdische, sondern himmlische Zauberhalle, worin in der Gegenwart des dreieinigen Gottes und unter dem Schutze des Gnadenlächelns der Himmelskönigin die heiligen Seelen des Christentums an dem Geheimnis der Erlösung aus Erdendrangsal und Sünde teilnehmen. Die süß milden Geschichten, die da erklingen, haben keine Worte, nur noch Farben, sind

Licht. Es ist Sphärenlicht und führt die Seele auf die Heilspfade der dantischen Himmelskreise.

Ähnliches habe ich nur in der Kathedrale von Reims erlebt. Stumm wandelt man, wird verwandelt und betet.

Die gotische Kathedrale von Sevilla ist die Gestalt jungfräulicher Reinheit, und ihr Raumatem weht himmlisch. Die von Segovia ist sittlich herbe und strahlt streng; die von Burgos opfert viel weltlichen Reichtum zuversichtlich Gott; die von Toledo hütet in ihren heiligen Dämmerchauern mysterienhaft das Lächeln eines Glaubens von Märtyrern, die ihr Leben qualvoll dahingaben und glücklich jauchzten; die Kathedrale von Leon aber ist der himmlisch bunte Zauber der christlichen Weihnacht. Von innerlicher Lieblichkeit singt sie und erzählt in tausend Geschichten vom Frieden jener, die guten Willens sind.

VI

BURGOS

Wir reisen vom östlichen Logroño dreieckartig nach Miranda im Norden, um nach dem südlicheren Burgos zu gelangen, etwa 170 Kilometer. Zwischen riesigen Getreidestoppelfeldern sehen wir anfangs gebirgige Kegelköpfe in allen Formen, hier und da verschlungen und umschlungen durch gewaltige Felsenketten, hier und da unterbrochen durch steil abfallende, aneinandergeschweißte festungsartige Blöcke. Sie bilden die Ebroniederungen, wo die Weinrebe wie bei uns Spalierobst gezüchtet wird. Längs solcher traubenschweren Rebenfelder klimmen

plötzlich die unfruchtbaren Felsen wie steinerne Giganten empor, stehen in langer Reihe, im ungebrochenen Gelbgrau, Lila oder Violett gepanzert, unter einem blaßblauen Herbsthimmel und lassen die kurzen Zeiten der Menschen an sich vorüber-rauschen.

Je mehr man sich Miranda nähert, desto mehr lockern sich diese Felsenglieder und strecken sich. Wir wechseln die Richtung, fahren gegen Süden und beobachten, daß die Berge nicht mehr der Gebirgsordnung der Pyrenäenausläufer angehören, sondern der Ordnung der Ausläufer des Kantabrischen Gebirgszuges, der sich vor dem Golf von Biskaya stauend erhebt. Von anmutigen oder gewaltigen, fest gerundeten oder gekanteten Gebirgszusammenhängen wechselt das Panorama zu einer Gebirgswelle mit phantastisch verzackten, großartig aufschwebenden und abschweifenden Felsenhöhen, die oft wie versteinerte Pflanzenstauden der Urzeit, oft wie seltsame, gespensterhafte Tiere aussehen, ähnlich den Fabelwesen alter Sagen oder jenen, die als Wasserspeier an den Dächern alter Kathedralen sitzen.

Aber auch sie vergehen, je mehr wir uns Burgos nähern. Sie verlaufen sich in eine Hochebene, die fast bis zum Gipfel mit Getreide bebaut werden; Wälder von Pinien, woraus Harz gewonnen wird, unterbrechen hin und wieder mal das weite, weite Ockergelb der Landschaft.

Das Auge des Fremden wird seltsam ergriffen. Nicht sosehr durch die riesigen gelben und grauen Farbflecken, die ungetönt hart gegen hart stehen unter einem ebenso fest gegrenzten blauen Himmel,

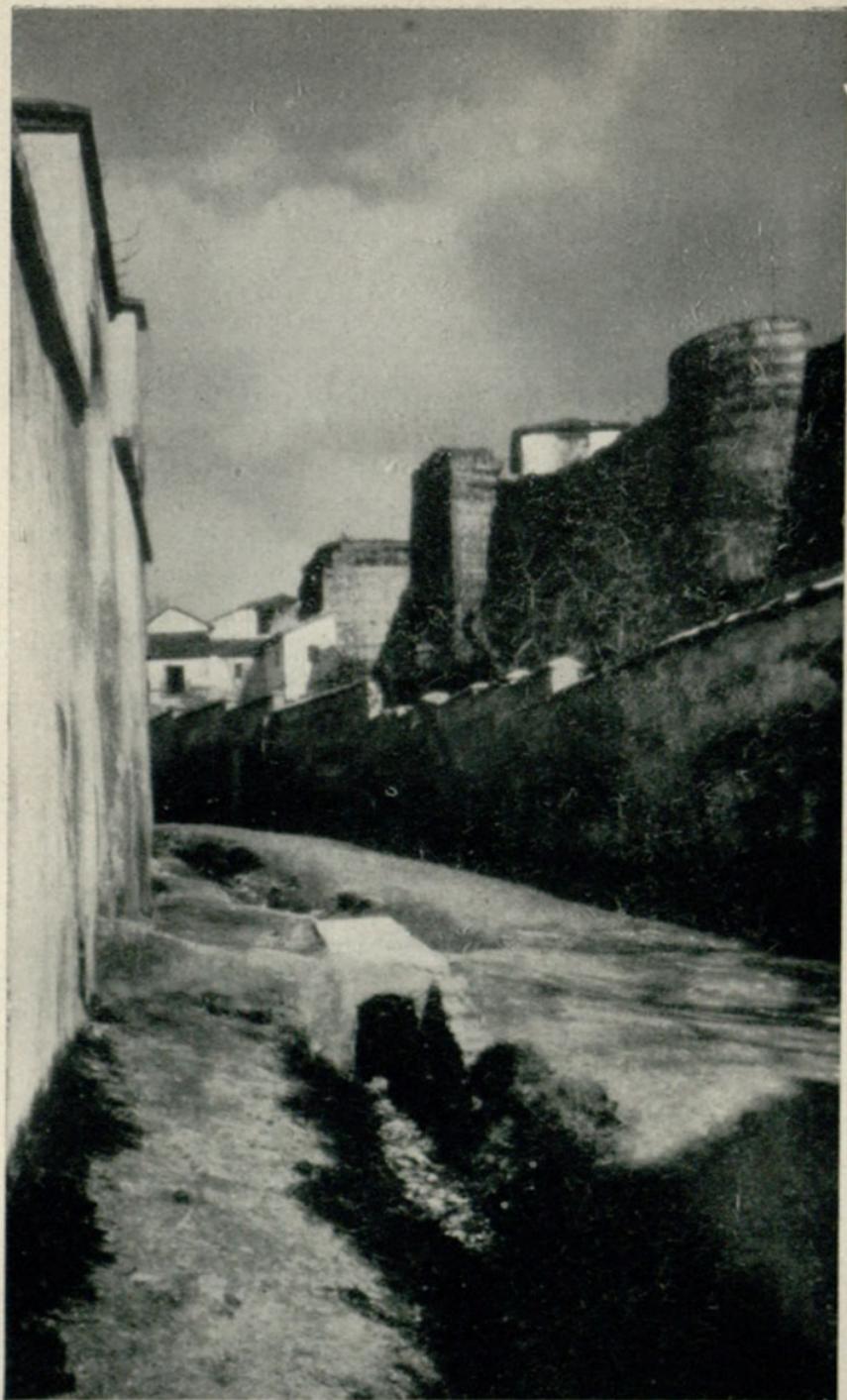
der wie ein Kristalldach ist. So etwas sahen wir öfters. Was so besonders ergreift, sind die Verhältnisse der Hügelformen zueinander. Großartig sind sie, ja erhaben. Man fühlt sich zu dem Wort gedrängt, das diese Landschaft als heldenhaft bezeichnet. Immer mehr staunt man über die Maße dieses Hochebenengebildes. Es regt sich jenes zitternd wachsende Gefühl, das mit dem Raume ungeheuer in die Ferne dringen möchte. Die Leidenschaft des Automobilisten, Kilometer zu schlucken, wird hier zur Lust des Reiters und Fußgängers. In einem Schauer dieser Lust ahnt man, warum gerade hier diese Menschen zu einem Abenteurer- und Soldatenvolke wuchsen und ein Reich gründeten, wo die Sonne nicht unterging.

Sehnsüchtig gingen hier die ersten iberischen Bewohner, die hier sesshaft und zäh geworden waren, in die keltischen Einwanderer über, die sie mit ihrem unruhig ins Weite strebenden Gemüt, mit ihrem streitlustigen Verstand, mit ihrer formgewandten, leidenschaftlichen Lebensart aufsaugten. Es bildete sich jenes Mischvolk, das in dem kleinen Numantia nahe bei dem heutigen Soria mit nur 8000 Mann Besatzung den besten Feldherrn der Römer 20 Jahre widerstand. Von Hunger und Seuchen niedergewungen, zog es vor, Selbstmord zu verüben und seine Feste in Brand zu stecken, ehe es der Tücke und Grausamkeit der Belagerer verfiel.

Nach schwer errungenen Siegen herrschten die Römer, und die Bewohner befriedigten nun unter den Fahnen römischer Legionen ihre kriegerischen, abenteuerhaften Leidenschaften. Sie vermehrten sich unter römischer Zucht und Herrschkunst und klärten sich später im Kampf mit den Sueven und



Neue Kathedrale in Zaragossa



Granada. Alte arabische Festungsmauer

Goten immer mehr zum Bewußtsein ihrer kastilischen Eigenart.

Ihre Hauptstadt Burgos steigt leicht amphitheatralisch auf einen Hügel, den der Fluß Arlanzon während und nach den Regenzeiten im leichten Bogen umfließt, und wo er sonst sanft vorbeisickert. Diese Lage gab der Stadt ursprünglich nicht mehr als provinzielle Bedeutung. Sie hat deshalb auch nicht das hohe Alter jener andern spanischen Städte, die seit den ersten Menschengesiedlungen bestehen. Burgos entstand erst, als die Hochebene vor den Einfällen der Mauren etwas gesichert war und von Kastiliern selbst bebaut wurde, und als sie nach einem Schutzmittelpunkt verlangte. Die Stadt wuchs, als die Landschaft reif wurde und sich durch sie der Geist ihrer Kinder, wie aus gutem Most der seltene Wein, aufgeklärt hatte. Da gründeten sie die unersättlich nach Größe begierigen kastilischen Varronen (die Herren) als ihren Adlerhorst. Doch mußten sie anfangs ihrer geographischen Lage wegen mit den Nachbarreichen Leon und Navarra rechnen, bis daß sie zu noch kühneren Kriegern erstarkt waren und sich der mächtigste von ihnen, Ferdinand Gonzales, zum Herrn der Grafschaft machte. Es geschah in gewaltigen Kämpfen mit allen Waffen der Gewalt, Tücke, List, Treubruch, Brudermord. Burgos war damit zur Keimzelle jenes mächtigen Herrschertums geworden, das sich nach und nach durch Kriege und Verträge ganz Spanien unterwarf und auf mehrere Erdteile ausdehnte. Burgos hatte aber nicht viel mehr davon als die Wiege von einem Kind, das später groß und berühmt wird. Ferdinand, der Sohn des Gonzales, erwarb Leon (1037) und schuf aus Burgos eine glänzende Residenz, bis 1087, nach genau 50 Jahren

schon, Alphons VI. in glücklichen Kämpfen gegen die Mauren die Hauptstadt nach Toledo in Neukastilien verlegte.

Nur so eine Wiege war Burgos, und die heldenhaft geschwungene Weite der Hochebene Altkastiliens war es mit ihm. Durch die gefährlichen Spannungen der landschaftlichen Lage, die ins Weite lockte, den Blick schärfte und außerordentlich zwang, stets auf der Hut zu sein, ließ diese Wiege nicht nur ein kühnes, zähes und herrschgieriges Königsgeschlecht zur Größe reifen, sondern sie ließ gleichzeitig auch ein ganzes Volk tapfer mit heranwachsen und ebenso eine ganze Reihe von großen und kleinen Führern. Darunter wurde der tolle, grausame, treulos listige, aber erfolgreiche Söldnerführer Ruy Diaz de Vivar, der Cid genannt, zum hervorragendsten und reich besungenen Nationalhelden.

Offen liegt die Stadt an einem nicht sehr hohen Hügelkopfe. Von Norden bläst es eisige Kälte, von Süden dörrende Glut hinein. Immer auf der Hut sein, heißt es auch heute noch für Körper und Geist. Zwar drohen nicht mehr wie früher von der weiten Ebene her unvermutlich Feinde; doch das Klima ist tückisch, und wer nicht aufpaßt, holt sich nicht nur Krankheit am Leibe, sondern auch Schaden an der Ernte und am Vieh.

Oben auf dem Hügelkopfe ziehen sich die Reste der Burg des Cid auf und ab; es sind nur Mauern, doch sie umfassen einen Raum, der seiner Zeit ein Heer beherbergen konnte. Jetzt wohnen dort zum Teil arme Leute in höhlenhaften Steinkästen. Die ganze Gegend um die Burg bis fast an die Kathedrale, dieses ehemals vornehme Viertel mit den

ältesten Kirchen und Straßen, woran heute noch die Paläste der damals reichen Leute stehen, ist heute von der Armut und einem bettelhaften Leben erfüllt. Kinder spielen auf verwesenden Schutthaufen; Hunde, Ziegen, Esel teilen die Wohnungen der Menschen. Mitten auf der Straße arbeitet ein Schuhmacher, dessen Familie einen ehemals großartigen Palast mit vielen anderen Familien bewohnte.

Hier haust das zerfallende spanische Leben; hier geistert nur das Andenken an längst geschwundene Größe; hier spaziert der Tod und lacht verschmitzt aus den schwarzen Augen eines jener zahllosen Tagediebe, die lieber mit fünf erbettelten Zentimosstückchen armselig, als mit fünf erarbeiteten Pesetenstücken angenehm und gesund leben.

Hier aber auch quillt das neue Leben in einem schier sprudelnden Reichtum an Kindern.

Einige Minuten weiter über Straßentreppen und rund gewundene malerische Gassen, unter aushängender Wäsche hinab, gehen wir bis zur Kathedrale, der äußeren Scheide zwischen arm und reich, gestern und morgen, das sich immer neu in der Gegenwart kreuzt. Damit beginnt das moderne Burgos. Auch in alten, weniger in neuen Bauten; aber alles ist sauber und gepflegt. Moderne Läden glänzen prunkvoll und verführerisch; französisierte Cafés liegen an prächtigen Alleen. Aus einem reinlichen, modernen Bahnhof jenseits des Flusses strömen viele Reisende, denn in Burgos herrschen die großen Getreide-, Vieh- und auch Wollhändler; Weber und Hutfabrikanten. Ihre Geschäfte blühen in dem unteren Teil der Stadt, und ihr Geist, aber auch ihre Genußgier, beherrscht dessen Straßen.

Zwischen reich unten und arm oben steht die Kathedrale wie zwischen Arbeit und Faulheit, Aufbau und Zerfall, Leben und Tod. Sie selbst ist als Gebäude voll von ähnlichen großen Spannungen: diesseits und jenseits, Verschwendung und Entbehrung, heiß und kalt, Überschwenglichkeit und nüchterner Zwang, Anstrengung und Träumerei, Heldentum im Handeln und Leidenschaft im Genuß. Wie eine kleine Stadt, so dehnt sie sich terrassenhaft aus mit ihren Kapellen, wovon die meisten größer als unsere Dorfkirchen sind, mit ihrem majestätischen Kreuzgang, mit ihren inneren und äußeren Bogen, mit ihren Pforten, zu denen Treppen hinauf- und hinabführen, mit ihrem Turmpaar aus steinerne Spitzenhäkelei, mit ihrem achteckigen Ziborium aus blumenhaft wuchernden Steingebilden über der Vierung in der Mitte und mit ihrer Kopfkapelle an der Spitze hinter dem Hochaltar. Über 300 Jahre wurde an ihr gebaut, von 1221—1567. Das Innere ist an die 95 m lang. 59 mißt die Länge des Querschiffs, überragt von der 50 m hohen Vierungskuppel.

Alles, was an Stilen, also an geformten Zeitempfindungen, Nordspanien in diesen dreihundert Jahren erfüllte, wurde hier in Stein gestaltet, denn die wenigen guten Gemälde wirken nur wie Kleinodien für die Kapellen. So sehen wir die frühe Gotik, edel und keusch, die spätere jubilierend rauschende Gotik, die italienische Renaissance in all ihren Formen, die sie in Spanien fand bis zu ihrer stärksten Gestaltung in dem sogenannten plateresken Stil. Dieser besteht aus einem barocken Gemisch der gotisch jenseits klingenden Sprache der Franzosen mit der renaissanceartig diesseits klingenden Sprache der Italiener. Als letztes Zeitempfinden treffen wir die

spanische Barocke. Das alles atmet, blüht in überreichen Formen, in Pforten, Kapellen, Altären, Steinbildern, Pfeilern, Säulen und Zieraten.

Diese Kathedrale wird eines der größten Wunder der spanischen Gotik genannt.

Wegen der Türme, die des deutschen Baumeisters Hans von Köln Formwille schuf? Wegen der Höhe des Hauptschiffes, deren Eindruck durch das eingebaute Chor gehemmt, ja zerstört wird? Wegen einzelner Pforten, Pfeiler, Figuren? Nein, hier spricht Gott nicht mysterienhaft gotisch trotz aller gotischen Teile des Baues. Hier spricht er wie draußen in der Luft, draußen in der Landschaft, draußen im Leben. Das alles ist nicht und war nie gotisch. Selbst das, was gotisch an und in der Kathedrale gestaltet ist, läßt infolge des Gesamtgeistes, der alles richtete und bildete, nicht den erhebenden gotischen Schwung zur mystischen Reinheit aufkommen. Hier sprach zu allen Zeiten immer die eine Stimme: „Wuchert in Ornamenten, in Raumverschwendungen, in Figuren, doch wirket nie zu hoch, nie ausgelassen, nie unbeherrscht.“ Der Gotik dieser Kathedrale geschah wie jenem Baume, den eine gewisse Macht hinderte, hochzuschießen und sich rein nach oben zu entfalten. So sproßte er links und rechts breitwärts, üppig, aber mit einem erstaunlichen Maß.

Und ich empfinde als spanisch an diesem ungeheuren Werk, woran soviel Fremde gearbeitet haben, das Maß, womit das ursprünglich gegebene gestaltet wurde. Ursprünglich gegeben aber war die Luft, die kalt von Norden, heiß von Süden wehte; die hochwellige offene Ebene, wozu die Stadt Ausfalltor und Sammelpunkt war; der Hügel, auf dessen

Kopf das Kastell die irdische Macht verkörperte, und das kein Kirchenturm überragen durfte. Ursprünglich gegeben waren die Eigenschaften des Landes und seiner Bewohner, die Fruchtbarkeit der gelben Erde und seiner Bebauer; mit ihrem Reichtum die Machtgier und die Lebenslust, Lebenswollust möchte ich fast sagen; die katzige Flinkheit im Ansprung und die Tapferkeit im Nahkampf; aber auch die Grandezza, die keine allzu große Zähigkeit liebt. Gegeben waren leidenschaftlicher Wille, den Glauben aus dem Innern nach außen zu schaffen, heftiges Selbstbewußtsein, zarte Empfindsamkeit und listige Gewandtheit. All diese Gegebenheiten und Fähigkeiten widerstritten irgendwo einander und bildeten Spannungen. Zur Zeit, wo sie am stärksten waren, und das ist die hohe, die erfolgreiche Zeit der Geschichte eines Volkes — wurde aus diesen Spannungen diese Kathedrale, dieses Städtchen aus Gottestempeln errichtet.

Doch zeugt nicht nur die Kathedrale von dem, was die Menschen groß machte. Hier gibt es manche Paläste, manche Kirche und manches Tor mit Mauern im seltsam schrecklichen, das Herz emporreißenden, wüstenfarbigen Ton. Die Fenster, und namentlich die Pforten der Kirchen, doch ebenso im Innern ihre Höhen und Altarmaße, klingen von einer Herrschermacht der Seele hinaus ins Weite, wie sie aus den Linien der Landschaft tönt, so daß das empfängliche Gemüt des fremden Reisenden erbebt. Ich nenne nur, ohne sie einzeln zu beschreiben: Das Tor von Santa Maria, die Kirchen St. Nikolaus, St. Esteban, Santa Gadea, berühmt durch den Eidschwur, den der Cid dem König Alphons dem VI. in dreimaliger Demütigung abnahm zur Frage, ob er seinen

Bruder ermordet habe. Ferner das kastilische Herrenhaus Miranda. In der Umgebung sind berühmt St. Maria de las Huelgas, eine Nonnenabtei aus dem Jahre 1187, der ehemalige Lustsitz und die jetzige Grabesruh einiger kastilischer Könige. Vier Kilometer von der Stadt liegt die Karthause Miraflores mit den Grabmälern des Gründers, Königs Johann II. und seiner Gemahlin Isabella von Portugal. Diese Grabstätten sind außergewöhnlich reich und wohl die schönsten von Spanien.

Vor der Bildsäule des heiligen Bruno, des Gründers des Ordens der schweigsamen weißen Mönche, kommt der Mensch ins Nachdenken. „Er spricht nicht,“ sagte Philipp II. von diesem Heiligen, „weil er Karthäusermönch ist.“ Er sprach nicht, weil er in der Stille nach dem Sturm Gott näher als sonst war und nun das Schweigen zum Wege zu Gott machte. Er tat es aus demselben Grunde, aus dem später Karl V. nach seinem tief bewegten Leben freiwillig dem Thron entsagte und sich in die todumschauerte Stille der Einsamkeit zurückzog. Auch er schwieg. Auch Philipp II. selbst kehrte in sein Kloster Eskorial „heim“ und schwieg auch. Dasselbe heilige Schweigen ruht hier in Burgos abends auf der gelbroten Hügellandschaft, die man so weit überschaut; es breitet die sonnenmüden Flügel aus und ruht — ruht und schwebt feierlich in die Nacht, voll des Geheimnisses vom Sterben zum Auferstehen.

VII
SEGOVIA

Am Ende jener Hochebene, von der ich im Berichte über Burgos sagte, daß sie in ihren hügeligen Verhältnissen heldenhaft sei, liegt Segovia. Es liegt weniger, als es steigt und sich aufbaut, und zwar schon bergig auf einer Seehöhe von 1000 Meter vor dem Anstieg eines der höchsten spanischen Gebirge, der Sierra Guadarrama. Als riesige Pyramiden- und Kegelschatten, die je nach Licht und Stunde alle Tonfärbungen des Blau, des Lila, des Violett, des Grau, des Schwarz weich und entzückend oder geisterhaft nah und fern zeigen, ragen diese Gebirge theaterhaft kulissig vor den Toren der alten keltisch-iberischen Stadt. Vom römischen Wesen vorher selber gehämmert und vom gotischen selbst erst zäher gemacht, haben die Kastilier sie neu durchblutet und geprägt; so typisch, daß ich an unser liebes erzählerisch köstliches Rothenburg ob der Tauber denken mußte. Ein heimwehsüßes Erinnerungsintermezzo für einige Minuten war es. Um so stärker sangen dann die Steine dieser Stadt.

Baedeker berichtet, geführt von der Hand der Kunsthistoriker, nicht sehr viel davon. Selbstverständlich weist er hin auf die Einzigkeit der auf dem höchsten Punkt des Hügels gelegenen Kathedrale, ebenso auf diese und jene, ja sogar auf jede romanisch-gotische Pfarr- und Klosterkirche; auf romanische Haustüren; auf schöne alt-kastilische Adelspaläste; auf maurisch gestaltete oder geschmückte Häuser; auf die erneute kastilische Burg, die sich triumphierend über dem tiefschluchtig plätschernden Eresmaflusse erhebt; auf die malerischen

Tore; auf die alten Stadtmauern, die terrassenhaft auf und ab sich krümmen und buckeln; auf die alte römische Wasserleitung, die von den Römern zur Zeit des Kaisers Augustus gebaut, von einem 16 km entfernt fließenden Frioflüßchen gespeist und bis vor einigen Jahrzehnten noch gebraucht wurde.

Zweifellos stellt dieser römische Bau eines jener wenigen Ingenieurwerke der Welt dar, deren praktische Ausführung zugleich künstlerisch ist und eines durch das andere. Das alte menschliche Werk paßt sich dem steigenden und fallenden Boden an; es vergewaltigt ihn nicht, wie fast alle technischen Werke tun. Über das Tal hinweg wird die Wasserleitung brückenhaft getragen, und zwar von 119 Bogen durch eine Länge von 818 Meter; davon sind 276 Meter zweistöckig. Je nach der Bodenschwellung erheben sich die Pfeiler 7 bis 28½ Meter hoch. Ohne Mörtel und ohne Klammern (was man sich überlegen möge) ist der ganze Bau nur mit Granitquadern des nahen Guadarramaberges errichtet. Man vergißt nicht den gewaltigen Eindruck des Werkes. Trotz aller Kriegs- und anderer Stürme überdauerte es durch eine nur einmalige Erneuerung der im maurischen Krieg absichtlich zerstörten Teile, jahrhundertlang stark und praktisch und schön.

Von der Stadt ging in all der Zeit mal dieser, mal jener Teil zugrunde, wurde längs und quer der Bogen dieser Wasserleitung wieder errichtet, und alles paßte stets zusammen. Und gerade davon, ich meine von diesem Zueinanderpassen, erzählt kein Kunsthistoriker etwas, und also auch Baedeker nicht. Und doch ist dies die ursprünglichste, die unmittelbarste, die klarste und stärkste Weise, nationale Kunst zu gestalten. Nur durch das Maß und die Art

der Anwendung, der Stellung in den Raum oder in der Steinwand unterscheidet sich eine griechische korinthische Säule von einer französischen. Von ihr gehört alle Erfindung der korinthischen Form den alten Griechen. Und doch schuf sie jener Franzose gänzlich neu, der sie zum ersten Male auf französische Weise gebrauchte und sie so gewissermaßen durch französisches Blut wie zum jungen Blumenschaft einer schon alten Blumengattung verlebendigte. Ähnliches leisteten die spanischen Baumeister mit den Baustilen und Bauformen ihrer Nachbarländer: der Franzosen, der Italiener, ja der Deutschen und der Holländer. Die Art aber, wie sie diese „Fremdheit“ akklimatisierten, bezeichnet das Verhältnis, womit sie eine Tür, ein Fenster, Pfeiler und Säulen, Kapellen und Kirchenschiffe, Haus an Haus, Straße an Straße, Städte an Bergen und an den Horizonten des Himmels abstimmten. Dieses Verhältnis drückt stets eine sittliche Kraft aus und verrät, auf welche Weise die Menschen, die sie anwendeten, mit dem Leben und dem Tode sowie mit allen Leidenschaften und allen Aufgaben fertig zu werden hofften. Dieses Verhältnis, das den Menschen aus ihrer Landschaft und ihrem Licht sowie aus den Weiten und Begrenzungen ihres religiösen Glaubens von selbst zuwächst, war in Spanien so stark, daß sich ihm die fremden Künstler unterwarfen, als wäre es eine Sitte. Meiner Ansicht nach ist es deshalb falsch zu sagen, Spanien sei arm an architektonisch künstlerischer Kraft, denn fast jedes Dorf, das fast immer nur von den Bewohnern ohne „Architekt“ errichtet wurde, beweist das Gegenteil. Wahr bleibt nur, daß das kastilische Spanien zu allen Zeiten arm an jenem künstlerischen Geiste war,

der ganz neue Formen und Zierate erfindet. Sein Schöpfergeist war groß, doch sein Erfindergeist schwach, so möchte ich sagen.

Der klarste Beweis davon ist mir Segovia. Zwei bis drei ganz moderne Häuser (wahrscheinlich von „gebildeten“ Madrider Geschäftsarchitekten herührend) schreien und schrillen. Alles andere ist sowohl räumlich plastisch den Linien und der Ordnung nach, wie malerisch dem Tanz der Farbflecken nach, eine erhabene, wohlproportionierte Hymne auf spanischen Eroberungsdrang und Sitte, Leidenschaft und Frommheit, Stolz und Opfergröße.

Die gotische Kathedrale spricht davon am deutlichsten. Sie ist dreischiffig, 105 Meter lang und 48 Meter breit. Das Mittelschiff ist 13,4 Meter breit, die Seitenschiffe mit den Kapellen zwischen den nach innen gezogenen Strebepfeilern je 9,8 Meter. Das Querschiff überragt die 67 Meter hohe Vierungskuppel. Der Glockenturm mit Kuppeldach ist 105 Meter hoch. Das Gebäude des Herrn ist fast schmucklos, d. h. es sind fast keine Figuren daran, keine Reliefs, keine Wandteppiche, sehr wenige Gemälde. Alles ist Raumwirkung und organisches Verhältnis. Auch der viereckige Turm ist arm an Zieraten, ohne durchbrochene Spitzenarbeit, ohne irgendwelches blumige Getändel, großartig beseelt im Licht, eine Predigt in Stein über die Sammlung aller Kraft, über die Macht der Keuschheit, die Unbezwingbarkeit des Gehorsams und die Siegesgewalt des inneren Geistes über alles Äußere. Mit dröhnender Glockenstimme tönt die Kathedrale es weit über die Lande. Das Verhältnis, worin die herrlich geschmiedeten Gitter zwischen den hohen Pfeilern schwebend stehen, ist eine zugleich pomphaft strenge

und lächelnd höfliche, sittliche Haltung. In diese Halle kommen von den oberen ganz hoch gelegenen bunten gotischen Fenstern Lichtblumen in unnennbaren, märchenhaft himmlischen Farben geflogen; doch sanft wie Paradiesvögel im Traum.

In demselben hoheitsvoll gemeisterten Verhältnisse ist unbewußt in allen Abwandlungen die ganze Stadt gebaut. Sie paßt sich so durch seine treppig und serpentinhafte gewundenen Straßen dem vielköpfigen Hügelsschwung, dem fruchtbaren Gelände, dem herrscherhaft hohen, unerschöpflich leuchtenden Himmel an.

Durch dies großartige Maß erscheinen selbst die vielen Kirchen und Hausruinen, die sich auch hier finden, in einem gewissen nötigen Stadium des Erdendaseins. Ihr Tod wirkt nicht entsetzlich öde und hoffnungslos, wie sooft in Spanien, sondern notwendig als jener negative Pol des Lebens, wovon die Geburt der positive Pol ist. So sehr spürt man das Ewige dieser Stadt.

In Burgos umsäumte lauernd der Tod das Leben. In Saragossa tauchte er in jeder Mauerritze, in jedem Schatten als ein Kämpfer auf. In Segovia erscheint er als eine Kraft, die anreizt, das Leben um so würdiger zu bestehen, je näher man die kalte Hand des Sensenmännchens fühlt.

Segovia hat wie Burgos und Avila nur eine provinziell günstige Bergkopflage. Nur für verhältnismäßig kleine Staaten konnte es Mittelpunkt und Stütze sein. Am meisten machten auch hier die Mauren aus der Stadt, die hier die ehemals berühmte Segoviawolle fabrizierten und allein für dieses Gewerbe 60 000 Arbeiter beschäftigt haben sollen. (Heute zählt die ganze Stadt nur 14—15 000 Ein-

wohner.) Auch die Könige von Leon und Kastilien hatten hier nur vorübergehend mehrere Male während ihres Zugs nach dem Süden zum größeren Reich ihre Residenz. Nun ist es das, was es nur sein kann: eine Provinzstadt, die aus alter Vergangenheit ihr täglich Leben stets neu erkämpft, tapfer und in jener starken Haltung, die ihre Ahnen auszeichneten, als sie mithalfen am Bau des gewaltigen spanischen Weltreiches.

VIII

AVILA, DIE LANDSCHAFT DER HEILIGEN THERESA

Sie erschreckt. Viele Kilometer weit um den Geburtsort dieser Heiligen schwellt, steigt, formt sich spitz und kegelig und stets furchtbar — die Öde. Die Abhänge der Berge, die auf eine Hochebene von 800 bis 1100 Meter fallen, sind nur hie und da mit Reben oder mit Korn bepflanzt; und nur hie und da sieht man Steineichenwäldchen und Piniengehölze. Meist wachsen darauf Granitsteine. In ihren unregelmäßigen, kleinen, aber auch klotzigen runden und eckigen, vom eisigen und heißen Wind gemeißelten Formen ähneln sie oft grausigen, vorweltlichen Tierköpfen, Visionen des Alpdrucks.

Vereinzelt sieht man in dieser felsigen Gegend kleine Stier-, Schaf- und Ziegenherden die Halme, die zwischen und auf den Steinen wachsen, abweiden. Armselige Gärten hie und da, umgeben von den auf und ab kriechenden Mauern, die aus lose aufgepackten Steinen bestehen, Markzeichen des Besitzes

im Lande der Armut. Bis dann Avila auftaucht wie eine Festung gegen den Tod.

Hier ist der Erwerb schwer. Die Not des Lebens ist hart und unbarmherzig und ruft sehnsüchtig nach Besserung, Vergessenheit und Liebe. Aber der grausame Wind fegt von der Hochebene des Nordens wie aus einem gefährlichen Paß. Wenn er aber von den Gebirgsgipfeln des östlichen oder westlichen Horizonts pfeift, ist er während 9 Monate des Jahrs nicht minder rauh, und während der übrigen schweigt er, aber vor saftaussaugender Hitze. Wind! Wind! In den sich weit kesselnden und wannenden Tälern um die Stadthügel wirbelt er den unfruchtbaren Sand vom steinigen Boden und verschleiert damit die Straßen und Plätze Avilas. Die Menschen senken die Augen. Wann sie sie erheben, ist ihre Umgebung noch um etwas grauer und ärmer geworden.

Am Himmel aber, den man verschwenderisch über das asketisch unerbittliche Liniengeschlinge der gebirgigen Gegend sich wölben sieht, verändert sich alles zauberisch von Minute zu Minute, Mal wälzen sich Knäuel von Lindwürmern, durchstürmt von Zentauren in Wolkengebilden durch die Luft. Das Licht lodert an einer Stelle. Die Hölle mit ihren feuerspeienden Drachen tobt.

Doch nur noch einen Augenblick des entsetzlichen Alpdruckes halte aus, und die Seele öffnet sich zitternd, und ihre Augen möchten weinen vor Seligkeit, denn das süßeste, das reinste, das märchenhafteste Lichtspiel in allen Farben der Feldblumen erblüht namentlich am Morgen und am Abend sphärisch engelhaft. Die Luft schwebt voll himmlischer Geigentöne. Der Wind streift hindurch; seiner Flügel Schwung ist voll davon; er trägt das Echo zu dir, und

alles ist voller Demut und schweigt. Ein Augenblick wird zur Ewigkeit und dann — — — Wo warst du? Auf der Flucht vor der Unerbittlichkeit des Lebens? Doch deine Füße bleiben dem Steingeröll wie verklemt, und in deine sehnsüchtigen Augen saust ein neuer Staubwirbel; sie entzünden sich; sie brennen; sie leiden. Der Wind schneidet dir den Atem ab, und du denkst: Nicht mal genügend Wasser schenkt diese Erde. Die Frauen und Töchter dieser Gegend müssen mühsam morgens und abends nach den wenigen Wasserpumpen steigen, und oft hoch und weit.

Aber willst du bestehen, so mußt du nicht weichlich sein. Sonst kommst du zu Fall. Deshalb blickst du scharf und gehst wachsam weich; deine Züge verhärten sich vor der Leidenschaft zu dauern, während deine Augen sinnend vom Paradies deiner Sehnsucht erzählen.

Was für Stürme, was für Nächte, was für Gewitter rollen sich über den Häuptionern der Bewohner dieser Stadt ab! Was für Lichtkatarakte, was für Farbensymphonien erbrausen vor ihren Augen über die großartige, aber klagend öde Landschaft!

Danach baut sich die Stadt. Auf einem Hügel der Hochebene, 1135 Meter über dem Meeresspiegel, steigt eine Riesenfestungsmauer 4 Meter dick mit 9 Toren und 86 Türmen aus dem felsigen Boden, und mit ihm hoch und tief, und bildet fast ein Viereck. Die Mauer ist aus dem Granit der Gegend errichtet, mit Zinnenspitzen geschmückt. In Räumen von 10 bis 20 bis 50 Meter, je nach der Seite, springt ein Basteirund (der Turm) einige Meter vor, was dieser Mauer eine zugleich abwechslungsvolle und unvergeßbar mächtige Form verleiht.

In dem Mauergürtel laufen Straßen, die auch fast aus Mauern, doch nur aus ganz kleinen, bestehen, worin die Häuser aussehen, als seien sie ein Stück größerer Mauer mit einigen Fensterlöchern und einem großen dunklen Türviereck. Mit Granitkieseln und Granitsteinen, die in der Straßenmitte eine bucklige Abfall- und Schmutzrinne bilden, winden sich solche Wege hin und her, verwandeln sich stellenweise in moderne Straßen mit Häusern aus dem 18. und 19. Jahrhundert; diese tragen vergitterte Fenster oder Balkone vor den Fenstern. Zwei Plätze sind zum Teil mit Bogengängen ausgestattet. Nichts aber kann den eiskalten, oft stürmisch pfeifenden Luftströmen und im Sommer den glühenden, wüstenartigen Hitzewellen trotzen. Alles Gebaute erscheint in harten Geraden, die sich mit anderen begegnen und bizarr aufregend schneiden oder winkeln unter einem Licht, das blendet, oder unter Schatten, die düstern.

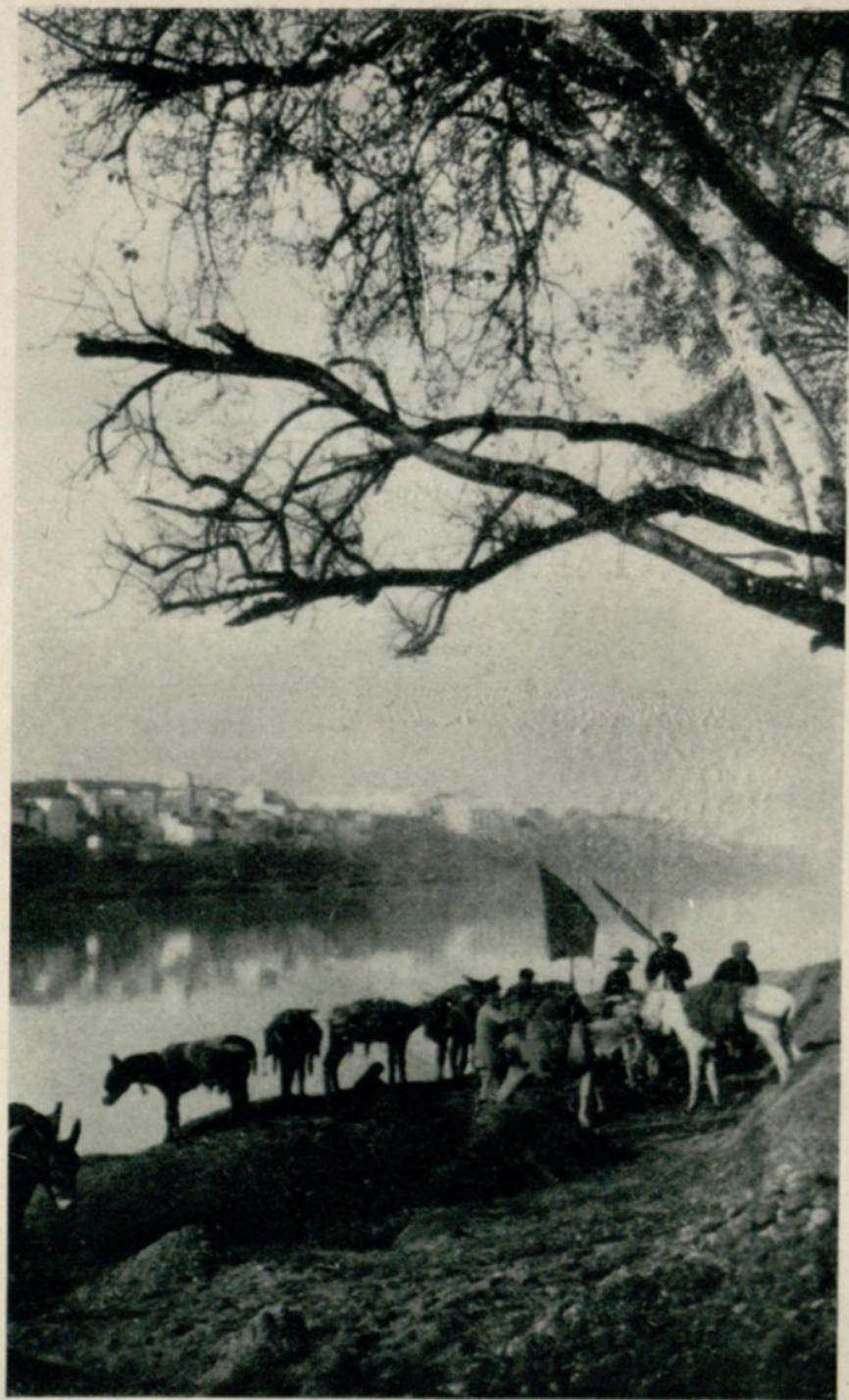
An einer Seite verschwindet die Festungsmauer im bischöflichen Palast, dem gewaltigsten und zugleich am feinsten vergeistigten, den ich bisher gesehen habe. Die Stadt verbreitet sich über die alte Grenze in die hügelige Tiefe rund um die Zinnenstadt in einem Kranz von kleinen Vororten und vielen Klöstern.

Die alten Kirchen befestigen, steigern, spannen die Gegensätze der Landschaft noch, um sie dann — zu lösen. Und das klingt so himmlisch wie so ein Paradiesfarbenkonzert am Morgen-, Mittags- oder Abendhimmel. So St. Peter, St. Vinzenz, St. Thomas.

Natürlich sind die Kirchen in ihrer Grundform und in ihrem Sinn romanisch. Für diese Landschaft



El Rivero (Altkastilien)



Gnadalquivir und Triana, Sevilla

kann es gar nicht anders sein. Festungsartig sind ihre Mauern; festungsartig ihre Wände; festungsartig ist der in steilen Linien machthart und herrscherherrlich aufsteigende eine Turm der Kathedrale. Gewaltig runden sich die Pfeilerbündel und klimmen, überlegen gegliedert, hoch zu Kapitellen, die Tier- und Pflanzenbilder von unserer Erdverschlungenheit tragen. Bogen biegen sich hoch und knapp und lieblich über unserer Erdennot. Ein Bogen läuft zum andern; eine Bogenreihe schwingt sich parallel zur andern hin, bis das Querschiff sie kreuzt. Dies ist des Leidens größte Stärke, und erschüttert empfindet man an diesem Kreuzpunkt das Mysterium des gekreuzigten Heilands. Weihevoll öffnet sich das Tonnenrund des Hauptaltars.

Die Kathedrale wurde romanisch begonnen, gotisch vollendet und später mit barocken Zusätzen, ja sogar mit einer barocken Kapelle versehen (die hier schmerzlich stört). Diese Gotik sprießt herb aus romanischen Grundmaßen und bleibt träumerisch in mysterienhaftem Dämmern gefangen. Mächtig ist sie, ja trotzig in der Unerschütterlichkeit ihres Glaubens. In ihren Schwingungen und Steinknospen singt sie keusch und lieblich (aber nur dem, der zu lauschen weiß) von der Überwindung der Not und der Steinschwere des Lebens durch die Inbrunst. Bleiches Licht, oft himmlischfarbig, huscht in die Düsternis der engüberwölbten, zuchtvoll gehaltenen Kirchenschiffe, über strenge Gitter, über Steinfiguren, über goldige barocke oder platereske Altäre, über viele schöne gotische Grabmäler starker Menschen. Es blinkt wie von Lichtschwingen aus dem jenseitigen Reich, wo die grausame Gegensätz-

lichkeit des Diesseits in das Glück der Harmonien aufgelöst ist.

So also empfinde ich die Stadt, wo der heilige Vinzenz mit seinen Schwestern um 303 selig den Märtyrertod erlitt, wo die heilige Theresa geboren wurde und aufwuchs, wo sie lange Zeit ihr wunderbares Leben wirkte und ihre geistige Lehre wie eine Festung zum Heil der Seele baute.

Und ich wandle um diese Hochburg des Geistes, um das Kastell der spanischen Mystiker. An Chuan de Avila, an Johann vom Kreuz denke ich. Während ich in einem seltsam erregten körperlichen Zustand die kieseligen, staubigen Wege hinauf, hinab und wieder hinauf gehe, einem dornigen Kreuzwege gleich, fallen mir jene Wege der Mystiker ein: Die via purgativa und illuminativa, die Wege der Besinnung durch Reinigung, Buße, Enthaltensamkeit bis zur Erleuchtung durch die Göttlichkeit und Hingabe an Gott. Gelassenheit gegen alles Ungöttliche, Verachtung des Diesseits in sich und der Welt, Kreuzesliebe, und die süß schauerliche Stille des Verlangens, Christo gleich, das Leben des Kreuzes zu erfüllen durch Demut und Gehorsam, sind die Stationen. Was für einen Atem gebraucht man für solche Wege! Der Mystiker schöpfte ihn aus jener lodern- den Sehnsucht, die aus Christi Munde entflo, als er am Kreuze ausrief: „Mich dürstet!“ Ja, mich dürstet nach dem Leiden der Welt, den dornigen, schmerzdurchwundenen Wegen des Heils! „Mich dürstet“, schrie in dieser Landschaft die kastilische Seele, und ihr Schrei wurde Wort in den Gebeten, den Bekenntnissen, den Predigten, den Gesängen, womit die kastilischen Prediger die Bewohner des

maurischen Gebietes und später die Indianer Amerikas missionierten.

Aber auch der bitterstrenge Bischof Priszillian, der Galicier, entwickelte hier im 4. Jahrhundert eine gnostische sektische Lehre, bis daß er in Trier verhaftet wurde. Sein Fanatismus beschwor den Tod, und er war der erste Häretiker der Kirche, der hingerichtet wurde.

Wahre Fürsten starben hier, wo die Ureinwohner, die Vakkäer und Stadtgründer, den Römern erlagen, nicht aber untergingen, sondern sich in Christen verwandelten. Sie vertauschten das Römerjoch mit dem Maurenjoch, kämpften ständig, herrschten selten, gehorchten stets, um endlich unter Alfons VI. mit seinen klugen und kühnen Kastiliern von den Mauren gänzlich befreit zu werden. Doch es blieben die Moriskos, die christlich gewordenen Nachkommen der Mauren. Sie sorgten für jenen Wohlstand, wodurch die Stadt ausgebaut und mit Schreinen des Glaubens, den Kirchen, geschmückt werden konnte. Aber der kastilische Geist wollte soldatische Einheit. Die Moriskos empfand er als einen gefährlichen Fremdkörper. Er bedrängte sie. Um diese Zeit erlebte die Stadt zur Wahrung ihres Wohlstandes die heilige Chunta, die Versammlung der Vertreter der aufrührerischen spanischen Städte. Nicht lange danach wurden die Moriskos wegen ihrer zu großen Betriebsamkeit aus dem Lande vertrieben (1610). Danach kam die Armut, das große wirtschaftliche Elend. Um diese tragische Wende lebte die heilige Theresa.

Immer offener, immer würgender verwandelte sich die Fülle in Leere — bis heute, wo die Bewohner nichts anderes tun, wie ihr Leben zu erhalten und

die granitene Gebäudezeugen ihrer einstigen Herrlichkeit vor gänzlichem Verfall zu bewahren.

Das ist Avila.

Ehemals war diese so sehr dem Himmel genäherte Stadt gewiß durch größere Fruchtbarkeit sowohl irdisch wie himmlisch ausgezeichnet. Sie lebte üppig von den fruchtbaren Gegenden der Mitte und des Nordens ihrer Provinz. Heute enthüllt sich alles kahler, alles öder als vor Jahrhunderten. Gewissermaßen als einen Grundriß einstigen Daseins sieht es sich an. Man umwandere sie. Man schreitet immer auf der Höhe. In vielen Wandlungen sieht man das Gebirge als ungeheuerlich versteinte Tierbälge vor sich und dazwischen die ausgefressenen, staubdurchsengten Wannentäler mit der im Sommer fast ausgedorrten, im Herbst, Winter, Frühjahr oft tobenden Flußschlange Adacha. Wie in Hürden drängen sich die Häuserkästen der kleinen Vorstädte. Die vielen Klöster liegen todesähnlich still, alle so furchtbar gelb, als hätten sie die Gelbsucht. Schauge, und deine Seele wird ergriffen, und alle deine Sinne lauschen. Du begreifst, daß die Propheten gerade in den öden Steinwüsten mit großen Offenbarungen begnadet wurden. Der Wind geißelt. Die Landschaftslinien ritzen sich dir wie Striemenhiebe ein. Der Wind orgelt dämonisch — und es schweigt — und es ist, als ob Gottvaters Lächeln Gut und Böse scheidet.

Und es hallt immer noch gewaltig nach von jener kastilischen Stimme, die hier auf Gott lauschte, sich ihm hingab, und Worte fand, die so laut schallten, daß sie einst fast den ganzen Erdball erfüllten.

ZWEI KÖNIGLICHE RESIDENZEN

1. Aranchuez

In der Nähe von Madrid im fruchtbaren Tal des Tacho und des ihm hier zufließenden Charama liegt Aranchuez. Es bestand schon im Mittelalter als bedeutende Besitzung des Santiagoordens. Isabella, die katholische, verbrachte hier gern den Sommer. Karl V. ließ hier ein Jagdschloß erbauen, das Philipp II., der Schöpfer des Eskorial, erweiterte. Es verbrannte zum größten Teil. Der Burbone Philipp V. ließ es neu aufbauen. Es verbrannte wieder, und da ließ es Ferdinand VI. erneuern, und Karl III. fügte die zwei großen Flügel hinzu.

Vor einer riesigen, sich schlangig windenden Flusskurve im Norden, die ein U beschreibt, liegt das Schloß. Daneben breitet sich südlich das Städtchen aus. Alle drei: Park, Schloß und Städtchen sind ebenmäßig, das heißt nach der geometrisch garteten französischen Baukunst geschaffen. Das Städtchen ist bürgerlich holländisch angelegt, mit gleichmäßigen Häusern, was etwas an Potsdam erinnert; nur erinnert, wohlverstanden. Es liegt rechts und südöstlich. Westlich davor befinden sich die Schloß- und Militärbauten und darum im sehr weiten Bogen Park- und Waldanlagen, die, wie gesagt, mit der Flußkurve ein U beschreiben.

Das ist eine Lage, die man beim Durchwandern als sehr glücklich, heiter und schön empfindet. Auch die Stadtbauten selbst, die auf runden (nur nicht spanisch empfundenen) Bogen ruhen und durch ebensolche Bogengänge in großen Linienecken

mit dem Schloß verbunden sind, atmen, möchte man sagen, in denselben ruhig schönen, etwas behaglich bescheidenen Maßen. Das Schloß zeigt durch etwas mehr Größe und etwas mehr Fürstlichkeit denselben behaglichen Zusammenklang. Die von Buchsbaumhecken umbordeten, von Kastanien, Platanen, Ulmen, Hainbuchen, Zedern und von allerlei anderen südlicheren Bäumen bestandenen Quadrate, in deren Mitte blumengeschmückte Rundplätze sind, passen seltsam wohltuend zu den Quadraten der regelmäßig gebauten Stadt. Die Bildsäulen übersieht man gern und leicht.

Liebe und Wärme spürt man hier, oder besser gesagt, könnte man spüren, wenn von der großen Liebe der Künstler, die diese Schönheiten schufen, nur ein ganz klein wenig auf jene Menschen sich vererbt hätte, die die Schönheiten zu erhalten haben.

Aber ach, nie sah ich ein verwaarlosteres Gut als diese königliche Residenz.

Den Bahnhof muß man wegen seines Schmutzes und seiner Abbröckelei als ein Wesen bezeichnen, das man ohne Sorge verenden läßt. Freilich baut man einen neuen, einen weniger schönen, doch saubereren Bahnhof. Leider läßt man auch in der Stadt alles verstauben und verkommen. Entsetzlich arm mutet die Bevölkerung einen an. Sie ist dabei noch voller glücklicher Gleichgültigkeit; sie zigeunert. Doch hier, inmitten gänzlich unspanischer Bauwerke, wirkt das spanische Elend auf den Beobachter herzbedrückend. Das Volk als Masse ist arm, der Staat ist deshalb auf das allernötigste eingestellt. Kaum kann er seine Gegenwart erhalten; zur Pflege der Vergangenheit reicht sein Vermögen nicht mehr.

Reich und sauber sind deshalb die Gärten und Waldanlagen auch nicht, trotzdem die Majestät des Herbstes in zauberischer Pracht sich dort niederlassen möchte. Wohl blühen alle Herbstblumen, sogar noch späte Rosen. Aber wie kommt es, daß sie öde stimmen? Hier, wo Schillers Drama Don Carlos seinen Schauplatz hat, muß man in bedeutsamerem Sinne wiederholen:

„Die schönen Tage in Aranchuez sind nun zu Ende.“

2. Eskorial.

Dieses Kloster und ländliche ehemalige Residenz Philipps II. liegt nicht weit von Madrid in öder Majestät, denn nur mit Granitgeröll, spärlichem Gras, Fichtengehölz und Steineichenwäldchen bestanden ist die gebirgige Umgebung; ihr Linienzug aber ist majestätisch, und ihre Luftschwingen reißen die Seele in ferne Sphären.

Oberhalb eines kleinen, unscheinbaren und armen Dorfes ließ Philipp II. das Gebäude errichten. Er wollte das Gelöbnis halten, für ein im Krieg zusammengeschossenes Kloster ein neues zu bauen. Gleichzeitig sollte es eine Gruft für Karl V. werden. Er selber, den der Übertritt Karls von der Kaiserherrlichkeit zur Klostereinsamkeit stark erregt hatte, wollte sich einen Ort zum Nachdenken schaffen. Alle drei Gründe, aus denen der Bau entstand, gehören der göttlichen Ordnung an, soll heißen, daß sie aus der Beziehung des Menschen zu Gott herrühren.

Doch für mich kündete der Bau selbst nur von der Allmacht, dem Stolz, dem Hochmut des Menschentums. Im Stil der fast schmucklosen römischen Hochrenaissance, dem Stil der Verherr-

lichung, ja der Vergöttlichung des Menschen ist er errichtet. Doch was in den italienischen Meisterbauten dieses Stils durch die von Leidenschaft herrlich gespannten Maße selbst für ein modern deutsches Auge erhebend scheint, gerade das gibt sich im Bau des Eskorial nüchtern, zwar zuchtvoll, doch militaristisch herzlos. Der König wollte nicht ein Anreger, sondern auch ein Architekt sein.

Voll vom kastilischen Wesen, dessen Seele aus dem Innern nach der Weite irdisch und religiös beehrte, wähten Philipp und seine Zeitgenossen, daß der Mensch eigentlich grenzenlos wäre, und daß er, wenn er nur recht wolle, selbst das Unmögliche zu tun vermöge. So war dieser König, der gewiß zu den größten und eigenartigsten Menschen seiner Zeit zählte, überzeugt, es stecke zu allem anderen auch ein Künstler in ihm. Und so gebrauchte er die Phantasie der wirklichen Künstler, die er für den Bau gewann, eigentlich nur, um ihre ersonnenen Baugebilde nach dem militärischen Maß, wie er es in seiner befehlshaberischen Seele trug, zu beschneiden.

Nun stehen die Bauten da, unzerbröckelhaft, ein Zeugnis des irdischen Wahns, gegen den gerade die Könige am wenigsten gefeit sind, und stimmen traurig und um so trauriger, weil in ihnen so ungeheure, so mächtig wirkende Granitmassen behauen, gerundet und aufgeschichtet wurden.

Man staune (staunen ist nicht lieben, ist nicht mal bewundern), denn auf künstlich geschaffter Ebene steht ein Gebäuderechteck von 206 Meter Länge und 161 Meter Breite; an den vier Ecken je ein Turm, der in die Höhe steigen möchte und gewaltsam duckig gehalten wird. In der Mitte, dem Kern, erhebt sich zu einem gewaltig pathetischen Kuppel-

rund die Kirche. Sehr hoch, wenn man mit der Elle mißt, leer deklamatorisch, wenn man Höhe und Räume still auf die Seele wirken läßt.

In dem Gebäuderechteck gibt es 16 Höfe, 1111 Fenster nach außen und 1562 Fenster nach den Höfen; 1200 Türen, 86 Treppen und 89 Springbrunnen. Alle Gänge zusammen würden einen Weg von 160 km darstellen. Ähnlich setzen die Maße der Einzelheiten in Erstaunen.

Im Pantheon der Könige ruhen die sterblichen Reste einiger der Herrscher, die das kastilische Spanien groß gemacht haben. Im Pantheon der Prinzen liegt das Vergängliche des Don Carlos, jenes unglücklichen Prinzen, den Schillers Liebe für uns Deutsche unsterblich gemacht hat. Schillers Wortarchitektur ergreift mich aus der weiten Ferne der Erinnerung weit tiefer und schöner als die Nähe des Baus, das des Prinzen Grab verdunkelt.

So stimmt mich der berühmte Eskorial unmittelbar. Doch der abendländische Mensch empfindet nicht mehr rein gegenwärtig. Gemäß seinem augenblicklichen Gefühle lehnt er nicht mehr ab, bejaht aber auch nicht mehr mit dem Jubel junger Menschen. Er besitzt umfassende Fühler, die sich sowohl weit in die Vergangenheit, wie weit in die Zukunft tastend vorwagen. Fremde Seelen- und Gedankenreiche, fabelhafte Fernen zaubert er sich durch diese Fühler seiner geschichtlichen Bildung zu einem fast gegenwärtigen Erlebnis. Und auch in mir regt es sich so, während ich dieses granitene Klosterschloß Eskorial länger betrachte.

Die toten Steine, die militaristischen Maße beleben sich. Der Geist Philipps des Erbauers wird

lebendig. Das Urteil wird milde. Die heutige Seele fühlt die so weit entfernten Seelen, die in diesen Mauern sich sammelten, seufzten, hofften, glaubten, beteten, brüderlich nahe, so, als ob die trennende Zeit von Jahrhunderten nur ein Hauch wäre, worin Einst und Jetzt sich berührten. Ein Schauer ergreift mich. Dieser König Philipp mit dem Gedanken, ein Volk mit einem Hirten zu schaffen, damit Kirche und Staat eine einzige Herde im Geiste Christi sei, währte dies Werk dadurch ausführen zu können, daß er mit allen Mitteln die provinziellen Eigenarten seiner spanischen Provinzen unterdrückte und seine Völker behandelte, als wären sie Kontingente eines einheitlich gezüchteten Heers. Dieser Schöpfer des vollkommensten Beamtenstaates, der je in Europa bestand, dieser König, der im fanatischen Feuer seiner „Idee“ viele Tausende von Menschenleben grauenhaft opferte und glaubte, ein gutes, ein heiliges Werk zu üben; dieser Habsburger, in dessen Familie der Wahnsinn geisterte; dieser Cäsar wird im Eskorial Mensch — nichts wie Mensch.

Er besinnt sich, denkt nach. Vielleicht inniger als sein theatralischer Vater Karl V. in St. Yuste mit dem schönen Klosterhofe, in dessen Bogen die fromme Leidenschaft alter Menschengeschlechter sich so lauter, so himmlisch rein bog. In den Abendstunden seines Lebens fand sich sein Sohn Philipp in den strengen Maßen seines Baues mit dem Blick auf die unerbittliche Gebirgsnatur voll des herben Klanges vom Sterben und Auferstehen zum Ursprung allen menschlichen Daseins zurück. Sah er den Wahnwitz ein, sein inneres Ideal der Einheit zu verwirklichen, indem er die Verschiedenheiten seiner Völker unterdrückte, trotzdem eben diese Ver-

schiedenheit durch die Natur ihrer engeren Heimat immer wieder gestärkt und stets von neuem erzeugt wurde? Erkannte er, daß es eine Sünde wider die Natur war, so zu handeln? Ahnte er, daß es auch eine Sünde sein könnte, zu ausschließlich sich dem inneren Geiste anzuvertrauen? Fühlte er schon die Rache der Natur in den Revolutionen der Glieder seines Staates dräuen? Witterte der Mißtrauische die Schwindsucht, die schreckliche Blutleere, die den gewaltigen Staatskörper bedrohte, weil ihn allzusehr der Intellekt, die Absicht, der Wille beherrschte? Es bleibt ein Geheimnis, und es ist wahrscheinlich, daß seine Einkehr in sich und zu Gott nur eine Rechtfertigung seiner Handlungen bezweckte. Doch erschüttert es auch schon, daß überhaupt ein König sich vor Gott als vor seinen höchsten Richter stellt, sich demütigt und fragt: Tat ich recht? Waren die Taten meiner Leidenschaft, meiner Politik auch deine Wege, Gott?

Ach, auch dieses Königs dämonische Geistigkeit war ein Faden im Gewebe von Völkerschicksalen. Die Weisheit Gottes glänzt auch darüber, schmerzlich für die Nachkommen, rätselhaft für die Zeitgenossen. Die Kühle der granitene Mauern des Eskorial erschauert. In der klösterlichen Stille, die sie einhaucht, und die auch der gegenwärtige Mensch bis in die geheimsten Tiefen seiner Seele spürt, weht ein Zug von Schuld zur Sühne, von Ursache zur Wirkung, von Leben zu Tod, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es tut wohl, sich davon wie von dem Wind, der ewig von den Bergen weht, ergreifen zu lassen, und sich auch nur als Mensch, nur als ein Gewebefädlein in großen Volksgeschicken zu fühlen. Die Zeit und sich selbst erlebt man als unaufhörlich bewegtes Werden.

DER KOPF SPANIENS

Für jeden, der Spanien, und den Ausdruck seiner Seele liebt, enttäuscht die Hauptstadt; jeder, der sich der Europäisierung Spaniens verschworen hat, oder alle jene, die das Europäische ganz unbewußt seiner größeren Lebensbequemlichkeit wegen lieben, sind begeistert von Madrid. Fast alle Spanier bewundern deshalb ihre Hauptstadt, und sogar die Katalanen empfinden etwas Neid; nur etwas, denn ihnen geht Barzelona über alles.

Beim Anblick dieser berühmten Neustadt fielen mir die Kunststückchen eines Tortenarchitekten ein. Solch ein fingergewandter Feinbäcker klebt an seine Gebilde hier ein Schneckchen, dort ein Muschelchen, hier ein Konsölchen, dort ein Figürchen an. Gern setzt er, wenn man ihm nur freie Hand läßt, Türmlein auf Erkerchen, Galerien, und alles ist mit Löchelchen und süßen Gewinden versehen. Als eigentliche Tortenhäuschen erschienen mir die neuen Häuser Madrids, nur riesenhaft, wohlverstanden, und aus Steinen. Die allerneuesten waren sogar auf dem Wege zum Wolkenkratzerthum. Alles präsentierte sich auch so konditoreihafte appetitlich. Man schmeckt sie fast, diese Sauberkeit, die für ganz feine, ganz raffinierte Menschen bestimmt ist. Im übrigen Spanien waren wir daran auch sowenig gewöhnt! Es ist verzeihlich, daß man da auf leckere Vergleiche kommt.

So köstlich rein ist wirklich alles Neue in Madrid: die elektrische Straßenbahn, die Untergrundbahn, die öffentlichen Gebäude, namentlich die Post. Diese findet in Deutschland nicht ihresgleichen; ich meine

das Postgebäude und seine Einrichtungen, nicht die Funktion dieser Einrichtungen. Doch auch diese? Es ist angenehm, in allen Weltsprachen ohne Umstände bedient werden zu können.

Schmerzliches Mißverständnis erregte ich, wenn ich gestand, daß mich Madrid als Bauwerk, weil es so gar nicht spanisch gestaltet sei, gleichgültig lasse. In Wirklichkeit war es sogar noch schlimmer. Äußerlich ist dies alles südamerikanisch. Ist es die beste Art für Spanien, modern zu sein?

Was an älteren Gebäuden staatlicher und auch privater Art den Blick auf sich zieht, erinnert an die Franzosen, die seit dem 17. Jahrhundert die Renaissance in salonhaft repräsentative Form verfeinerten. Mit Ausnahme weniger Paläste Karls III., des großen Förderers der Stadt, wirkt diese Art fade in unserer heutigen Zeit, aus der der Humanismus im Guten und Schlechten floh. Nicht mehr ein einzelner menschlicher Wille, sondern die Wirkung vieler Menschen aufeinander, also das Zwischenmenschliche, das Glück, das Geschick, die Arbeitspulse und Erwerbsmöglichkeiten gestalten unser Leben. In südamerikanisch moderner Umgebung wirken die französierenden spanischen Bauten leer und öde. Als Zeugnisse des Unvermögens, ein fremdes Kostüm mit nationalem Geschmack zu tragen (was den Spaniern doch anderswo so vorbildlich selbstverständlich gelang), erkennt man Brunnen mit Göttern und Göttinnen aus Zeiten, die uns heute mehr als fremd, die tot sind.

Auch die zahlreichen Kirchen zeichnen sich selten durch eigenartige Schönheit aus; doch enthalten sie viele der schönsten Kunstwerke. Die Alleen sind herrlich; der Park El Retiro mit seinen Palmen,

Laubbäumen und Blumen mutet köstlich an. Doch überall und immer entzückt der Reichtum der ewig modernen Natur, selbst wenn dieser Reichtum auf hochherrschaftliche Weise geordnet ist.

Ein Frühlingsmorgen oder ein Herbstmorgen in diesem Park gehört zum wundervollsten, was ich erleben durfte. Die Luft ist so paradieshaft sphärisch, daß der Körper an sich die Sensation einer Durchgeistigung erlebt; wie von mildem, wonnigem Licht durchwabert, glaubt er schweben zu können. Ein Wohlsein und ein Entzücken dringt wie Duft in alle seine Sinne. Der kristallische Himmel in einem solch funkelnden Blau und in so silbrig oder goldig durchstrahlten Wolken, wie ihn nur Murillo, der Andalusier, malen konnte, wölbt sich durchsichtig und tief beruhigend himmlisch. Es ist, als ob Gottvater, in diesen Himmel wie in einen Zaubermantel gehüllt, über der Erde schwebe, um menschliches, tierisches, pflanzliches Leben ins Dasein zu rufen. In schöpferischer Stille lächelnd scheint er nahe, und alle Kreatur hält den Atem an, als ob das Paradies komme.

Solche Dinge erlebt die Seele hier durch den Körper. Freilich, je leichter sich die Seligkeit naht, desto leichter auch das Weh. Man steht noch im Rausche der Seligen, geht dann wieder etwas auf seinen irdischen Beinen; ein Lüftchen weht; man gibt nicht acht, und schon fühlt man Unpäßlichkeit die Sinne trüben. Schon leidet man an etwas, ist erkältet, und wenn man nicht acht gibt . . . Tückisch ist das Klima.

Große Temperaturschwankungen von zehn und mehr Graden an einem Tage, selbst im Herbst, werden gefährlich. Die Hitze ist im Sommer so

groß, daß die Menschen erst am Abend gegen 11 Uhr aufatmen; viele schlafen dann im Freien, Mütter mit ihren Kindern, ganze Familien. Alles Arme natürlich und Arbeitnehmer, denn alle anderen sind nach außerhalb, den baskischen Seebädern oder ins Gebirge geflohen. Ein eigenartiges Nachtleben entwickelt sich in der hitzebrodelnden Stadt. Das spürt man noch später. Selbst im regenreichen Winter, wo es im Schatten und des Nachts recht kalt sein kann, beginnen die Vorstellungen der Theater um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr. Viele spielen dann allerdings zweimal, ja dreimal am Tage.

Viele solcher Sitten, die von der Atmosphäre herühren, merkt man als eigenartige Spannungen, die nervös und oft krank machen. Typhus und Pocken-seuchen treten sehr oft auf. Eben jetzt, im Monat Oktober, drohen die Pocken. Jeder muß sich impfen lassen. Wer ohne Impfschein geht, läuft Gefahr, eine Strafe von 500 Peseten zu bezahlen.

Dazu kommt das schlechte Wasser, dessen Leitung nicht genügt, stellenweise unverdeckt läuft und mitunter ganz versagt. Ein Glas Wasser kann die Ursache von furchtbarem Elend werden, zumal da auch in Spanien das Wasser der Wein der wirklich Armen ist.

Zu diesen physischen Aufreizungen kommen geistige: die großen oft hitzigen Gegensätze der Hauptstadt zu den Provinzen, namentlich zu Katalonien.

Solche Mängel erzeugen auf geheimen Wegen ebenfalls Reize, die nicht immer das Leben fördern. Die Empfindsamen wittern sie, wie sie die elektrische Spannung eines Gewitters wittern.

Ob es mit dieser leichten Erregbarkeit, die schnell revolutionär wird, zusammenhängt, daß hier die

Fuhrknechte so grausam sind? In keiner anderen Stadt Spaniens, selbst nicht mal in einer südlichen, sah ich die Fuhrknechte so grausam ihre Pferde, Maultiere und Esel behandeln. Nie sah ich diese Knechte so wie hier bei jeder Gelegenheit mit einem spitzen Stock in die weichen Teile der Tiere stechen, so daß sie bluten. Weder die Treiber noch die Bewohner machen sich etwas daraus. Nie sah ich auch die Tiere mit dem rückständig unpraktischen Geschirr am Bauche, gerade hinter den Vorderchenkeln, bei offener Wunde immer wieder mit himmlischer Geduld die schwere, die überlastet schwere Karrenfracht ziehen.

Hier leben sehr reiche und sehr arme Menschen. Die Mittelschicht bilden die kleinen Kaufleute, Angestellte, Arbeiter, die vom Dienst der Reichen abhängen, und denen es wenigstens so gut geht, daß sie sich einbilden dürfen, bemittelt zu sein. Dabei verdienen sie wenig genug in dieser Stadt des Luxus.

Die Armen umlagern das Lichtzentrum in alten, engen Straßen, die ebenfalls keinen eigenen Ausdruck tragen. Freilich ist hier das Elend nicht aufreißend. Wenn man an das Berliner Kinderelend denkt, möchte man sogar sagen, hier in Madrid sei es schön.

Neben den baskischen Städten Bilbao, Santander, San Sebastian und vor allem dem katalanischen Barzelona will Madrid aus dem spanischen Schlendrian heraustreten; es begehrt seinen Teil am modernen Schaffen der abendländischen Rassen. Durch fruchtbare Beziehungen mit den Töchterländern Südamerikas will es das, und selbst auf eigene Weise möchte es das. Doch es ist ein Kapitel für sich und betrifft ganz Spanien. Ebenso steht es mit den be-

ginnenden Organisationen als Ausdruck gemeinschaftlicher Interessen. Ebenso mit den Zeitungen, von denen zwei: „El Sol“ und das „A. B. C.“ noch kein sehr großes Alter, doch einen sehr großen Erfolg haben, den sie durch ihr ausgezeichnetes durchaus spanisches und obendrein sehr modernes Wesen verdienen. Hier ist der Mittelpunkt für so vieles. So für die Kunst, für die Literatur und den Buchhandel, worüber ebenfalls im Anfang das Nötige gesagt ist. Dasselbe gilt von Wirtschaft, von Politik, Nationalismus, Liberalismus und Anarchismus.

Jede einzelne dieser Betätigungen verrät etwas vom heutigen Geiste Spaniens, der aus seinem schon über zwei Jahrhunderte währenden Dornröschenschlaf zur Kraft seiner großen Vergangenheit erwachen möchte. Nirgendwo wird es kritisch klarer als in Madrid.

Der Wille als Ausdruck des Lebens war hier nämlich stets stärker als der natürliche Impuls aus den tief mit der Natur der Gegend verwurzelten Kräften des Bluts.

Madrid ist eine Stadt des Willens.

Auf einer heute wenig fruchtbaren Gebirgsebene vor dem großartigen Guadarramagebirge liegt die Stadt in 640 Meter Seehöhe, auf vielen kleinen Hügeln und dehnt sich von einem buckeligen Viereck strahlenförmig aus. Es bildet fast den Mittelpunkt Spaniens. Und es ist bedeutsam, daß der Glaube entstehen konnte, es sei absichtlich in den Schnittpunkt der Diagonalen gebaut worden, die von den äußersten vier Ecken der Halbinsel zueinander gezogen werden können. Doch lebte es vor aller königlichen Absicht als ein armseliges, unscheinbares

Städtchen. Allmählich erst bemächtigte sich ihrer der Wille, zuerst der der kastilischen Könige, dann der der „katholischen Könige“, darauf der des Königs Philipp II., der endgültig nach Madrid seinen Hof verlegte. Indessen tat der Hof sehr wenig für die Stadt, ja, er beraubte sie der umliegenden Wälder und zwang die Besitzer großer Häuser, den Adel kostenlos zu beherbergen, weshalb natürlich nur kleine und niedrige Häuser errichtet wurden.

In diesen Zeiten lebte hier Cervantes im hohen Alter und schrieb den zweiten Teil seines Don Quichotte, Calderon dichtete seine Religions- und Hofdramen, und Velasquez malte seine Hauptwerke. Aber erst die spanischen Bourbonenkönige, namentlich Karl III., entwickelten die Stadt Madrid. Danach ist sie wie fast alle eigenartigen spanischen Städte immer sehr revolutionär gewesen. In Madrid rührt es aber vom Stadtmenschentum her, das dem Boden viel weniger als dem Willen verhaftet ist, und das sich in so viel klimatische, gewerbliche und gedankliche Spannungen verstrickt fühlt.

XI

DIE MANTSCHA DES CERVANTES UND DAS LICHT

Es ist eine Steppenhochebene südöstlich von Madrid, in die vom Norden die Berge von Toledo, von Südwesten die Sierra de Alcaraz, vom Süden die Sierra Morena hineinzweigen und sich verlieren. Die Abhänge von Okaña im Nordwesten sind getreidereich; die Gelände von Valdepeñas im Südwesten bringen berühmte rote Weine hervor, außer-

dem Getreide, Hanf, Flachs, Esparto, Safran und Sodapflanzen. Im Westen bei Almadén liegen die großartigen und berühmten Quecksilbergruben, die schon von den Römern und Mauren ausgebeutet wurden. In Schiefer und Quarz eingeschlossen, wird das Quecksilber gediegen oder als Zinnober gewonnen. Es bildet 12 Stockwerke, von denen das unterste die Tiefe von 350 Meter erreicht. Der unterste Zinnobergang hat eine Mächtigkeit von 16 Meter. Tausende von Arbeitern werden in den Hütten und in den Destillationsöfen beschäftigt. Zur Zeit als die Fugger die Gruben gepachtet hatten, gab es dort viele deutsche Bergleute. Danach beuteten sie die Londoner Rothschilds aus. Auch die Fabrikation von Wolle und Leinwandwaren, von Seife und Leder ist in der Mantscha nicht unbedeutend. Geschätzt wird die Zucht schöner Esel und Maultiere.

Doch solche Fruchtbarkeit schmückt kostbar nur die Ränder der Mantscha des Cervantes. Diese selbst bildet eine glatte Hochebene, eine fast baumlose Steppe. Ihr Boden darft schrecklich rotbraun, verbrannt und salzig. Zistus und Thymian wachsen spärlich, und ihr Fluß Guadiana, der aus 15 Sumpfsen entspringt, um auf der Grenze zwischen Spanien und Portugal in den Atlantischen Ozean zu münden, fließt mit seinen Nebenflüßchen seicht, oft schlammigtrocken. Mitunter verschwindet er ganz und gar. Es ist nur ein Zeichen mehr von dem, was hier auftaucht und dort verschwindet. Ist es da? Ist es fort? Besitzt man es, oder ist alles nur Trug?

Inmitten armseliger Ackerfelder nächst den menschlichen Siedlungen sieht man Brunnen, woran Esel oder Maultiere im Kreise den Göpel ziehen, der das Ziehrad treibt, das das nötige Wasser herauf-

befördert. Oft staubt es rötlich, und die Dinge erscheinen wie in einer Feuerwolke unirdisch und phantastisch. Hier und da steht eine Windmühle; sie ist gar nicht holländisch frei und groß; kümmerlich klein ist sie. Aber im Licht sieht sie wie ein Feuer-rad aus.

Das Licht! Noch Ende Oktober flirrt es blendend in der Luft; der Boden scheint davon durchsengt wie ein Ofen von Weißglut. Das Licht ist Afrikas. Alle Gegenstände, mögen sie noch so verbrannt und verbacken sein, wirken nicht, als ob sie ihm ausgesetzt wären. Sie erscheinen als eine Schöpfung des Lichts, und das Saftgäader des kümmerlichsten Blattes wird durchsichtig und ein zauberisches Ornamentenspiel der Sonnenstrahlen. In einigem Abstand erfaßt das menschliche Auge diese Erde nicht mehr als wirklich bestehend, sondern als eine fabelhaft glitzernd gewobene Luftspiegelung.

Die Gegenstände verlieren ihre Sachlichkeit. Sie gewähren dafür der Phantasie die Kraft, die zaubervollsten Formen zu erblicken. Jene Schwere, jene Härte, die die Erde und alle ihre Werkzeuge in anderen, lichtärmeren Gegenden besitzen, bietet sich hier dem Auge nicht. Deshalb sind es auch nicht die Erde und ihre Werkzeuge, die das Urteil des Menschen bestimmen. Es urteilt vielmehr die vom Zauberlicht angeregte innere Phantasie des Menschen. Das äußere Auge ist Vermittler des Denkens.

Hier in der Mantscha befinden wir uns zwischen Nordlicht und Südlicht. Hier stieß der eigentlich europäische Mensch am auffälligsten in etwas ihm Fremdes hinein. Ihm war das Licht mehr Mittel zum Zweck als der reine Zweck. Mit den Augen maß,

unterschied und berechnete er die irdischen Erscheinungen. Auf Dinge, die im Licht erst wahrnehmbar werden, ging er im Denken zu, um sie erfassend zu beherrschen, nicht aber erfüllte ihn das Licht selbst, das die Dinge schafft und verändert.

Nun lebte dieser Mensch, der von den Keltiberern, Römern, Goten her Kastilier geworden war, besonders in dieser Gegend im afrikanischen Licht, das heißt in einer ihm wesentlich fremden Landschaft. Als abendländischer Christ atmete er in der fast morgenländischen Wüstensteppe, nachdem er sie erobert hatte; er erlitt sie fast als feindlich, und was er aus der Spannung zu ihr schuf, das liegt vor uns im Werke eben jenes Kastiliers Cervantes, dessen Romanheld, Don Quichotte, Windmühlenflügel für kämpfende Ritter hielt.

Nicht zufällig spielt seine Geschichte gerade in der Mantscha. Sie war für seine Gestalten, was der Boden für jede Blume ist. Hier erscheinen die Gegenstände, die Dinge, die Sachen unserer irdischen Notdurft, die uns anderswo das Leben so schwer machen, leicht und wandelbar aus rätselhafter Lichtmagie. Hier vollzieht sich sichtbar sozusagen die Entmaterialisierung der Materie. Der Geist als Licht herrscht schöpferisch über sie. Außer der größten Not des Lebens: Hunger und Durst, erscheint alles andere, was den Menschen so sehr niederdrückt: Speisemangel, Krankheit, Armut, Arbeitslosigkeit nichtig. Jener im Herzen verborgene Ehrgeiz Don Quichottes: Ich überwinde alles Leid der Erde, indem ich mir vorstelle, es bestehe nicht, oder es sei nur scheinbar, wird in der Mantscha Wirklichkeit. Deshalb ist Don Quichotte so glücklich; deshalb vermag er alles zu ertragen und sich jedem Abenteuer, jeder

Schwierigkeit so schrankenlos, so göttlich unbekümmert entgegenzustürzen.

Sogar der Liebe, denn den gewaltig aufregenden Gegenstand seiner Leidenschaft: die edle Dame Dulzinea von Toboso bildet er sich ja nur ein. Alles mit ihr zu tun, ist erlaubt, denn eine wirkliche Dame, die nein sagen, die sich entrüsten, die untreu werden, die verraten könnte, besteht nicht. Nichts wird diesem Ritter deshalb auch zur nordischen Tat, aber auch nichts zersprengt ihm das Maß der Seele.

Hingegeben an seine reine Vorstellung, bleibt der Mensch sozusagen vollkommen rein und sündlos. Denn nur die innere Einwilligung zur Sünde macht sündig. Bleibt der Mensch gleichgültig gegen alles Üble, das von außen kommt, und mißachtet er alle Not, so daß er innerlich unberührt davon bleibt, dann kann er äußerlich durch die größten Gefahren und Versuchungen gehen, ohne von ihnen erfaßt zu werden, ähnlich so, wie die Füße unberührt vom Schmutz bleiben, wenn sie ihn mit Stiefeln bekleidet durchwandern.

Wir nennen diese Ansicht, durch Gleichgültigkeit das Übel zu überwinden im Glauben, dann auch gegen die Sünde gesichert zu sein, Quietismus. In Spanien prägte man ihn, indem man ihn zum erstenmal empfand.

Nicht nur Don Quichottes Licht verzaubert den Menschen mit dem süßen, von irdischen Mißlauten gereinigten Wohllaut des Quietismus; auch Tirso de Molina ist voll davon, und die berühmte Gestalt des Don Chuan liebt nur so unersättlich, weil sie, erfüllt vom Ideal der vollkommenen Liebe, jede Art der irdisch tatsächlichen Liebe als nichtig immer von neuem erfährt. Von seinen zahlreichen Liebesaben-

teuern berührt ihn jedes nur insofern, als es durch immer neue böse Erfahrung seine innere Phantasie, seine Vorstellungsfähigkeit von allerhöchster, von allererhabenster Liebe, immer erneut entflammt.

Dieser Idealismus, der mit der Gewalt der Phantasie, die das magische Licht der südspanischen Landschaft speist, etwas für lebenswertvoll hält, was für uns nur den Reiz der exotischen Schönheit besitzt, ist ein eigenartiger wesentlich spanischer Mystizismus. Er beseelt die großen Werke der spanischen Kunst.

Am häufigsten findet man die Gegenfüßler zu den großen Lichtgestalten Don Quichottes und Don Chuans, jene, die sie auf ihren Abenteuern als „praktische“ Leute aus dem Volke begleiten: Santscho Panza als Knappe und Leporello als Kammerdiener. Beiden begegnet man auf allen spanischen Straßen, in allen Herbergen, in allen Versammlungen.

Santscho Panza, der Schatten Don Quichottes, ist so irdisch wie dieser himmlisch ist. Er ist kugelrund und ein Leckermaul. Was sein Meister verklärt, das genießt er. Doch ist zu bedenken, wie er sich als Materialist zeigt. Zwar mit einer Sauermiene, wenn er auf ein Essen verzichten muß, doch ohne wirklichen Groll. Komisch ergibt er sich den Begierden des Bauchs. Und diese Komik ist schon eine Art Distanz von der Gier. Auch er ist Schein vom Materialismus, weil er ihn komisch übertreibt. In der Tat ist er ein Volkstyp.

Und was Santscho Panza im Essen ist, das ist Leporello in der gewöhnlichen Liebe.

Diese vielen runden fetten Panzas hier im südlichen Spanien, das mit der Mantscha beginnt,

schmarotzen alle gern, und all die sehnigen, feurigen Leporellos lieben, wie die Panzas essen. Doch ebenso leicht entbehren alle, und die vielen Tagediebe, die noch zahlreicheren Bettler, sie alle sind mit innerster Fröhlichkeit nicht nur Verächter der Arbeit, sondern können ebenso Verächter der Magenbegierden und anderer Liebesleidenschaften sein.

Das ist ja der Kernpunkt des spanischen Niedergangs. Nicht fehlt es hier den Leuten an modern geistigen Gaben, an Verständigkeit, an flinker Einfühlung, nicht mal an der Fähigkeit zum Fleiß. Im Innersten ihrer Seele schätzen sie die Arbeit nicht; schätzen sie auch nicht das leibliche Wohlergehen als Ansporn zur Tätigkeit. Als Schatten des großen Don Quichottes gehören sie zu einer Sippe. Zu nichtig für ihre innere Seligkeit erscheint ihnen der Ehrgeiz, der wie bei uns eigentlichen Abendländern den gewöhnlichsten Arbeiter seltsam antreibt, danach zu streben, daß wenigstens sein Sohn etwas Höheres werde, als es ihm selbst vergönnt war. Diesen Ehrgeiz, der die Flamme für die Größe der abendländischen Völker ist, belächelt der Südspanier, wenn er ihn überhaupt begreift.

Die Basken und Katalonier tragen diese Flamme in sich. Deshalb sind sie die industriellen, die modernen Volksstämme Spaniens und als solche dem südspanischen, ja schon dem zentral kastilischen Wesen im tiefsten Sinne feindlich gestimmt.

Der kastilischen Soldaten- und Abenteurernatur gelang es zwar, ganz Spanien nicht nur von den Mauren zu befreien, sondern es für seine Sprache, also für seine gründlichste Herrschaft, zu erobern. Sie schuf in Amerika sogar große Reiche, die durch die Sprache, das mächtigste Mittel der Eroberer, noch

heute das Denken dieser zukunftsreichen südamerikanischen Staaten bestimmen. Doch im eigenen Lande mußten diese großgearteten Kastilier das Schicksal der Grenzvölker erleiden. In der ständigen Berührung mit der Wesenheit eines Landes, das zwar spanisch dem Namen, doch schon afrikanisch dem Boden und dem Lichte nach war, wurde ihre innere Einheitlichkeit gebrochen. Ihre abendländisch christliche Ansicht von der Nützlichkeit dieser Welt als Mittel für die jenseitige, wurde entweder quichottisch erhabene Verachtung des Materialismus, wie bei den großen Dichtern und Künstlern und Heiligen, oder, wie bei der Mehrzahl der Gebildeten, zu einem vornehmen, geistreichen und witzigen Skeptizismus. Er verhindert nicht gerade die Arbeit selbst; doch die große brausend dahinwogende Leidenschaft zur Tat, die ein abendländisches Volk groß macht, vernichtet er immer von neuem.

XII

TOLEDO, DIE GRENZSTADT

In den wüsten, öden, tiefwandigen Abzweigen der steinigen Toledanerberge, die man südlich in der Sonne aufbranden sieht, erhebt sich diese Stadt auf einem sich krümmenden Felsenhügel, den an drei Seiten der Tacho durch wildzerklüftete Schluchten umfließt. An dieses Flusses vorherigen und nachherigen sanfteren Ufergeländen breitet sich nordwestlich und nordöstlich die Vega, ein Gelände, wo allein Leben wurzelt und gedeiht. Nördlich buckelt sich die neukastilische Hochebene mit Feldern, die ohne die Göpelbrunnen ebenfalls öde wären. Der granitene

Baugrund der Stadt steigt und fällt und senkt sich an der einen vom Fluß nicht umarmten Seite terrassenhaft hinab. An den drei anderen Seiten ist es, als ob die Wasser des Tacho den Stadthügel von einer mit ihm ursprünglich zusammenhängenden Felsenlandschaft in vorgeschichtlichen Zeiten wildbewegter Naturkräfte abgestückelt hätten. An den drei Seiten der Stadt sieht man also in ein wechselreiches Panorama von jäh und furchtbar abstürzenden Wasserkehlen, die die Ufer des Tacho bilden. Darüber hinaus kuppelt und spitzt sich wiederum jene kilometerweite gebirgige Wüstenlandschaft, wo dünner gelbroter Sand die noch härtere Öde des nackten Gesteins kaum bedeckt und wo selbst Zistus und Thymian nur schwindstüchtig wachsen. Einige krüppelige Olivenhaine, die hie und da stehen, verstärken noch durch ihre Ärmlichkeit die Verlassenheit der weiten, weiten Umgegend.

Man erblickt eine maurische Burgruine; ferner eines der typischen dachgeschichteten spanischen Klöster, von Staub und Hitze versengt; verschiedene mauerumschachtelte Gehöfte auf und an den Höhen; dann tief im Tal des Tacho an einer geschützten Stelle eine Mühle, ein Elektrizitätswerk; endlich die sandigen, sonnendurchglühten Wege, die in schrecklich gewundenen Linien, ja im Zickzack des Blitzes von und an den Felsen hinab auf den zwei maurischen Brücken hochbogig über den Fluß führen — über den Fluß mit der Stille von Gewässern, die tief gründen. Schon das regt auf, weil es so fremd ist.

Diese furchtbare Wüstenfarbe tut weh, während die Wege, die sich hindurchschlängeln und sich so übersichtlich vor den Augen wie auf einem Bilde ausbreiten, durch ihre Form die Sinne bestürzen.

Es rührt kaum daher, weil hier sowenig von modernem Menschentum zeugt, das durch Eisenbahnen, Kanonen, giftige Gase kämpft; es berührt auch nicht so fremd, weil die einstigen Herren dieser Stadt mit Schwertern, Steinen, brennendem Öl sich verteidigten, in Burgen wohnten und Städte wie große Burgen errichteten.

Eine solche Burgvergangenheit romanischer oder gotischer Art ist uns allen wohlbekannt. Bei ihrem Anblick, sei es am Rhein, in Frankreich oder Nordspanien, wacht in uns etwas Verborgenes auf, und die romanische oder gotische Form spricht von jener Christlichkeit, die aus den verschiedensten Geschlechtern der tiefsten Vergangenheit eine einzige große und zeitlose Gemeinschaft in Christo bildet. Gerade das aber fehlt hier. Dies geheime seelische Band, das uns bisher auf der Reise mit allen Jahrhunderten geheimnisvoll und traulich sicher verknüpfte, hier zerreiß es, und unruhig steht die abendländische christliche Seele vor etwas Neuem.

Nicht wegen der gelben Farbe von Dingen, die wie gegerbt sind; nicht schon wegen der Kurven der Landwege und der Hufeisenform vieler Bogen in alten Kirchen oder Synagogen, an Brücken, an Toren, an Pforten, an Türen, an Fenstern; nicht deshalb nur, weil auch manche maurische Zierlinienverschlungenheit auf Wänden uns an Mohammed und seine Wüstensöhne erinnert. Schließlich nicht mal wegen einzelner Kirchen, die noch ganz moscheeartig gebaut und früher den Moslimen oder den Juden als Gotteshäuser dienten. Nein, dagegen predigen mit spanischem Pathos die mächtigen Zeugen der christlichen Zeiten, die Kirchen und Klöster, und vor allem die Kathedrale, die ein Lobgesang in

Farbe und Stein auf das katholische Glaubensbekenntnis ist.

Doch schon in dieser Kathedrale lauert die Unruhe. Sie ist aus Granit gebaut. Der innerliche Steinschmuck besteht freilich aus Kalkstein, Jaspis und Marmor. Sie ist fünfschiffig, umgeben von einem Kranze sehr geräumiger Kapellen — an die 40 — und mit halbkreisförmigem, doppeltem Chorumgang. 120,4 Meter beträgt die Länge, 59,13 Meter die Breite des Baus. Das Mittelschiff ist 30,5 Meter hoch und 13,4 Meter breit. Eng um sie herum schlingen sich steigend und fallend die Gassen. Eine Übersicht über das Äußere gibt es deshalb nicht. Von jedem Punkt aus erscheint eine neue Einzelheit. Man sieht eine Seite, die sich mit Strebebogen ab- und mit Fialen aufschwingt; man sieht die wunderbaren gotischen Pforten in Riesenmaßen mit reichstem Figureschmuck, die aber oben respektlos kühn in Renaissance- oder Barockformen enden; oder man sieht eine der herrlichen Fensterrosen; oder es zeigt sich der eine ausgebaute von den zwei Türmen viereckig maurisch mit zu sehr gewolltem modernen Spitzenschmuck; oder wir schreiten an einer langen, im tiefen Schatten liegenden finster hohen Mauer.

Im Innern aber wird man trotz des störenden, in der Mitte liegenden Chors von der Gesamtheit des Raums so jäh wie von einer Leidenschaft ergriffen. Zur Zeit des Sonnenuntergangs, wenn in der Tiefe sich die Schatten abgründig verknäulen, brennt in der Höhe durch die zahlreichen bunten und schönen Fenster das Licht in den Wald der Pfeiler auf die Steinfiguren so, als ob es die Flammenhelle über Finsternissen wäre. Unirdische, glühend verzückte Gesichter erscheinen. Ich kann nicht den Reichtum

an gotischen, renaissanceartigen und barocken Schönheiten, namentlich des Hauptaltars und des Chors, und nicht die zahllosen meisterlichen Bilder einzeln beschreiben. Es müßte ein Buch von leidenschaftlich großem Leben geben. Aber was hierhin gehört, ist der oft unorganische, jähe, grausam willensvolle Übergang von einem Stil in den andern und die schmerzlich tollen, barocken Übertreibungen, Eigenarten, die nicht allein die lange Bauzeit von 1227 bis 1493 erklärt, sondern meiner Ansicht nach auch die Spannung, die die Künstler vor der Landschaft, der Luft, den Sitten dieser Stadt schauerlich erlebten.

Sie spürten überall eine Grenze. War es die, wo die Ewigkeit beginnt? War es die unlotbare Tiefe, wo fremde Rassen sich umschlingen?

Etwas Willenhaftes, fanatisch Überhitztes kam in den Geist der Künstler und ließ ihre Arbeit mehr zum Willensakt als zum Werke werden, das sich harmonisch dem Ort und dem Licht anpaßte. Ihr Werk wurde nicht nur die Tat einer gläubigen Seele; es sollte Zeugnis ablegen, und sogar ein flammend predigendes Zeugnis von der Überlegenheit des Christentums über das Maurentum. Daher wohl auch der Eifer der Künstler, es den Mauren gleich zu tun. Ja, sie wollten durch die Fülle an figurenreichen, gotischen und renaissanceschönen Wandzieraten das arabische figurenlose Zierat übertreffen.

Selbst die einheitlicher gestaltete Spätgotik der ehemaligen Klosterkirche San Juan de los Reyes verrät durch die Behandlung der Wandzierate das Siegesgefühl des Christen über den Mauren; die zahlreichen Ketten christlicher Gefangenen an den

Außenseiten dieser Kirche künden schon stofflich davon.

Trotz dieser und vieler anderen so reiner, starker und schöner Zeugnisse des katholischen Christentums fühle ich mich in dieser Stadt nicht geborgen, denn inniger als das christliche wittere ich überall das maurische Element, obschon seit Jahrhunderten nichts rein Maurisches diese Stadt beherrschte.

Aber die Grundlage des Gewirrs der Straßen, der Gassen, der Plätzchen, der Tore ist in ihrer seltsamen Enge, worin sich die Steine so sonderbar „berühren“, maurisch. Berühren soll heißen: liebend anschließen, ja sich verranken, nämlich arabeskenhaft.

Wer im Sonnenlicht, das noch Ende Oktober so funkelt und glüht, daß dagegen unser Hochsommerlicht schleierhaftblaß erscheint, durch das Gassengeschlinge auf und ab geht, oder wer es abends im Laternen- oder Mondenlicht tut, erlebt gewiß, was ich mit arabeskenhaft meine. Die Häuser mit der geringen und unregelmäßigen Zahl von Fenstern, den hölzernen oder eisernen Gittern der Erker, den nägelbeschlagenen Toren zeigen sich als sparsam durchbrochene, aber seltsam verschwiegene Flächen. Sie werden durch das zauberische Spiel von gelbem oder rötlichem Licht mit lila oder violetten Schatten zu den Bändern eines ununterbrochenen reichen Zierats verwandelt. Es ist ein arabeskenhafter Fluß, der seltsam ergreift. Und da möchte man durch eine der Pforten in den Innenhof der Häuser treten oder sich unter einem der vergitterten Fenster niederkauern, um zu lauschen einem der orientalischen Märchen aus Tausendundeiner Nacht mit ihren oft grausamen, stets aber blütenhaft weich umspinnenen Schicksalen. Man kennt sie heute wohl

gar nicht mal mehr. Und trotzdem errichtet man sich das Haus wie die Mauren einst, mit den inneren Höfen, die im Winter gegen den Steppenwind, im Sommer gegen die Glutwogen der Hitze schützen. Längst nach Vertreibung der Mauren baute man noch in ihrem Stil, namentlich die Juden zur Zeit, als sie in Toledo geschützt wurden. Die Christen hatten die Sprache der Mauren angenommen. Unter sich sprächen sie wohl heute noch arabisch, wenn man es nicht 1580 verboten hätte.

Das alles wirkt erst so heftig und bestrickt dann so betörend wie die phantastische Blütenwelt eines fremden Zauberlichtes, daß man sich fragt: herrscht hier noch europäischer Geist?

Stets hat denn auch Toledo die furchtbaren Spannungen der Grenzstädte erlebt, d. h. solange es auch von den Bewohnern als Grenzstadt gefühlt wurde und die Rassen und Religionen sich auf der Scheide bewegten. Diese Zeit war aber bezeichnenderweise auch die Zeit seiner Größe.

Unter den Römern war die Stadt ähnlich wie Leon nur ein Festungskopf, schwer einnehmbar, der aber leicht die Heeresstraße der Hochebene bewachte. Wir wissen nicht viel mehr davon. Doch schon unter den Westgoten, die die Stadt dem verweichlichten Römertum abgewannen, entbrannten hier Kämpfe über Kämpfe, die für ganz Spaniens Zukunft entscheidend waren. Die Stadt bestand, wie alle Städte der Goten, nur kastenhaft, d. h. der Adel und der Priesterstand lebten von der Fron aller andern. Es führte zur Armut der Stadt und des Landes. Geblüht hat Toledo nur zu den Zeiten der Mauren. Da erreichte es außerordentliche Bedeutung in der Waffen-, Seiden-, Woll- und Teppichindustrie. 200 000 Ein-

wohner soll es gezählt haben. Der wahre Afrikanismus im Maurentum bildete da auch im Glauben eine Einheit mit der Landschaft, weshalb Zuversicht das Leben anspornte. Das Wesen des Christentums entfachte dagegen, und es tat dies gerade hier, Kräfte, die pessimistisch zum irdischen Dasein und also auch zu der Landschaft stehen. Sein Ziel war es, durch den Kampf gegen das Körperliche dem rein seelischen Ideal zur Alleinherrschaft zu verhelfen. Toledo ist auch in dieser Hinsicht eine Grenzstadt, wo sich arabisch-islamische und spanisch-christliche Art auf Tod und Leben begegneten.

Schon unter den Goten machte sich der Klerus, der aus den alteingesessenen Volkselementen hervorging, allmählich zum Kopf des gotischen Staates und Toledo zur Hauptstadt. Es geschah durch die Bekehrung des Königs Reccared, des Arianers, zum athanasianischen Glauben, später Katholizismus genannt. In Toledo glühte er afrikanisch und verzehrte alles Gotentum nach und nach. Mit fanatischer Selbstverständlichkeit übernahm unter dem Gotenkönig Wamba der Klerus auch die Pflicht zum Kriegsdienste. Daraus schuf er sich eine neue Waffe und ein neues Recht zur Vorherrschaft des Katholizismus und der Kirche. Lange Zeit hatten die Toledaner auch ihren eigenen Ritus, den gotischen, und Spanien hatte ihn mit ihnen. Erst unter dem Einfluß des nordwestlichen Erzbistums Santiago de Compostela, der Seele der ersten Kreuzzüge gegen den spanischen Islam, verbreitete sich der Ritus der Mutterkirche Rom nach und nach in Spanien. Stets aber bis auf den heutigen Tag werden in Toledo Messen nach seiner alten gotischen Art gelesen.

In allen Zeiten, wo Toledos Christentum vom

Maurentum nicht unmittelbar beschränkt wurde, bewegte es sich dennoch wie etwas, das sich noch gehindert fühlt. Von der Inbrunst nach Ausdehnung, nach Macht, nach Seelenherrschaft war es besessen. Dieses Toledaner Christentum erzwang durch den Staat schon zur Gotenzeit die gewaltsame Taufe von 90 000 Juden und die grausame Vertreibung von 200 000, die keine Reichtümer durch ihre Bekehrung zum Christentum zu retten hatten, und von denen die eine Hälfte nach Gallien, die andere nach Nordafrika flüchtete. Dasselbe Toledaner Christentum wurde Jahrhunderte später, als es sich gegen den Islam unter furchtbar leidenschaftlichen Kämpfen durchgesetzt hatte und ihr Erzbistum wieder die Primaskirche ganz Spaniens geworden war, jener Herd, dessen brünstig religiöse Flamme die spanische Bewegung zur christkatholischen Einheit der Halbinsel nährte. Von hier aus wurde unter den katholischen Königen die Inquisition gegen protestantische Ketzer befeuert und bis zur Vernichtung des allerletzten Irrgläubigen länger als ein Jahrhundert befolgt. Hohe Würdenträger, so die ehemaligen geistlichen Berater und Beichtväter Karls V., verfielen ihrem unnachsichtigen Gericht. Dieselbe grausam unerbittliche Glaubensflamme entzündete auch wieder die Scheiterhaufen gegen die Juden und schließlich auch gegen die unterjochten Anhänger des Islams. Dieselbe Flamme griff bis nach dem spät eroberten Granada über und reinigte dort entgegen allen Verträgen das ganze Land von den Resten des Maurentums und sogar der christlich gewordenen arabischen Elemente, der Moriskos.

So hat die Primaskirche von Toledo entweder mit dem Feuer alles Feindliche verbrannt oder mit dem

Schwert ausgetrieben. Die katholische Einheit der Halbinsel hat sie gesichert, so daß heute noch Andersgläubige wie Protestanten und Juden wohl in Spanien geduldet, doch nicht als gleichberechtigt mit den Katholiken anerkannt sind. Diese Einheitsbewegung vollzog sich auf Kosten der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit des Landes, denn sie vernichtete oder vertrieb gerade jene, die am regsten wirtschaftlich tätig waren. Dem christlichen Afrikanismus der Primaskirche von Toledo wird es auch zugeschrieben, das einst so rege spanische Christentum durch Furcht vor Verfolgung erstarrt zu haben, so daß es heute so innerlich gleichgültig erscheint.

Der Mann, der diese Verantwortung trug, war der Erzbischof Cisneros, wohl die hervorragendste Gestalt, die der spanische Klerus hervorgebracht hat. So unnachsichtig er gegen andere war, so heftig war er es auch gegen sich selbst. Sein Bild zu sehen, oder in Toledo nur an ihn zu denken, flößt Schauer ein, denn er glaubte, töten zu müssen, um vollkommener Christ zu sein. Viele Jahre hindurch leitete er nach dem Tode der katholischen Könige den riesenhaft gewordenen Staatskörper, und wenn Karl V. bei seinem Regierungsantritt ein noch zusammengefügtes Imperium übernehmen konnte, so war es seiner Klugheit zu verdanken.

Nach dem Tode dieses Kardinals endete der Kampf der spanischen Kirche um die Vorherrschaft. Doch nicht mit einem Siege, trotzdem die Kirche gerade zu dieser Zeit ihre höchste Macht zu haben schien. In Philipp II. zeigte sich mit Hilfe des Kulturideals des Humanismus und der Renaissance die Überlegenheit des weltlichen Geistes. Der König schuf sich in Madrid eine eigene Residenz. Der Humanis-

mus, der die Welt vom Menschen aus begreift, die anthropozentrische Weltanschauung, triumphierte.

Die künstliche Schöpfung Madrids wuchs und wurde allmählich groß. Toledo aber schrumpfte von Jahr zu Jahr zusammen und ist heute eine Stadt, die von Schutthaufen und Ruinen umgeben ist und ein einzigartiges Museum vergangener Herrlichkeiten darstellt. Es ist eine entspannte, wenn auch unter Wüstenstaub märchenhaft schön schlafende Grenzstadt.

Der Maler Greco aus Kreta empfand als Fremder die ersten Sterbenszuckungen und die letzten Spannungen als schmerzliche Überspannungen und malte sie. Maurice Barres, der französische Deutschenhasser, erkannte hier durch Greco die Stadt als eine Begegnung zwischen dem Tode und der Wollust. Der deutsche Kunsthistoriker Julius Meyer-Gräfe sekundierte ihm, und beider Schriftsteller rührige Reklame verhalf Greco zum Moderuhm und machte Toledo zu einer Fremdenstadt, wo aber kaum ein Hotel europäisch modern ist und kaum eines das leistet, was man den geforderten Preisen gemäß erwartet.

XIII

VALENZIA, DIE BLÜTE DER GARTEN

Ich müßte im blumenreichen Stil der Araber über diese Stadt schreiben, wenn ich ihrer geheimsten Reize gerecht werden wollte. Schon die nüchternen Römer wurden hier poetisch, denn ihr Volksmund bezeichnete die Stadt als ein Stück auf die Erde gefallenen Himmels.

Mich verbindet mit der Stadt ein tiefes Erlebnis. Hier stießen meine seelischen Fühler zum erstenmal tastend und bestürzt in jenes Reich des Geistes, das in fast allen Mittelmeerländern mehr oder weniger sichtbar wird, und das ein Reich rätselhafter Gnade ist. Wenn seine Menschen mal etwas unternehmen, dann gelingt es schön. Unter ihren kleinen feinen Händen, die bei den Frauen in mancher Gebärde schön wie Blüten sind, rundet sich alles zum Zauber der Vollkommenheit. Sie kennen nicht die nordische seelische Unruhe; nicht jenes faustische Element, das sich als Knecht fühlt, wo es beharrt. Ihnen ist nichts im Grunde fragwürdig. Die Qual zu verbessern, zu erziehen, zurecht zu schmieden, zu stützen, und danach trotzdem das Vollkommene nur traumhaft zu ahnen, das Werk aber stets nur als Bruchstück und als eine rissige Leistung vor sich zu finden, bleibt ihnen erspart. Ein Kainszeichen tragen ihre braunen Stirnen nicht. Keine titanische Konzeptionen bedrängen sie; höchstens gestalten sie kaum bewußt in der Selbstverständlichkeit von Abels Opfer etwas Großes, was nur wir als titanenhaft empfinden. Unseren Gram, nur Halbheiten gestalten zu können, mögen die Besten unter ihnen als eine verzweiflungsvolle oder trotzige Gebärde aus unserem nordischen Chaos (der Hölle) spüren und sich erschauernd davon abwenden. Aber sie selbst rühren die Hände kindhaft unbekümmert und sind wie ihre Natur.

Wie kommt es nur? fragte ich mich aufgewühlt. Und ich sah immer wieder das Licht aus ihrem Himmel auf die Erde fließen, schwieg und erlebte, wie die Gnade ohne Unterlaß aus den kristallischen Höhen flutete und schuf. So sehr enthält das Licht

das Geheimnis auch des Geistes, und wer dieser Heimat treu bleibt, ist geborgen.

Auch das erfährt man hier, denn viele Valenzianer lassen sich vom fremden Nordlicht trüben, und was sie gemäß den schweizerischen Straßenbahnen und den amerikanischen Autos neu bauen, trägt etwas von der Maßlosigkeit nordischer Städte an sich.

Die Menschen von hier haben Körper, deren Teile vollkommen im Ausgleich schweben. Und ob sie weiße Hanfschuhe, weite blauleinene Hosen, rote Leibbinden, kurze Sammetjacken, dunkle Kopfbinden und die Frauen im Haarzopf die prächtige Radnadel oder den hohen Schildpattkamm oder die dreieckige gesteierte Pieza tragen; oder ob sie in Lumpen gehen, es ist gleich; denn in jedem Kleid sehen sie für mich aus, als wären sie aus den Gemälden großer südlicher Maler ins tägliche Leben gestiegen. In all ihren alltäglichen Gebärden behalten sie die königliche Schönheit, die uns im Norden als ideale Vision des Künstlers erscheint. Kein Ideal, kein nur innerlich gesehenes Bild schufen die Künstler des Südens, als sie Menschen malten. Sie waren in der Darstellung von Menschen nur Nachbildner der Wirklichkeit. Ihre Idealität war die Komposition; diese war die innere Sicht seelischer und geistiger Zusammenhänge, die sie durch große Stoffe gestalteten. Die Künstler als Former schick-salbildender Ideen vergehen mit den mächtigen Spannungen, die eben diese großen Ideen im Volk erregen und es zu gewaltigen Taten und zur geschichtlichen Geltung entflammen. Die Menschen hier im Süden aber bleiben auch ohne große Vertreter in Kunst, Wirtschaft, Politik, Krieg das, was sie auch im triebhaft niedrigeren Grade unbe-

kümmerten Lebens sind: Gestalter von Vollkommenheiten in Alltäglichkeiten. Den Pflanzen gleichen sie, deren Maßverhältnisse von Stempel und Blüte architektonisch feiner und schöner sind als die Pflanzen unserer nordischen Himmelsstriche. Den Tieren gleichen diese Menschen, denn auch die Tiere hier, die Schafe, die Ziegen, die Esel, die Pferde, die Ochsen und die Stiere sind in den Maßen nicht wie bei uns verzüchtet und fast verkrüppelt. Schön sind sie, und die Esel, die am nichtgeschorenen Unterleib die Haare vom vielen Staub wie Zapfen hängen haben, schreiten frauenhaft anmutig trotz der Quälereien, die sie hier erleiden, trotz der großen Lasten, die sie schleppen oder auf Karren ziehen müssen. Die gewaltigen Ochsen, die am Strande die Fischerboote in das sanft abfallende Meer hinein und heraus ziehen, tragen auf ihrer hornbewehrten Stirn fast heiter das Geheimnis ihres Schöpfers.

Diese Gnadenlandschaft umrahmt keineswegs die Schönheiten feiner und bedeutsamer Küstenlinien; auch besitzt sie nur wenige nicht sehr gute Häfen. Das Hinterland begrenzen hügelige kahle Höhen, nur bewachsen mit Ziststräuchern und Espartogras. Nördlich geht es in das gebirgige, vielbewegte Katalonien über, südlich in jenes eigentümliche Gebiet von Murzia, das blei- und silberreiche, das dem heißen Atem der Sahara ausgesetzt scheint. Gegen Mitte Juli überfällt es ein Hitzenebel, die Calina, unter dem alles, was nicht sehr gut bewässert wird, verdorrt. Da ist dann der Himmel schwer und blaugrau wie glühendes Blei. Sonne und Mond gehen blutrot auf, und nachts blinken die Sterne fahl. Berge, Bäume, Menschen, Tiere und Pflanzen er-

scheinen als geisterhafte Figuren heißer Luftspiegelungen. Blut und Säfte in den Kreaturen kochen, und alles erleidet das Feuer der Sonne wie vom jäh gezückten, fanatisierenden, apokalyptischen Flammenschwert.

Dies silber- und bleireiche Land nahm im Altertum jene Neid, Haß, Krieg beschwörende Stelle ein, wie lange Zeit im kleineren apokalyptischen Maße Kalifornien, wo nur Menschen, nicht aber ganze Volksstämme unter dem Flammenschwert ihr Schicksal erfüllten. Murzia aber war das Raub-, Schlacht- und Totenfeld für Iberer, Phönizier und Karthager (Hannibal finanzierte aus der Ausbeute der Silbergruben seine Kriegszüge gegen Rom). Danach raubte und blutete dort das tückische, treulose Rom; danach die Byzantiner, die Goten; nur die Mauren kamen wie die Abgesandten eines gütigen Gottes; doch sie stießen auch hier auf den Tod, denn stets drohten die Seeräuber vom nordafrikanischen Rif.

Diese südlichere Provinz war die Norne für die nordöstliche Schwester Valenzia.

Zwischen diesem südlicheren Flammenschwert Murzias und der Mondsichel des nordöstlich klarluftigen Kataloniens, die zum Wechselgetriebe anfeuert, streckt sich heiß und sehnig der kupfrige Leib des valenzianischen Gebiets in Teilen, wovon die meisten den berühmten Garten Spaniens bilden. Seine Sonne ist wie ein Heiligenschein; doch wurde ihr Schicksal mal von der südlichen Norne Murzia, mal von der nordöstlicheren Pythia her bestimmt.

Das Wasser der vielen Küstenflüsse wird während der kurzen Regenzeiten in Berieselungskanäle geleitet oder in Seen gestaut. Mehr als ein Fünftel des Landes wird künstlich bewässert nach einem System,

das noch aus der großen maurischen Zeit stammt. Heute noch werden in Valenzia vom Glockenturm der Kathedrale die Wassergebezeiten bekanntgemacht. In den Alluvialebenen, den sogenannten Huer-tas, wachsen Mais, Zwiebeln, Reis. Weite Weizen-fluren tönen in der Reifezeit die Gegend ockergelb. Orangenpflanzungen tragen im März-April goldgelbe Kuppeln vor Fruchtbarkeit. Alles ist so eintönig farbig und brodeln in stiller wucherischer Üppigkeit. Kräftige Düngemittel treiben noch an, und so er-staunt das nördliche Auge vor dem raschen Ernte-segen.

Die verschiedensten Getreidearten wechseln schnell mit Gemüse und Futterkräutern. Luzerne kann an die 10 bis 17 Male im Jahre geschnitten werden. An der schilfigen Albufera, dem 22 km langen, von Wasser-vögeln und mannigfachen Fischen belebten Strand-see, dehnen sich Niederungen aus, wo man im No-vember Weizen sät, der im Juni reift, wonach man den Acker einfach umbricht, Reisstauden hineinsetzt und ihn überschwemmt. Nach dem Reis baut man noch Gemüse oder Futterpflanzen. Im Winter, von Dezember bis Mitte Februar, überzieht eine Art Gänseblümchen das Gebiet weithin. Und das ist der Schnee, der hier die Augen bezaubert.

Auf den höher gelegenen Feldern sprießen, wenn gut gewässert wird, Gerste, Hülsenfrüchte, Wein, Kartoffeln zu einer nicht minder schweren Ernte. Auf dem tertiären Kalkboden läßt dasselbe Gnaden-licht Oliven, Feigen, Johannisbrot zur lachenden Fülle gedeihen.

Im Hochsommer sind die Flüsse fast ausgedörrt, bilden Rinnsale, die gleich verkalkten offen ge-brochenen Adern den Erdkörper durchziehen. Bei

Valenzia im Strombett des Guadalaviar sah ich dort ein Stadion für Sportspiele bauen und an anderer Stelle Zigeuner des ganzen spanischen Südens ihren Reichstag abhalten. Im weiteren Lande dienen diese ausgedörrten Adern zum Verkehr mit Eseln und Maultieren.

Die Hauptstadt dieser Gartenlandschaft ist ihre Blüte. Nichts mehr, nichts weniger. Ihre Geschichte ist der Kampf um den Gartenschlüssel und die Sorge um die Pflege dessen, was die Menschen ernährt, bereichert und verschönt. Die Araber nannten sie die Stadt der Freude; bei ihrem Abzug klagte der Volksmund:

Je schöner sie erscheint, um so größer der Schmerz von ihr zu scheiden.

Valenzia, o Valenzia! Möge Gott dir beistehen.

Karthager und gewiß vorher auch die Phönizier vom nahen, silberreichen Murzia her, strichen durch die Gegend, mischten ihr Blut mit dem der berberisch-iberischen Ureinwohner, der Edetaner. Die Römer gründeten eigentlich die Stadt. Doch sie hinterließen kaum Spuren. Die Mauren erst schufen aus dem Lande das heutige Paradies. Sie verpflanzten hierhin ihre orientalische Art, alles im kleinen zu bebauen und zu gestalten, eins ans andere zu reihen, so lange, bis daß es fast von selbst zu jenem Teppich wurde, der so farbenprächtig die Unendlichkeit Gottes ausstrahlt. Als der große Gärtner nicht nur zur Zucht von Futterpflanzen, Getreide, Gemüse, Obstbäumen, sondern auch von Menschenart und Sitte erschien der arabische Mohammedaner. Seine Sä-Gebärde schwingt heute noch von den Feldern bis an den schönen Bogen der Horizonte. Seine Lebensweise singt noch im Blut seiner christ-

lichen Nachkommen, und der Klang Valenzias ist eine orientalisch bestrickende Melodie.

Dem Auge des deutschen Reisenden bietet sich eine Stadt dar mit scheinbar unzähligen weißbekalkten Häusern unter niedrigen Dächern von graubraun gerösteten Dachpfannen, die im Wandel von Licht und Schatten malerisch erfreuen. Selbst architektonisch sind sie schön, wenn man unter Architektur nicht den äußeren Schmuck des Hauses durch Säulen, Balkone und Erker versteht, vielmehr die reine Architektur, also das Verhältnis, wodurch vier Mauern mit Tür und Fenstern und Dach ein Haus, und in dem Hause ebenso je vier Mauern Räume bilden, aber alles so, daß es das Auge entzückt.

So entzückt hier fast jedes Haus. Schön verhält es sich auch zum Nachbargebäude. Weiter in der Stadt trägt fast ein jedes Haus Balkone, worüber, der Sonne wegen, weiße Vorhänge fallen, die sich immer etwas bewegen, denn immer weht hier etwas Wind vom nahen Meere her.

Im Zentrum der Stadt gibt es höhere Häuser, modernere, weniger schöne, doch ausgestattet mit pomphaften Balkonen und Kuppeln, die die hitzige Maßlosigkeit europäischen Erwerbssinnes verraten. Die vielen Kirchen sind freilich wie die alten Häuser gebaut, d. h. nach deren Grundplan, etwas Schönes zu sein durch Mauer, Dach und Pforte. Diese Kirchen sind äußerlich fast nur Mauer und Dachwerk. Das Dachwerk schichtet sich schräg auf, teilt sich mansardenhaft und wird durch Kuppeln unterbrochen, die mit grünen, blauen, grün-goldenen oder braungoldenen Majolikapfannen bedeckt sind, denn in der Nähe Valenzias ist der Ort,

wo man diese Majolika seit Jahrhunderten herstellt, immer mit feinstem Geschmack. Die Mauern dieser Kirchen haben meist nur eine Öffnung, den Eingang. Herrlich sitzt er in der Fläche und ist oft mit reichem gotischen oder barocken Bildwerk geschmückt. Solche alten Kirchen mit ihren maurisch eckigen schlanken Türmen, oft auf dem Boden ehemaliger Moscheen errichtet, tragen im Innern Formen aus der Zeit der Gotik, der Renaissance und der verschwenderischen spanischen Barocke.

Die gotische Kathedrale, la Seo genannt, ist schön und reich an Einzelheiten im Innern und Äußern. Doch der arabische Geist hätte solche Einzelheiten schon als kleine Selbstverständlichkeiten geschaffen, so daß sie dann von selbst zueinander paßten. Die verschiedensten christlichen Baumeister aber vermochten die reichen Teile zu einem Ganzen weder zu verbinden noch zu ordnen. Es ist, als ob der Geist der Landschaft sie gehindert hätte. Die Kathedrale wölbt sich als ein dreischiffiges Landhaus mit einem achteckigen Kuppelturm, luftig und mit großen, schönen Maßwerkfenstern. Die Apostelpforte schmückt ein alter Figurenkranz so innig wie ein Rosenkranzgebet. Das Haupttor jubiliert. Seine Steinornamente winden sich in flammender spanischer Spätbarocke auf bis zum Dachfirst, inmitten der asketisch kahlen Mauerfläche. Daneben erhebt sich makellos rein der gotische Glockenturm Migueleta.

Von seiner Höhe aus gesehen schlängeln sich schmale Straßenbänder dem Bogen des Flusses zu; schlängeln sich dunkel zwischen den christlichen Kirchen mit den buntfarbigen Kuppeln und zwischen den hellen Wohnhäusern, worauf öfters Tauben-

türme aus Bambusrohr ragen, von den schönen Tieren umschwirrt. Plätze mit hohen Palmenkronen tauchen wie Oasen auf, und große Lustgärten borten das jenseitige Ufer des Flusses. Diese Gärten sind nicht so zierlich aufgeteilt wie die von Sevilla; großlinig sind sie angelegt und eigentlich schön nur durch die fabelhaft reiche Blumenpracht bei Festen und wegen der phantastischen Sonnenuntergänge, die man von den Anlagen aus die Stadt umfächern sieht.

Der Blick schweift vom Turm hin und her. Er läßt sich gefangennehmen vom bunt wimmelnden Marktleben eines malerisch orientalischen Platzes. Weiße Zelttücher schimmern. Die gotische Seidenbörse mit ihren Zinnen aus Königskronen steht an diesem Platz. Im Geiste sehe ich wieder die Kühnheit und Eleganz seines Saales, den acht spiralförmig gewundene Säulen und zwölf ähnliche an den Wänden zum wunderlichen Baldachin für die Geschäfte der Bauern und Händler machen. Die Universität, die schöne Tabakfabrik erkennt der schweifende Blick. Weiter läuft der Blick zum eckig gewürfelten Hafentort Grao und nach dem Hafen selbst, wo ausgeführt wird, was dies Paradies der weiten Landschaft im Überfluß erzeugt. Bis zu den Bergen von Benicasin, dem Burghügel von Sagunt, über den silbrig blauen Strandsee der Albufera hinaus bis zu den Bergen von Alikante wogt sichtbar die Gnade der Fruchtbarkeit.

An derselben Stelle stieg der Bandenführer Cid auf den alten Moscheeturm, der früher den Platz des gotischen einnahm. Er bestieg ihn, als durch ihn zum erstenmal die Stadt den Mauren entrissen worden war. Hier sättigte sich seine nach der Weite

eroberungshungrige Seele. Hier war er einen Augenblick allein; er war im Kampf sowohl gegen die christlichen wie die mohammedanischen Fürsten vom gewöhnlichen Ritter zum König von Valenzia aufgestiegen, allerdings nicht nur durch außerordentliche Tapferkeit und ebensolches Glück, sondern auch durch Treubrüche, Verrätereien und Grausamkeiten, die selbst für diese Zeiten maßlos waren. Was dachte er von der Aussicht des Turmes aus? Wendete er sich bald ab vom Paradies? Schaute er, schon von neuem Hunger erfaßt, hinaus auf die fein wie maurische Seide blinkenden Gewässer des Meeres? Träumte er, kaum daß er hier Fuß gefaßt hatte, von Eroberungen jenseits des Mittelmeers in Marokko, dort, wo seine späten Enkel, die heutigen Spanier, sich so mühsam dem neuerwachten Maurentum gegenüber behaupten? Nur einige Jahre sollte seine gewaltsame Macht sich in Valenzia halten. Ebenso mußte seine kühne Gattin das Königreich einige Jahre nachher verlassen. Nordafrika hatte diese Kastilier schnell vertrieben. Doch auch später, als Valenzia längst von stärkeren kastilischen Heeren unterjocht worden war, erhoben sich hier, als Karl V. seine absolutistische Herrschaft antrat, erst für ihn und gegen den angesessenen Adel und dann auch gegen sein Königtum die Bruderschaften aller Gewerbe, die sich nach alter nordafrikanischer Überlieferung gebildet hatten. Eine Weile bedrohten sie ernstlich den Bestand der kastilischen Oberherrschaft. Als sie erlagen und grausam vernichtet wurden, erlosch äußerlich die letzte Spur Nordafrikas in Valenzia, doch im geheimen wirkte es durch sein Klima, seine Winde, ja seine Erde fort. Kein Eroberer vermag

diese Kräfte zu zerstören. Afrika schläft zwar in Valenzia, aber lauernd.

Die Stadt der Fruchtbarkeit heißt nach ihrem ersten christlichen Eroberer Valenzia del Cid. Ob sie diesen Namen nicht doch wohl wie ein Omen vom Kommen und Gehen des Nordens nach dem Süden und des Südens nach dem Norden verhängt bekam?

Ein Windstoß weht einen Dufthauch von der Stadt zu mir wie aus einer geheimnisvollen süßen Blüte, einen Duft von etwas, das sich nicht ewig halten läßt, das aber deshalb nur um so betörender bezaubert.

XIV

IM SCHATTEN DER PALME

Noch in Madrid erschien mir die Palme als ein Ziergewächs, das man als Europäer mit Vergnügen in den Parkanlagen und Alleen sieht. Je mehr ich mich aber dem Gestade des Mittelländischen Meeres näherte, desto deutlicher trugen diese Bäume des Lichts ihre Kronen als natürliche Gewächse des Bodens. Stärker empfand ich aber auch jene Traumhaftigkeit, die mir zuerst die Oasenstadt Toledo mit ihrem seltsamen ornamentalen Spiel vom Licht und Schatten einflößte. Dort zauberten mir die Ecken und Winkel, die Flächen und Spitzen, die Zickzacke und Bogen Gesichte von märchenhafter und grausamer, von stolzer und fatalistischer Lebensweise in Liebe und Arbeit vor die erregten Sinne, und ich empfand sie fremd, unheimlich und unbegreiflich. Und so geht es mir mit dieser Landschaft der hohen Palmen,

der bizarren Feigenkaktushecken, der Agaven. Bizarr leben diese Agaven, deren riesige hellgrüne Blätter wie gebogene, mit Zacken bewehrte Schwerter aussehen, und deren Blütenschäfte baumhoch sprießen und ihre Blütenzweige wie die Arme eines lichtumfunkelten Kandelabers tragen.

Der silbrige Olivenbaum, der Apfelsinen- und Zitronenbaum, und selbst der strauchige Granatbaum gleichen, wenigstens äußerlich, durch ihre Form und ihr Maß unseren Obstgewächsen. Auch ihre Früchte sind noch Schwestern zu den unserigen, wenn auch nur festtägliche. Die Palmen aber und nun gar die Bananen sind Gebilde einer noch weiter entfernten Zone. Ihre Maße und ihre Form im Wuchs, Blüte und Frucht befremden. Man kann sie wie etwas Exotisches genießen, doch sie reifen nicht in unserer Sonne, und sie nähren nicht unseren Leib, und deshalb sind sie uns nicht lieb. Vor ihrer Gestalt erwacht in uns nichts von dem, was sonst wohl ein Birnen-, ein Apfel-, ein Kirschbaum aus unserer Kindheit aufwecken mag. Nichts Körperliches und darum auch nichts Seeliches verbindet uns mit der Palme. Daher ergreift uns in ihrer Landschaft die Unruhe der wahrhaftigen Fremde, und mit dem scheuen Gefühl des Eindringlings, der das Heiligtum einer fremden Erde betritt, wandeln wir in ihrem Schatten.

In Alikante, römisch Bicentum und arabisch Le-kant und dann Alkant, gibt es eine 600 Meter lange Doppelallee von Dattelpalmen. Viele darunter sind 8—10 Meter hoch. Ihr Stamm bildet sich aus den Schößen der Blattstengel. Er preßt sich durch das Gewicht der Krone um so mehr nach unten, je höher er in die Luft steigt. Dadurch wird der Blattstumpf

narbenhaft zu einem Zackenornament. Schlank, biegsam und doch mächtig erhebt sich dieser ornamentierte Säulenschaft in die blaue Luft. Er trägt eine Krone aus eingeschlizten weit sich biegender Wedeln, die im leisen Winde sich bewegen, grün glitzern und im Zauber des Lichts als springbrunnenhafte Strahlengestalt dieses Lichtes erscheinen. Es ist November, und da hängt ihnen in der Kronenwurzel der Schmuck der Fruchtbarkeit: eine schwere Riesendolde voll von unzähligen Datteln, die knallgelb aus dem schattigen Grün der Blätter leuchten.

Diese Palmenallee läuft längs der silbrig blauen Bucht. Sie gibt dem Hafentädtchen Alikante, das 50-60 000 Einwohner zählt, trotz der europäischen Dampfer, deren Schornsteine und Masten ragen, trotz der etwas abseits an der Bucht liegenden Baumwollfabriken, Leinenwebereien sowie einer großen Tabakfabrik, trotz der vielen modernen und spanisch barocken Häuser, trotz der lieblichen Sauberkeit und idyllischen Eleganz der offenen Läden einen Schimmer, ein rätselhaftes Lächeln, das orientalisches ist.

Der gelbe kahle Bergfelsen, der sich mit einer jener unheimlich zackigen Maurenburgruinen gerade hinter der Palmenallee erhebt, tönt im Licht. Er trägt hinten auf seinem seichteren Abhang die alte Stadt, die gerade so mauerhaft geschlungen ist wie seine alte Burg. Häuser reihen sich dort, die weiße Steinhütten sind, wovon jedes nur einen mit vielen Heiligenbildern geschmückten Raum hat. Eine vier- bis fünfköpfige Familie haust in jedem. Es sind Hauskästen mit dunklen Löchern. Sie gleichen Bienenstöcken und beherbergen Haufen dreckiger aber glücklicher Kinder und Scharen lumpenhafter

aber schöner Mädchen. Abends oder an Festtagen sind die Mädchen schön gekleidet. Ihre Mütter führen sie aus. Die Fischer geben ihren Gewinn für sie aus und spielen auch mal erhabene Nichtstuer.

Die weiter hinten aufsteigenden Berge sind, wie die ganze Provinz, sehr fruchtbar. Man gewinnt hier den berühmten ganz dunklen Alikantewein, dessen Anbau Karl V. begründete, indem er Reben vom Rhein bringen ließ. Weiter werden Maulbeerbäume für Seide sowie Mandel- und Apfelsinenbäume als auch Rosinen gezogen. Aus Esparto werden Schalen, Tragkörbe, zierliche Geflechte aller Art hergestellt.

Alikante mit seiner von zwei Vorgebirgen eingefassten Reede und seinem Hafen, der einer der am besten geschützten und weiträumigsten des Mittelmeers ist, wurde von allen Mächten, die die Gegend begehrten, stets heiß umstritten, ohne jemals eine zentrale, überragende, schicksalsbestimmende Größe gehabt zu haben. Auch bildet es sprachlich und landschaftlich einen Teil des größeren, bedeutungsvolleren Gebiets von Valenzia.

Alikante hat Hotels, die ziemlich das bieten, was die Menschen des Nordens nötig haben; das Essen ist vorzüglich und die Preise mäßig. Da auch der Winter meist Güte bringt und man im November noch baden kann, möchte man hier gern einige Wochen verbringen. Alikante könnte ein preiswerter schöner Winteraufenthalt für viele Deutsche werden, wenn es nur nicht so unbekannt wäre. Die Küsten mit ihren Gebirgen östlich und westlich von Alikante sind von einer Feinheit im Schwung, von einer Größe in den Verhältnissen, von einem plastischen Reichtum in den Formen, wie selten Küstengebirge des Mittelländischen Meeres. Ihre Lichtmäntel tragen

die Farben arabischer Märchen, und in ihrem Schweigen empfindet man das Lächeln ihres Schöpfers. Mit den Schiffen, die auftauchen und verschwinden, möchte man vom reichen Wandel der Erde träumen. Beim Anblick des Meeres, dessen kristallisch grüne Wellen den feinen Sandboden ähnlich ornamental wellen, wie die Sonne die Palme wachsen und Schatten werfen läßt, weitet sich die abendländische Seele. An ihrem Horizonte tauchen Reiche auf, die wegen ihrer Unbegreiflichkeit uns tiefer als das Heimatliche mit Gottes Geheimnis durchschauern.

XV

ELTSCHÉ, ODER STADT AN DER OASE

Nicht weit von Alikante und nicht unmittelbar am Meer, sondern etliche Kilometer ins kahlgebirgige Land hinein wird ein afrikanisches Oasenbild zur Wirklichkeit.

An den barocken wüstenartigen Ufern des im Sommer fast ausgetrockneten Fließchens Vinalopo, worin gelbwollige Schafe herumkrabbeln, wodurch schwerbepackte Eselreihen mit Glockengebimmel ziehen und worüber eine Brücke ihren alten zerbröckelten Bogen in geisterhafter Lichtflut schwingt, liegt 60 Meter hoch ein weißes Städtchen. Es hat über 4000 flachbedachte, meist niedrige Häuser, worin sich wenig Fenster nach außen öffnen. Viel mauerhafte Flächen umpanzern sie. In maurisch eckigen Kurven verschlingen sie sich rebusartig und geheimnisvoll. Aus bogigen Toren versteckter Höfe kommen

auf Eseln fast semitische Männer in schwarzen oder blauen Kitteln. Aus den tuchverhangenen Dielen der Hauskästen, die freundlich mit Blumen und Heiligenbildern geschmückt sind, treten junge Frauen und Mädchen, die den Tonkrug auf der Hüfte oder auf dem Kopfe in entzückendem Linienflusse tragen. Am Brunnen eines Plätzchens, den kleine Fächerpalmen umgeben, drehen sie an einem Rade Wasser hoch, füllen ihre Krüge, schwatzen, und man glaubt einem biblischen Auftritte beizuwohnen. Einige Straßen laufen gerade, lang und weiß. Es durchschneiden sie andere, engere, wo die Schatten blauen. Die Firsten der Kirche Santa Maria leuchten gelb, die bildhaften Steinornamente einer frühbarocken Pforte jubilieren, denn so kühn und schön sind ihre Linien.

Sie jubilieren wie das funkelnde Licht und künden hier, daß Christen dies wüstenheiße Land eroberten. Von schweren Rassenkämpfen, die längst verhallt und vergessen sind, erzählt auch die Burg Calandera, deren hohe Mauerfläche plötzlich auftaucht und deren Gewaltigkeit verödet, weil sie weder sterben noch leben kann. Bei der Belagerung dieses Städtchens kam Hamilkar, der Vater Hannibals, um, und bei einer späteren Belagerung durch die Mauren von Granada sollen hier zuerst eiserne Kugeln mit Feuer geschossen worden sein.

Man läßt sich durch die Straßenzüge wie an Bändern in ein Viereck geleiten. Kühle strömt von dem kleinen Baumgarten, der um ein Musiktempelchen steht. Dattelpalmen, Sagopalmen und Phönixpalmen, groß, üppig und phantastisch, lassen ihre grünen Häupter glitzern neben dem lang herabwallenden Spitzenlaub des Eukalyptus. Näher am Boden wuchern hohe Sträucher mit roten Kelch-

blumen; an einem kleinen, großblättrigen Baume hängen trompetenartige weiße Blüten.

Auf Bänken sitzen junge und alte Leute, schwätzen oder schweigen mit brennenden Augen. Kinderscharen, lauter braune Engelsköpfe, buddeln und springen. An einer Seite finden wir Kaffeehäuser mit kleinen Tischen davor und Stangen darüber. An den Stangen zieht man Tücher über die Straßen, wenn zuviel Sonne darüber liegt. Dort trinkt man in Gläsern den guten Kaffee der heutigen Spanier, mit oder ohne Ziegenmilch. Wasser steht in Tonkrügen auf den Tischen. Bevor wir unseren Kaffee schlürfen, kosten wir von den Datteln, die in den ersten Tagen dieses Novembers geerntet wurden und die wir für einige Kupfermünzen auf einem Markte kauften, der orientalisches bunt war.

Diese braunen, duftigen und weichen Datteln fanden wir hier, wo sie reiften, gerade weil sie hier reiften, merkwürdig und fremd. Dieses braune Fruchtfleisch um einen Kern, der einen länglichen Schnitt trug, schien reif zu werden, indem es verging, indem es fast weich zerschmolz. Die Fremdheit der Gegend ergriff uns wiederum rätselhaft, neugierig und heiß.

Lange waren wir in dem berühmten Palmenwalde, worin unmittelbar die Straßen des Städtchens liefen und verliefen, herumgestrichen. Einhundertfünfzehntausend Dattelpalmen stehen dort auf schwindelig hohen und schlanken Schäften mit dem Fuß im Wasser, das künstlich hergeleitet wird. Ihre herrlichen Wedel, die am Knollen riesige gelbe Fruchtdolden tragen, wiegen sie im Feuer der Sonne, wie der Araber sagt. In ihren Kulen oder Gräben, worin

sie wurzeln, war zwar kaum Wasser, als wir sie besuchten, doch für ihre Größe und Schönheit mußten sie viel, viel Wasser getrunken haben. Sie stehen in zwei Reihen nebeneinander, und diese Reihen bilden Rechtecke, worauf Granitbäumchen und darunter wieder Futterkräuter und Gemüse wachsen. Mitunter bedeckt das Rechteck auch die gelben Stoppeln geernteten Getreides. Quadratische Wege führen hindurch. Hecken aus Zwergakazien stehen daran und haben ganz kleine Blättchen von solcher Zierlichkeit und Feinheit, daß man sie chinesisch nennen könnte. Hie und da steht ein mauerumschlossenes Gehöft. Im Innern schützt eine säulengetragene Vorhalle den Eingang vor der Hitze der Sonne. Feigenkaktus wuchert baumgroß in stachlicher bizarrer Genügsamkeit. An einer Stelle ist eine Station für Fuhrleute, Esel und Ochsen. Nicht im hüttenartigen Gebäude, sondern unter Palmen in einem Kamp, den ein Weg vom Hause trennt, stehen die Tiere. Am Wege wird auf einem arabischen Steinherde gekocht und gebraten.

Über allem aber ragen die Kronen der hundert- undfünfzehntausend Palmen, von denen die meisten 15—20 m hoch sind. Hier und da hängt ein Pflücker an ihrem Wipfel, das heißt er sitzt in einem am Gürtel befestigten aus Hanf oder Esparto geflochtenen Band, das um den Baum geschlungen ist und über einem seiner Blattstummel festhakt. Eine Bastschale hat der Pflücker vor sich liegen. Anderer Palmenbäume Wipfel sind bis zu ihrer Spitze umwickelt und sehen wie schmale, ungeheure Zapfen aus. Monatelang „bleichen“ sie so. Zu Palmsonntag verschickt man sie in alle Städte Spaniens, wo sie als jungfräuliche, von der Sonne unberührte Palm-

wedel zum Andenken an Christi Einzug in Jerusalem vor die Balkongitter gebunden werden.

Merkwürdig berührt dieser Gedanke in dieser Oasenstadt am Palmenwalde: Christus, der in ähnlicher Landschaft sein Kreuzesleben lebte, um uns Menschen vom Lichte seines Vaters zu zeugen. Und dann dies, daß nämlich sein Licht bisher nur nach dem Norden drang, während die Völker seiner Landschaft sich dem mohammedanischen Himmel verschwuren.

Die Gedanken ziehen von Süd nach Nord, von Nord nach Süd. Die Wipfel der Palmen biegen sich wie Strahlenbogen im leisen Winde. Eine Staubwolke weht vom stillen Trab eines Esels her und bläht sich funkelnd. Die erregte Seele spürt schwer das noch nicht erlöste, weil noch nicht geeinte Leben der vielen Rassen und Menschen, die überall leiden und sich heute wie vor Jahrtausenden immer nur noch durch Kampf zu helfen wissen.

XVI

OH! SANFTES MALAGA!

Es ist Ende November, und noch spürt man nichts vom winterlichen Regen. Der Himmel ist noch blau, und die ganze Bucht, deren kahlgebirgige gelbe Küste in anmutigster Girlandenform sich schweift, umfaßt lieblich das ruhige Meer, das in den zartesten Farben des Grün, Blau und Lila schimmert. Am Horizonte, über dem mastenreichen, lärmenden Hafen, sieht man die weißen Segelflächen von 13 Fischerboten schwebend still, eines hinter dem andern. Sie

stehen wie schiefe Wetterfahnen, als warteten sie auf etwas, und ihre Lenker, je sechs bis acht braungebrannte Fischer, hantieren um das Glück eines reichen Fischfangs. Die Boote scheinen fast im leeren Raum zu segeln, so wunderbar verschwimmen Wasser und Luft. Von diesen seltsamen Booten aus gesehen, erheben sich am Lande hügelige und bergige Kegel. In lilarote und veilchenblaue Schleiermäntel gehüllt, empfangen sie die strahlende Sonne wie einen Lichtregen. Das Atmen ist hier fast ein Aufschweben des Körpers. Licht trinke ich. Licht durchrieselt mich.

Am seitlichen Abhänge des vordersten Kegels, der auf seinem Kopfe wie eine Krone die zackig sich schlingenden Ruinen eines maurischen Kastells trägt, senkt sich weiß und ebbt sich die Neustadt mit sauberen Straßen, modernen Läden verführerischer kolonialer Erzeugnisse, mit guten Kaffeehäusern und den eleganten Klubs jener, die man hinter großen Fensterscheiben in weichen Ledersesseln ihre Zeit vergeuden sieht. Inmitten dieses modernen Häuserkerns steigt die barocke Kathedrale groß, ungeheuer groß und würfelartig, mit ihren Säulen und Bogen fast wie ein Wolkenkratzer empor und bildet ein Wahrzeichen.

Vor den Füßen dieses Stadtkerns nahe am Hafen laufen gartenartige Spaziergänge mit sechs Reihen von Platanen und Palmen, worunter die seltsamsten und schönsten Pflanzen in herzberauschender Uppigkeit blühen und welken, während schon wieder andere keimen und schwellen. Hier spürt man das Licht brutwarm im schöpferischen Toben. Durch breite duftige Gänge führen östliche Wege nach den zahlreichen Villenvierteln der Stadt, die teils am Meer, teils auf Abhängen, zwischen Hügeln liegen,

woher man das Meer blauen sieht; wieder trinkt man Ferne. Das Jauchzen singt still in uns. Die Villen mit ihrem Wechsel schöner phantastischer Bauformen und ihren Gärten reichster Flora entzücken.

Nördlich und westlich sind diese Viertel umschlungen von der alten Stadt. Ihre Straßen sind Mauerstraßen, schlecht oder kaum gepflastert, voll von stinkigem Staub oder bei Regenwetter voll von Schlamm, der schlecht zu durchwaten ist. Diese Straßen laufen in kieseligen Terrassen, und es wimmelt auf ihnen vom südlichen Leben, von himmlischen Kindern und tausend Typen aller Lebensalter und aller Berufe. Reihen von je sechs bis sieben buntbesattelten Grautieren trippeln unhörbar und tragen still Sand zum Bauen oder Früchte oder Fische. Eine Anzahl schöner schwarzgekleideter Mädchen, hinten im Haar den hohen, reich verzierten Kamm, der den schwarzen Schleier hält, stehen neben bettelhaft gekleideten, alle verschieden schön, alle gleich arm und gleich fröhlich um Händler mit Zuckergebäck. Neben kleinen Ofenröhren hockt jemand; er hat keine Beine; er röstet Kastanien, und seine Schreie locken niemand an, aber er wird gar nicht böse deshalb. Etwas weiter röstet ein anderer, der nur einen Arm hat, süße Kartoffeln mit mehr Erfolg; auch das gehört sich so. Ein Fischhändler stützt die Arme fest auf die Hüften, denn er trägt an je zwei um den Ellbogen geschlungenen Stricken je eine Bastschale voll grüner Backfischlein, lilagrauer Tintenfische und roter Krebse. Er schaukelt die Schalen im Gehen wie eine Wiege, preist sie uns lachend an, und es klingt wie ein lateinischer Kirchengesang. Eine häßliche Frauenruine mit kranken roten Augen im Zigeuner-

gesicht will uns Lose der Staatslotterie verkaufen und verspricht im Namen Christi die dicksten Gewinne.

Der Straßen Gewimmel, voll von erbärmlichem Krüppeltum und dem jauchzenden Geglitzer des Reichtums, alles aber fast gleichmäßig fröhlich, ist unheimlich. Die Straßen verbreitern sich und laufen nordwestlich nach dem breiten, zurzeit ausgetrockneten Fluß Guadalmedina.

In seinem Bette weiden auf Schollen kurzen Grüns braune, langhaarige Ziegen. An seinem oberen Lauf ahnt man, was weiter westlich an dem größeren Fluß Guadalhorce Verschwendung wird: der Zauber der Gärten Malagas, voll von der heißglühenden Pflanzenwelt des Zuckerrohrs, der Baumwolle, Batate und Banane, der Palme, Feige, Mandel, Apfelsine, Zitrone, der Weinrebe. Hier am kleinen Flusse hinter der Stadt verkünden den großen Reichtum der weiteren Umgegend einige kleinere Felder, die die Luft mit dem Geruch der Südfrüchte würzen, süß betäubend. Es schwillt schon alles, auch das Elend; es ist alles in Fülle da.

Weiter unten, der Mündung des Flusses zu, liegt an der Küste das freie Fischerviertel.

Frei heißt hier leben ohne jeden Zwang, vor allem ohne Sauberkeit. In keiner Hafenstadt Spaniens sahen wir etwas Ähnliches. Im Mündungsgebiet des Guadalmedina und seiner Zweigflüßlein und Gräblein, die alle morastig sind und stinken, buckelt sich die Erde und trägt einstöckige Hauskästen. Sie stehen alle offen, denn in ihnen werden entweder am Boden aufgehäufte Fische in tausend Tönen versteigert, oder es wird an Tischen schwatzend getrunken und gegessen, oder es werden schweigend

gestrige Arbeitsgewinne verspielt. An den Wegen, die wie Hohlwege sind und oft noch von Rinnenwassern sickern, verkaufen lumpige Kinder und krank aussehende Frauen Erdnüsse, Granatäpfel, süße Kartoffeln, Oliven. Es gehen Fischer, die die riesigen Thunfische auf dem Nacken fast elegant schleppen, zwischen andern, die Bastschalen voll des unglaublichsten Fisch- und Muschelzeugs tragen. Zweirädrige Fischkarren, von Eseln oder Maultieren gezogen, holpern hin und her. Von Ziegen wird Milch verkauft, sogar zwischen Abfallkulen, woran man Fische ausweidet. Aber die Ziegen sind so göttlich schön und in nichts mit den unsrigen zu vergleichen, daß man sich nicht satt daran sehen kann. Wir stolpern über Köpfe von Katzenhaien, die mit ihrem offenen Raubgiermaul und starren Rundaugen furchtbar den Tod, der alles entlarvt, beschwören. Übel wird es einem. Doch auch vor dem Fisch- und Sumpfgestank. Auch das ist vom Tod. Trotzdem möchte man verweilen, denn überall brodelte heißes Leben, und die Gesichter dieses Lebens, männliche und weibliche, kindliche und alte, andalusische, zigeunerhafte, semitische, kastilische, baskische, negerhafte, zeigen im Gesicht Merkmale, die wie Runen sind und Augen von Vergangenheiten, die durch viele Geschlechter hindurch märchenhafte Geheimnisse und phantastische Leidenschaften erfüllten. Irgend etwas ist dabei schön und bezaubert. Es ist das jauchzende Bejahen des Lebens noch aus allem Unrat, aus aller Verstümmelung, aus aller Bettelhaftigkeit heraus.

Die ganze Stadt Malaga kleidet ein Schimmer abenteuerhafter Überlieferung. Sie hat einen der ältesten und berühmtesten Mittelmeerhäfen.

Ihre Geschichte beginnt mit den Phöniziern, die

sie erbauten. Noch zur Zeit der Römer gab es hier Gilden syrischer und anderer asiatischer Kaufleute. Die Westgoten entrissen sie den Byzantinern. Auf die Westgoten folgten die Araber, die es das irdische Paradies nannten und dafür sorgten, daß es das auch blieb. Nach der Eroberung durch die Kastilier, die Kadix und Sevilla für ihre amerikanischen Unternehmungen groß machten, war Malaga auf sich selbst angewiesen, fieberte deshalb immer schnell in politischen Krisen und half sich durch „Opposition“.

Es geschah mit immer fruchtbarerem Erfolge. Den natürlichen Reichtum seines hügeligen Hinterlandes bis hinauf nach der Bergstadt Chaen benutzte es klug. Die Ausfuhr der Erzeugnisse sowie die Fabrikation von Baumwolle, die Weberei von Seide und Wolle, die Spinnerei von Leinengarnen, die Raffinerie von Seife, Zucker, die Herstellung von Chemikalien, die Gießerei von Eisen und Blei, die Gerberei von Fellen machten aus Malaga eine Handelsstadt, die neben Barzelona und Bilbao die bedeutsamste Spaniens ist. Der Hafen, der über 400 Schiffe fassen kann, wird durch seine Molen, von denen die größte 1024 Meter lang sein soll, gegen Stürme (ausgenommen die selteneren südwestlichen) geschützt.

Sein berühmter Wein, der auf dem Tonschiefer seiner Berge wächst, ist im Anbau begrenzt. Das Erzeugnis ist erstklassig, doch gering, weshalb mehr als drei Viertel aller im Handel befindlicher Malagaweine, namentlich der Dulce del color, der braune süße, der durch Zusätze und Mischungen fabriziert wird, als gefälscht bezeichnet werden müssen, wenn sie billig sind.

Die Schönheit der Lage, die Milde des Klimas, die mannigfachen leidenschaftlichen und süßen Reize,

ein buntes, südlich flutendes Hafenleben, lassen Malaga auch immer mehr zu einer Stadt des Fremdenverkehrs, der Erholung und des Genusses werden, zumal da das Hotelwesen vorzüglich und die Preise mäßig sind.

Die Unruhe, die in andern südspanischen Städten das nordafrikanisch fremdartige Element erregte, sänftigt sich hier sonderbar.

O arme Menschen, die wie Vieh leben; o Reiche, die fürstlich strotzen! Schmutzstarrende Straßen, goldschimmernde Kirchen, fanatisch düsterer Männergesang und lieblich helles Kindergezwitscher, alles gleich durchhaucht vom Licht, seltsam vom Licht gehalten, so gespannt! Ja, so ist das Leben. Leben, leben wir!

Malaga hat das Herz eines Abenteurers, die Augen eines Fanatikers und das Kleid eines Zauberers.

XVII

GIBRALTAR

Wenige Städte habe ich bisher gesehen, die so anregen wie Gibraltar, zwar nicht gerade fruchtbar, eher zerstreud, aber ins Weite, so sehr ins Weite, daß es schon phantastisch genannt werden muß, und dies nicht nur wegen der ungeheuerlich ausschweifenden Lichtwogen.

Es zeigt sich als ein gar kleines Ding mit kaum dreißigtausend Einwohnern. Es liegt auf einer ausgestreckten Hand, dessen Gelenk ein schmaler Landstrich ist, der durch einen neutralen Mittelteil den englischen Besitz mit dem spanischen Festland verbindet. Der südwestliche Teil steigt terrassenhaft

über einer großen, bergumgebenen, stürmesicheren Bucht, so schön rund wie ein Zirkus, und ist dem spanischen Algeziras zugewendet, von wo man auch mit dem Dampfer herfährt. Den nordöstlichen Teil, gebuckelt aus steil abstürzenden Felsen, bespült das Mittelmeer.

Dieses Gibraltar ist im ganzen ein einziger, etwas länglicher Sattel aus Jurakalk, gelb und grau, und ruht auf silurischen Schiefern. Von der Ferne des Nachdenkens aus gleicht dieses kleine Ding einer ausgestreckten Faust, die heute noch den Schlüssel für das Mittelmeer, für den Suezkanal und für die indischen und ostasiatischen Welten festhält; dieses kleine Ding, das immer so wichtig war und seit fast zweihundert Jahren ununterbrochen ins Auge der Spanier einen schmerzenden Splitter steckt.

Etwas über 20 km von ihm entfernt, sieht man den Gegengipfel auf der afrikanischen Sierra Bullones blauen. Hie Gibraltar, das früher Calpe hieß, und drüben das alte Abyla, zwei breit gelagerte Säulen, eben die Säulen des Herkules.

Zwischen ihnen wogen auch im Wasser zwei Strömungen. Die aus dem Mittelmeer kommende sanfte fließt unter der mächtigeren salzreichen, die aus dem Atlantischen Ozean sich heranwälzt, mit einer Schnelligkeit von 4—8 km in der Stunde. Das erklärt die vielen Gefahren der Schiffahrt, zumal da auch die Winde, die über diese 800—1000 Meter tiefe Wasserfurt wehen, launisch und heftig sind. Die Phönizier, die sich nach unserer Kenntnis zum erstenmal durch diese Szylla und Charybdis hindurchwagten, um nach dem fernen Britanien, ausgerechnet gleich nach diesem Eiland, zu segeln, riefen hier nicht ohne Ursache den Schutz ihrer Götter an.

Blickt man mit dem leiblichen Auge über die Meerenge, dann erscheint sie kaum als Enge, denn 20 km ist für den Blick eine Weite, die die blauen Lichtschimmer um die afrikanischen Bergkegel sogar noch geheimnisvoll machen, was den Eindruck der Weite zauberisch vergrößert. Wieder erlebe ich die schöpferische Gewalt der Lichtströme. Kaum wahrhaftig dünkt es uns, daß man die Meerenge von Gibraltar aus mit unbedingter Gewißheit überwachen könnte. Und doch ist es so nicht nur seit der Zeit weittragender Geschütze. Auch für gefährlich hält das Auge ihre Flut nicht, denn so ruhig sieht sie heute aus, und einer friedlichen festtäglichen Seidendecke ähnelt ihre hellblau glitzernde Fläche. Und doch sank so manches Schiff dort unter. So manches Leben erlosch in seinen Wellen, und so mancher Schatz ruht auf seinem Boden.

Der Boden aber ist eine Fortsetzung des spanischen Festlandes. Breit geschichtete, ungeheure Steinmassen sind umgestürzt, so, als wenn man zwar riesig viele doch nur 5—10 cm dicke steinerne Platten umkippte, wonach ihre schmalen Kanten wagerecht aneinander gepreßt zu erkennen sind, während ihre Länge und Größe in die Unsichtbarkeit der Wassertiefen verlaufen. Das Ebene ist zur Senkrechte aufgerichtet und das unterste zu oberst gewendet. Ein sonderbarer Ort der Welt!

Das, was in der Gesteinslagerung schon so seltsam ergreift, eben diese Umstürzung, wirkt hier auch in allen Dingen der Oberfläche. Alles scheint eng und unendlich weit. Wie die Wellen zweier ungleicher, gewaltig verschiedener Meere sich hier strudeliger übereinanderstürzen, um sich zu verwischen, so kreuzt sich hier so vieles. Das afrikanische Klima mildert

zwar die Seeluft, erregt aber leicht Fieber, und die Ostwinde entnerven. Alles führt so aus der Enge in die Weite und umgekehrt. Nichts regt so an bis ins Reich des Geheimnisvollen.

In afrikanischer Sonne liegt der kahle gelbliche Felsen. Doch morgens liegt ein fast englischer Nebel darüber. Eng und düster schwingen sich mit wenigen Plätzlein die sauberen Terrassenstraßen an jener Seite, die bebaut ist. Aus militärischen Gründen sind die Häuser dunkel gehalten. Von den Dächern und hochgelegenen Fenstern aus findet nun wieder der über die Wasser schweifende Blick kaum eine Grenze. Gewöhnt an spanische Laute, hört man hier englische herrschen. Angelsachsen sorgt für norddeutsche Sauberkeit. Die malerische Nachlässigkeit spanischen Daseins durchdringt ordnend ein nüchterner Zug. Ja, die englische sentimentale Poesie spürt man hier in einer gewissen Art von Aquarellen und Andenken, die in den Schaufenstern zu sehen sind. An kleinen Strandplätzen spielen englische Jünglinge Fußball mit jener muskelhaften Gewandtheit, die für jeden, der ein Stierkampfspiel im Auge hat, roh und „materiell“ wirkt, zumal in dieser schwebend leichten Luft, die alles geschmeidig und anmutig gestalten möchte.

Der englische Imperialismus machte sich jene Befestigungen dienstbar, die kaum sichtbar als Straßen unter Straßen gürtelhaft oder in unterirdischen Galerien an den Terrassen laufen. Auch ihre Stärke wirkt weit bis in alle Enden des britischen Weltreiches, aber ohne daß man es spürt. Seit dem arabischen Feldherrn Gibraltars, Târik, der dem Berg (Dschebel des Târik) den Namen gab,

haben der Straßburger Speckel, danach der Mailänder Calvi bis zu den modernen englischen Ingenieuren an diesen berühmten Befestigungen gearbeitet.

Außerlich mit dem Blick auf die Gewässer mit dampfenden Schiffen und geistig mit dem Blick auf den Radius der englischen Weltmacht, auf deren einer Achse wir uns in Gibraltar befinden, bietet sich uns also eine außerordentliche Weite dar. Die Enge der Stadt und die örtlich kaum sichtbaren Befestigungen steigern die Weite zu einer körperlich ergreifenden einzigen Sensation.

Sie findet neue Anreize im Straßen- und Kaffeehausleben der Stadt, wo sich alle Typen der afrikanischen und europäischen Gestade des Mittelmeers begegnen. Märchenhaft bunt sticht die Tracht der Araber und Berber mit ihren roten und weißen Turbanen, ihren roten Fessen, ihren weißen Mänteln oder auch ihren blauen oder violetten, roten oder grünen Hosen von der schwarz spanischen und der immer etwas sportlichen oder nüchternen Eleganz der englischen Kleidung ab. Männer, die ihrer Gesichter wegen Fürsten der Wüste scheinen und doch nur Händler aus Tanger sind, mischen sich mit Griechen, Armeniern, tunesischen Juden und trockenen englischen Gouvernantentypen; dazu flecken die wüsten-sandgelben Uniformen der englischen Soldaten. Waffenlos, nur mit einem Stöckchen, laufen die ausgezeichneten Figuren der großen Welt herum und machen sich nie breit. Es ist, als ob sie mit diesem ihrem Stöckchen, das wie ein Taktstöckchen ist, das Leben ordneten, und deshalb fühlt man hier am Kreuzpunkt von Völkern und Meeren den englischen Takt der modernen Welt.

Er ist seltsam und beruht keineswegs auf dem Druck der größten Stärke. Zum Sinnbild wird die erste uns bekannte Fahrt der Phönizier zwischen den Säulen des Herkules hindurch nach dem fernen Britannien. Mit der frühesten Kunde vom Nordlicht und seinen langen Winternächten brachten diese kühnen Schiffahrer das Zinn heim, durch dessen Vermischung mit Kupfer sie die Bronze herstellten. Das aber war jenes Metall, wodurch sich der kriegerische und künstlerische Geist der Mittelmeervölker Formen schuf, ohne die ihre Kulturen kaum immer wieder von neuem nach dem Norden zu dringen vermochten, um dort durch das Licht des Südens jene europäische Wissenschaften reifen zu lassen, die dem Nordländer eines schicksalvollen Tages die Herrschaft über den Süden gaben. So mischt sich im Wechseltausch der Süden mit dem Norden; die Stärke des einen wuchert in der Schwäche des andern.

Die südliche, heute Nordafrika genannte, und die nördliche, heute Spanien genannte Erde, bildeten in den Zeiten der Naturelemente ein zusammenhängendes Mittelland. Europa und Afrika mischten sich dort. Seitdem der Zug nach den Polen und dazu noch Bodenrevolutionen diese Erde aufrissen, diente Gibraltar als der Hauptpfosten einer Brücke, durch die ebenfalls der ursprünglichen Bestimmung gemäß die Erzeugnisse beider Kontinente sich vermengten. Afrikanische und asiatische Elemente strebten nach Norden; europäische gotische nach Süden. Niemand glaubt, daß diese gegenseitige Anziehung durch die augenblickliche Vorherrschaft der angelsächsischen Macht ewig auf den mäßigeren,

friedlicheren, händlerhaften Austausch von Menschen und Waren beschränkt bleibe.

Wenn die Zeichen nicht trügen, so bereitet sich abermals eine „Mischung“ größten Umfanges vor. Durch die europäischen Erfindungen, die bald so einfach werden, daß sie ein Kind, und also auch die Neger des inneren Afrikas anzuwenden vermögen, werden die Völker der afrikanischen und asiatischen Sonne bewaffnet und den Europäern im Kampf fast ebenbürtig. Da sie keinen Geburtenrückgang haben, da sie durch die schrecklichen Wirtschaftsverhältnisse der nordischen Staaten nicht gezwungen werden, ihre Fruchtbarkeit künstlich einzuschränken; da ihre Zeugungskraft nicht durch unseren maschinellen Betrieb entnervt wird, werden sie eine Überlegenheit erhalten, gegen die wir ohnmächtig sind. Das einzige Mittel, ihren Kampf um Selbständigkeit auf ihre Heimat zu beschränken, läge im Verzicht, Handel mit ihnen zu treiben und ihnen den Kauf unserer Maschinen zu verwehren. Das kann aber Europa nicht, denn wie sollte es sonst seine immer anspruchsvoller werdenden Arbeiter ernähren! Und so treibt Europa durch seine Kolonialeroberungen, Kolonialwirtschaft, Kolonialkriege zur Vergrößerung einer Macht, die den, den sie ausbeutet, stärkt und bewaffnet, bis daß dieser sich auf seine Überzahl und Fruchtbarkeit besinnt. Dann beginnt wieder die große Mischung; dann erhebt sich der Süden und dringt, ähnlich wie vor Jahrtausenden, als die Iberer nach Spanien drangen, und später, als die Phönizier es taten, nach Norden. Abermals wird Gibraltar eine Brücke, und zu dem östlichen Konstantinopel eine Parallele bilden. Freilich wird sie nicht ein, nur auf ein kleines Land begrenzt bleibendes Aus-

schwärmungsgebiet finden. Diese Völkerwanderung kann unheimlich weit ausstrahlen und ganz Europa verwandeln.

Die Stärke der einen Völker wuchert in der Schwäche der andern. Was Tod und Verfall der einen scheint, steht in den andern wieder auf. Die Sicht auf dies erhabene Schauspiel vom Wandel eines Todes, der nie ein Ende ist, war für mich die Sicht Gibraltars. Sie gehört zu den größten und nachspürbarsten meiner Reisesensationen.

XVIII

DIE PERSPEKTIVISCHE STADT

Ein Hals, lang und geschweift wie der des Vogels Strauß; ein Kopf, auch dem dieses Vogels gleich, doch mit einer Krone versehen; ein Schnabel, mächtig und gekrümmt, öffnet sich weit, wie um die ganze ungeheure Luft über Ozeanen zu schnappen so, als könnte er davon nicht genug kriegen, so halsig, so köpfig, so luftbegierig streckt sich die Stadt mit der fast unendlichen Perspektive: Kadix. So sieht es sich unvergeßlich im Vogelblick eines Flugzeuges an oder auch weniger bildhaft bestimmt von den Hafentstädtchen aus, die ihr an der zackigen auch so großhalsig geschwungenen Bucht des gleichen Namens gegenüber liegen: San Fernando und Santa Maria.

Es war schönstes, klarstes Herbstwetter, und das Unbegrenzte der Ansicht weckte ein großes, ehrfürchtiges Gefühl. Wir fuhrn an grauweißen Pyramiden vorbei. Sie waren aus Salz, das hier in einem von Gräben durchzogenen Steppengebiet längs des

Meerbusens von der Sonne getrocknet und von den Menschen zusammengeharkt wird. Alles war immer noch so weit mit einem ungeheuren Horizont.

In Kadix selbst aber gelangten wir ganz unvermittelt in eine beklemmende Enge, nämlich in die schmalen Straßen, die fast immer nur ein Wagen durchfahren konnte, wenn sie überhaupt durchfahrbar waren. Dazu waren es geometrisch gerade Straßen, die nicht nur die Brust beklemmten, sondern auch noch die Sinne verwirrten. Da diese Straßen mit ihren balkongeschmückten, sehr sauberem hellfarbigen Häusern alle dem Zeigefinger der menschlichen Hand glichen, behielt der einprägsame Sinn des Auges nichts Charakteristisches, woran er sie wiedererkennen könnte. Aber weil diese meist marmorgepflasterten Gänge so entzückend wie ein Netz von schönfarbigen Vierecken und Rechtecken einander zuzulaufen schienen, glaubten wir, ihre Richtung berechnen zu können. Nimm erste Straße links, zweite rechts, dritte links, und du mußt, denn so siehst du es geometrisch gezirkelt schon leibhaftig vor deinem Geist, nach dem Hafen kommen. Wir gingen dann auch so, doch gelangten ganz woanders hin. Die Straßen sind nur scheinbar genau winkelhaf gezogen. Die eine oder die andere läuft etwas anders, und schon verschiebt sich die Berechnung. Etwas Vexierendes liegt in ihnen. Man möchte diese Straßen und diese Häuser wegen ihrer gefällig bestrickenden Balkonschönheit lieben, und es ergeht einem wie mit einer koketten Frau: man glaubt, ans Ziel der Wünsche gelangt zu sein und schon erfährt man, daß man noch weit davon entfernt ist. Doch neu reizend, neu bestrickend erfährt man es. Man empfindet: noch ist kein Ende; noch kommt etwas.

Es ist der größte Zauber der Perspektive, und die weibliche ist die tiefste.

Ähnlich ergeht es einem auch mit der beengenden Straßenschmalheit. Oft möchte man die Arme ausbreiten und rufen: „Luft, Luft!“ Kaum gesagt, öffnet sich die Straßenge, und damit tut sich eine hochummauerte palmen- und blumengeschmückte Brüstung auf mit einer Weite, die bis nach dem Unbekannten, ganz gewiß aber nach Südamerika oder nach der atlantischen Seite Afrikas geht. Fast jedes der plattbedachten Häuser besitzt einen kleinen Aussichtsturm, weil die Bewohner ähnlich so wie ich und der Vogelkopf ihrer Stadt nach Luft und Weite schnappen müssen, um an der Enge ihrer sonstigen Umgegend nicht zu ersticken. Schier wundervoll genügt diesem Bedürfnis des Körpers und der Seele der 31 Meter hohe Vigiaturm, von dem aus den Schiffen Zeichen gegeben werden und der eines der schönsten Aussichts bilder Europas gewährt. Hier atmet man befreit — so befreit, daß man sich Herr all der Weite fühlt.

In diesem Verhältnis von ungewohnter Enge und ungewöhnlicher, sich jäh öffnender Grenzenlosigkeiten versteckt sich für den Besucher eine seltene, überaus köstliche Spannung. Man schmeckt sie an der salzigen Luft; man riecht sie an den Winden, die wie durch Stollengänge von einem Ende der Stadt nach dem andern, von einem Wasser nach dem andern laufen. Kein Fabrikrauch, kein Schlotrauch, nichts trübt sie. Oft dagegen parfümieren sie die Blumendüfte der städtischen Anlagen.

Heute, Ende November, sind diese Winde stark. Am Strand nimmt der Wind einem den ruhigen

Atem, und zur Zeit der 3 Meter hohen Flut spritzen die Wellen über die Schutzmauer, die an die 15 Meter hoch ist, und erfüllen die Luft mit einem brausenden, kommenden und gehenden Donner. Auf derselben Mauer sitzen sonst in ruhigen Stunden Knaben, Männer, Greise und fischen nicht nur Fische, sondern auch, wie man mir erzählt, Schwalben, die nach Moskitos jagen. Leicht scheint es, mit ein paar Mücken an der Angel die schönen, friedlichen und doch nur nützlichen Segler zu fangen; aber es ist grausam.

Wie die meisten spanischen Mittelmeerhäfen, hat der Handel auch Kadix modern erhalten. Ebenso wenig wie Malaga, Alikante, Valenzia merkt man auch Kadix die großartige, uralte Vergangenheit, die seelische Perspektive an. Alle diese Hafenstädte haben fast nichts von dem, was fast jede andere Stadt und sogar jedes Dorf im spanischen Innern so unvergleichlich macht. Diese Meerstädte haben meist kaum mehr als einen Stein, dessen Form die Vergangenheit erweckt. Dafür sind sie eben Meerstädte, wo mehr als anderswo die Zeiten mit den Wellen kommen und verschwinden in einem Zug, der den unruhig wehen Zauber der Vergänglichkeit vermittelt.

Dieser Stimmung wegen, die so geisterhaft über den mächtigen Wellen des Ozeans weht oder so unergründlich in dem himmelblauen Mittelmeerspiegel ruht, gerät der nordische Mensch ins Träumen. Gern sitzt er dann vor den Horizonten dieser Hafenstädte und „erinnert“ sich, das heißt er stellt sich in Gedanken vor, was hier an diesem Ort dann und dann geschah. Er baut sich die Vergangenheit mit all ihren Tragödien im Geiste auf. Zu dem natürlichen Ho-

rizont schafft er sich den seelischen, der weit in die Herkunft der Stadt und ihrer Bewohner zurückreicht. Diese Erinnerung ist an solchen Orten ein Träumen, das die Leere mit Gestalten und Taten füllt. Es ist vielleicht nichts wie so ein Schäumen, das die Wellen krönt und verschönt und dann verfliegt. Doch die Welle erscheint dadurch erst so eigentümlich und bizarr, abenteuerlich und gefährlich. Und so ist es auch mit den Träumen, die unsere Seele schmücken, abenteuerlich erregen und sie mit seltenen Sensationen sättigen.

Und für eine solche Träumerei ist Kadix einzig.

Die Spannung zwischen der Enge seiner Gassen und der unergründlichen Weite, die sie umgibt, hebt und stärkt die innere Sicht in der eigentümlichsten Weise.

Wo jetzt moderne Dampfer mit den Flaggen aller seefahrenden Völker ein- und auslaufen, da hiften vor vielen Jahrhunderten die Phönizier ihre Segel, (die ich mir lächerlicherweise so rot wie ihren Purpur vorstelle). Diese Engländer der damaligen Welt waren aber so klug, keine Landeroberungen zu machen und sich wenig um Politik zu kümmern. All ihre außerordentlichen Gaben verwendeten sie auf Verkehr und Handel. Alle ihre zahlreichen Erfindungen, worunter auch die Buchstabenschrift gewesen sein soll, dienten diesen Zwecken. Sie gründeten zahllose Küstenstädte und auch die Stadt Gadir (die Festung). Und diese Gründung stelle ich mir vor, als wenn wir heutigen Menschen an irgendeinem sagenhaften Flusse des tiefen Afrikas einen Stapelplatz für Landerzeugnisse bauten und gegen die wilden Tiere des Wassers und der Wildnis befestigten. Hier von Gadir aus holten sich die phöni-

zischen Gründer das Silber aus dem Hinterland, das in der Bibel genannte Tarschisch, das silberreiche. Sie lagerten hier auch das Zinn, das sie von den britischen Inseln herholten. Hier gewannen sie den Reichtum, womit sie ihre Hauptstadt Tyrus groß machten, womit sie aber auch in Gadir ihre Bauten: Festungstürme, Handelshäuser, Gildenpaläste, Stapelhäuser und Tempel ausführten. Alle ragten, so denke ich mir, in jenem Stil, der die Gewalt der Naturkräfte, die Weite der Meere, die Macht der Wogen, die Höhe der Gebirge in den Maßen von Mauern, Toren, Säulen und Hallen zu spannen und dadurch bildhaft zu bewältigen versuchte. War doch sogar ihre Religion eine solche bildhafte Gestaltung aller Naturkräfte, so daß selbst das, was wir als Laster, wie z. B. die Unzucht, empfinden, von ihnen durch eine Göttin und einen Tempel scheu und ehrfürchtig verehrt, aber mächtig wie ein Erdbeben dargestellt wurde. Was für ein Volk! Und hier, wo ich mit den ausgebildeten Erinnerungssinnen eines Europäers von ihnen träume, standen Zeichen ihres unheimlich bewegten Daseins. Selbst ihre vorwiegend händlerische Tätigkeiten hatten gleichfalls dämonische Maße, die für uns trotz England kaum faßbar sind, denn die Handelsfahrten dieser Semiten waren von fürchterlicheren, grausigeren Schwierigkeiten gehemmt, als die von heute. Zu jenen Zeiten ohne Kompaß, ohne Dampfschiff, ohne Meereskunde Händler zu sein, bedeutete gleichzeitig den Wagemut des Abenteurers mit der Kraft des Kriegers in außerordentlichem Grade zu vereinen.

Etwa sechshundert Jahre waren die Phönizier in Gadir die herrenhaften Gewinner — sechshundert Jahre! Weiß man noch heute, wieviel das ist?

Dann wurde der Neid der Karthager stärker als die Tüchtigkeit der Phönizier. Sie eroberten Gadir. Aber schon für diese Sieger wurden die Zeit- und Herrscherwellen kürzer. Lag es daran, daß sie nicht nur in der Fremde handeln, sondern auch fremde Gebiete besitzen wollten? Sie eroberten von Kadix aus das ganze Westspanien hinauf durch die Ebene des Guadalquivirstromes. Hamilkar und Hannibal bildeten in Kadix ihre Heere und Flotten. Das Kadix dieser Zeit denke ich mir als eine Übersteigerung des phönizischen Gadir, also biblisch semitisch und ungeheuerlich hoch, wolkenkratzerhaft hoch, auf vielen Häusern Gärten, und alles farbig wie ein kraß bunter Teppich und mit Tempeln entsetzlicher und blutiger Gottheiten.

Die Römer, deren Herrschsucht 206 v. Chr. die Stadt eroberte, setzten an Stelle der semitischen Maßlosigkeiten eine praktisch nüchterne Stadt, indem sie die griechisch heiteren Bauformen in die Monumentalität der politischen und soldatischen Gewalt umsetzten. Etwas europäisch Abendländisches führten sie ein. Alles gewann gerechteres Maß, großartigere Würde und Klarheit des Eindrucks. Griechische Gelehrte ließen sich hier nieder und lustwandelten in herrlichen Gärten. Nächst Rom und Padua war Kadix die „ritter“reichste Stadt. 500 Ritter soll es besessen haben. Darunter stelle ich mir 500 Millionäre vor, und ich wundere mich nicht, daß man aus dieser Zeit meldet, das berühmteste in ihren Mauern sei die Kochkunst und die Schönheit und Zauberhaftigkeit der Tänzerinnen gewesen. Die Fische und Pökelwaren von Kadix hatten bis in die Kreise der römischen Schlemmer und Schlemmer den Ruf seltener Leckerbissen.

Dann versank auch das, denn eines Tages wehte der Wind von Norden, und die Barbaren, die Goten kamen, plünderten und zerstörten, denn sie wollten nur herrschen, nicht selbst arbeiten. Diese dunkle Zeit stelle ich mir vor wie unsere Kinderzeit, als wir armselige Ruinen von vergangener Pracht künden sahen und als wir raunen hörten, eine ganze reiche, ungeheure Stadt am Meer wäre versunken und lebe auf dem Grunde der Wasser. Des Nachts könne man ihre Lichter heraufschimmern sehen. So, denke ich mir, ging unter den Kindern der späten Goten, unter denen die Halbinsel ein Trümmerfeld wurde, die Mär vom alten, römischen Kadix um.

Doch die Winde wechselten wieder. Der Südost erhob sich. Der Maure erschien und brachte in seinem weißen Wüstenmantel alle Schätze des Orients — doch nicht nach Kadix. Nicht das Meer liebt der Maure. Er liebt das Land und das Haus und davon sogar nur das Innere. Nicht die Weite, sondern die greifbare, die zu gestaltende Nähe lockt diesen Menschen, den die Wüstenweite gebar. Mit Kadix kann er wenig anfangen.

Erst als der Maure vom spanischen Boden vertrieben wurde, als Alphons der Weise die Stadt 1262 eroberte, da zog wieder der Geist jener ein, die die Ferne bezaubert und die das Abenteuer als Zweck des Daseins ergreift. Ach, da kann der träumende Geist sich wieder im fruchtbaren Elemente rühren, denn Kadix, das die Spanier die Silberschüssel nennen, empfing jahrzehntelang die Gold- und Silberreichtümer jener fabelhaften Länder, die Kolumbus und seine Nachfahren entdeckten und von hier aus befuhren. Was Baetien, das heutige Andalusien, seit nun schon 1½ Jahrtausenden für die

Phönizier, Karthager und Römer war, das wurde das ferne Amerika für Kadix und die Kastilier, die es beherrschten. Reicher, viel reicher als das heutige London stelle ich mir die damalige Hafenstadt vor. Hier gab es gewiß mehr als eine Liebesbarke, die vor goldenem Prunke mit der Pracht der Sonne wetteiferte.

Doch, wo zu viel Geld ist, da lauert nicht weit der Dieb. In meiner Phantasie wird die ganze schreckliche Zeit der spanischen Kämpfe gegen England, Holland, Frankreich lebendig, denn war es nicht auf der Reede dieses Hafens, da, wo jetzt mit aufgeregtem Geschrei die Sturmmöven streichen, wo der Engländer Drake erschien, um die Stadt zu plündern? Hier tauchte später auch Lord Essex auf und zerstörte vor den Augen der Bewohner, die von ihrem Dachtürmchen aus zusahen, 13 spanische Kriegsschiffe und 40 große Gallionen aus Amerika. Nach diesen entsetzlichen Tragödien machte die Stadt Bankrott, was wiederum das Unheil über Tausende von Familien zusammenzog.

Doch was vermag nicht Gold, wenn es wie Wasser aus einer Quelle fließt? Die amerikanischen Kolonien richteten mit ihren Edelmetallen das am Boden liegende Kadix wieder auf, doch nur zu einer kurzen Blütezeit, denn bald verlor Spanien auch seine Goldquellen. Kadix glich nun einem Soldaten, der kämpft, sich tausend Wunden holt und sich schließlich verblutet.

Die große Stille kam. Seitdem lebt die Stadt ohne den großen Atem meerbeherrschender Völker. Etwas idyllisch Bürgerliches zog sie sich an, freilich über ein Wesen, daß das Blut all ihrer Vergangenheiten durchfließt.

Aus dieser Zeit stammt das Kadix, worin ich auf einer alten Festungsmauer sitze und mir dies alles viel ausführlicher, viel lebhafter einbilde, als ich es beschreiben kann, und jene Weite fühle, die sich so perspektivisch sagenhaft vor mir ausdehnt. Und siehe, die Weite wächst so ungeheuerlich, als wolle sie das Land und die Stadt verschlingen, wenn sie sich nicht rührt und arbeitet.

Und sie arbeitet und wetteifert im Handel mit Barzelona, Malaga, Bilbao. Ausgeführt werden namentlich die berühmten Xeres-Weine und andalusischen Früchte; ferner Fische, Korkholz, Blei, Quecksilber. Es hat eine Kunstakademie mit einem guten provinzialen Museum, eine großartige, wenn auch spätbarocke, streng und kühl gehaltene Kathedrale aus Sandstein und Muschelkalk; auch eine alte, doch unbedeutende. In dem ehemaligen Kapuzinerkloster, das jetzt eine Irrenanstalt ist, sah ich Murillos letztes Bild, die Verlobung der heiligen Katharina, eines seiner schönsten, worin das andalusische Licht der Gegend die Körper himmlisch verklärt. Die Augen selber noch gefüllt von dieser Verklärung, fiel der große Maler vom Gerüst ins Dunkle, in die Weite des Todes. Und das geschah in Kadix, woselbst den Besucher die Enge des körperlichen Lebens erdrücken würde, wenn auch er sich nicht dagegen wehrte, sei es auch nur durch die Flucht, die Arbeit oder durch die Tätigkeit des bildnerischen Träumens von seelischen Unendlichkeiten.

DAS HERZ SPANIENS

1. Die Lichterde und ihre Menschen

Sevilla heißt die Stadt, und sie ist amtlich nur die Hauptstadt Andalusiens. Das ist das Lichtland (Andaluz - Geh in Licht), das schon in der Bibel als Tarschisch oder Tharsis, das silberreiche, genannt wird. Unter den Römern hieß es Baetis nach dem Strom, der es vom Osten nach Südwesten in Bogen und Windungen durchfließt, die aus Wildheit und Launigkeit zur heiter ruhigen Anmut werden. Das Land umfaßt Gebirge (die Sierra Nevada und die Serrania von Ronda), die die höchsten Spaniens sind. Es ist ein Faltenland, das sich dem Mittelmeerbecken in mächtig zerklüfteter doch stets klarliniger Großartigkeit zukegelt, während die Ebene, die es mit gewaltigen Armen als eine fruchtbeladene Schale hält, dem Atlantischen Ozean zu sich öffnet.

Die zum Teil steppenhafte Ebene gehört zu den jüngsten Erdstrichen Europas. Erst in der Tertiärzeit erhob sich hier in lieblich schwingenden Parallelfalten der Boden, doch an seinen höchsten Punkten nur in etwa 150 Meter Seehöhe.

Dieses von Gebirgen umhegte Land überwölbt ein Himmel so herrlich, daß man sagen muß, das Licht rauscht durch seine Rundungen. Alles unter ihm ist wechselreich: das Klima, die Berge, die Ebene, der Strom mit seinen wasserreichen Nebenflüssen, die Pflanzenwelt, die Tiere und die Menschen; doch alles in sanft mildem Maß, das weder Eis noch Wüstendürre kennt. Seine Menschen sind so schön wie die

Pflanzen und seine Tiere auch. Hier ist die Heimat der edelsten Stiere mit dem feingebauten Kopf und den zierlichen Fesseln, die so schön die gewaltige Kraft der Schulter tragen. Hier sieht man Pferde, wie wir sie nur von den alten Bildern der Maler her kennen; Pferde mit langbeweglichen feinen Gelenken, breiter Brust und kleinem Kopf.

Der Strom ist die am meisten schöpferische Kraft dieser Gegend. Sein Gebiet war die große Flur, wodurch die Völker des Südens, namentlich die der Iberer, nach dem nördlichen Spanien drangen; die Handelszüge der Phönizier und der Karthager, die Eroberungszüge der Römer nahmen den gleichen Weg. Und danach endete hier die römische Weltstraße: Rom, Alpenweg, Gallien, Pyrenäenpaß, Saragossa, Barzelona, Valenzia, Kordova, Sevilla. Es ergossen sich vom Nordwesten und vom Osten seawärts die Vandalen und die Goten in dies Gebiet. Die Mauren strömten wieder vom Mündungsgebiet des Stromes herein, und sogar die Wikingier kamen vom Norden her ebenso hinaufgesegelt. Die Normannen schlugen hier eine siegreiche Schlacht.

Ansässig machten sich zuerst die Turdetaner, die kunst- und sinnreichsten unter den Iberern, dann die Phönizier, Karthager, Römer, die Maren und schließlich die Kastilier. Der Strom nahm sie in seiner Ebene alle gütig auf und formte sie.

Die Wasser dieses Stroms sind undurchsichtig von einem matten Gelb, worauf sich durch die schuppigen Wellen das lila und violette Licht weich und blinkend bricht; in den Regenzeiten nimmt das Wasser die fast korallenrote Farbe jenes Tons an, woraus gerade hier so herrliche Krüge gedreht wurden.

Dieser Strom ist der Träger wechsellvoller, für Spanien und die ganze Welt bedeutsamer Geschieke. Das Silber seiner Ufergelände lieferte den Phöniziern, den Karthagern und Römern die Mittel zu ihrer Kultur; die Fruchtbarkeit seiner Triften diente denselben Völkern, besonders aber den Mauren, zu denselben Zwecken. Unter den Kastiliern fuhren von hier aus Kolumbus und seine Nachfolger ins unbegrenzte Weite und verknüpften des Stromes Städte und ganz Spanien mit den neuentdeckten Erdteilen, die sie auch von hier aus kolonisierten. In den Hafenstädten des Stroms landeten die Galeonen, die unermessliche Schätze an Silber und Gold heimbrachten.

Der Verkehr, zu dem dieser Strom immer von neuem lockte, hatte die gewaltigsten religiösen Kämpfe zur Folge. Zur römischen Zeit zwischen Christentum und Heidentum tranken seine Wellen gar oft Märtyrerblut. Zur gotischen Zeit wurde hier der Kampf zwischen Arianertum und dem heutigen katholischen Christentum zuerst im Volke entfacht. Unter der Herrschaft der Araber tobten hier ganze Ketten von Schlachten für und gegen die Christen, die mohammedanischen Fürsten und nordafrikanischen Sekten. In neuerer Zeit hat das Stromgebiet an weltgeschichtlicher Bedeutung verloren, doch alle großen Bewegungen brodeln auch hier. Hier tagte zuerst die erste Synode des spanischen Protestantismus. Zeitweise bildeten hier die revolutionären Bewegungen des spanischen Sozialismus eine starke Kraft. Der neu aufkommende Luftverkehr zwischen Europa und Südamerika soll von hier ausgehen. Wahrscheinlich ist es, daß der Strom und sein Gebiet in der Zukunft der Völkerkämpfe und Völkerverschiebungen zwischen Afrika und

Europa erneut eine heute noch nicht geahnte Bedeutung haben wird.

Die Hauptstadt, die der gelbe Strom in so lieblichem Bogen umfaßt, Sevilla, spiegelt diese Vergangenheiten wider wie seine Wellen, undurchsichtig, tief. Und das Leben ihrer Menschen ist wie des Stromes Gewelle, tonfarbig, schön, blinkend, heiter; aber auch weich und geschmeidig, fähig, sich allem anzupassen, ohne sich zu verlieren. Mit der Natur dieses Stromes und seiner Gebiete geheimnistief verschlungen sind die Menschen ursprünglich geneigt, stets Partei für jene zu ergreifen, die in irgendeiner Form die Rechte der Natur gegen die Absichten eines geistig gesellschaftlichen Menschentums verteidigen. So liebt und verherrlicht der Andalusier die Schmuggler, die Straßenräuber, die Bettler. Aber ebenso begeisterte ihn einer seiner frühesten kastilischen Herrscher, Peter der Grausame, nur weil dieser Blaubart auf großartige Weise zwar oft grausam, doch stets ehrlich nach den Instinkten seiner menschlichen Natur handelte.

Klug wittert der Andalusier den Wind wie die Wetterfahne auf seinem berühmten, frauenhaft schönen Giraldataurme. Seine ganze lange Geschichte hat wenig Heldenhaftes im Stil der Aragonier Saragossas oder der ernsteren, unbedingteren Kastilier. Jeden Vorteil weiß er allerdings glanzvoll und dann auch tapfer zu verteidigen. Im blutigen Streit zwischen dem erbberechtigten Alphons X. und dessen Sohn Santscha, hielt die Stadt klug zum ersteren. Ihr Wappen, die Königskrone, wurde zum Lohn mit einem bedeutungsvollen Knoten und die vor- und nachgestellten Silben no-do (no me ha dejado, sie hat mich nicht verlassen) geziert; auf



Neue Kathedrale in Salamanka



Ronda. Stadttor

allen Zieraten der öffentlichen Gebäude und Anlagen erblickt man diese bedeutsamen Silben.

Sevilla ist auch eine der wenigen großen Städte Spaniens, die im 16. Jahrhundert bei dem Aufstand der Städte gegen die Schablonisierung durch die zentral denkenden kastilisch-habsburgischen Könige zur richtigen Zeit feinwitterig die Aussichtslosigkeit des Aufruhrs erkannten. Als die treue Stadt verstand sie sich da abermals beliebt zu machen, wofür Karl V. sie wiederum mit einem herrlichen Spruche, aber auch mit vielen handgreiflicheren Belohnungen ehrte.

Keine moderne spanische Stadt weiß auch soviel aus sich zu machen wie Sevilla. Mit der Eitelkeit der Frau hält es auf guten Ruf, kleidet sich, putzt sich und fördert sich durch alles; durch seine Frömmigkeit sowohl wie durch seinen Handel, durch seine Feste wie demnächst durch die große iberisch-amerikanische Ausstellung.

Diese Stadt ist im tiefsten und gänzlichen Sinne weiblich. Der gelbe Strom ist ihre Kraft. Vom Ozean her wellt bis hierhin sichtbar jene geheimnisvolle Beziehung der Wasser zum Monde, die auch das Blut der Frau steigend und fallend erneuert. Ebbe und Flut des Guadalquivir sind je nach den Jahreszeiten verschieden. Die Ebbe kann gefährlich seicht, und die Flut, die die großen Schiffe und all ihren Segen bringt, so stierhaft stark werden, daß ihr langwelliger Rücken im Sturm oder auch unvermittelt das eine oder andere von den Schiffen auf den Kai schleudert. Treten Regenfälle dazu, dann schwillt dieselbe Flut oft zu den berüchtigten Avenidas an; sie läuft in die uralte Vorstadt Triana und wellt bis in das Herz Sevillas. Die Stadt zittert und pocht

bis in jedes Menschenherz mit vom Geheimnis der Naturereignisse, von Zerstörung und Erneuerung, vom Steigen und Fallen aller Kräfte, vom Tod und Leben. Dazu spannt sich die Atmosphäre eines Klimas so fein, so hell wie einer Harfensaite Ton und erfüllt die Menschen mit dem Zauber des Glückes. Diesem Klima vertrauen sie instinktiertig erdverwachsen wie eine Frau.

So auch ist ihr Wesen mit ihrem Körper ein Wellenspiel des Ausgleichs von Höhe und Tiefe, von Stoß und Gegenstoß, von Unruhe und Ruhe, von Kraft und Gelassenheit, von Leben und Tod. Oberflächlichem Auge könnte es als ein leichtsinnig Spiel erscheinen. Im Stierkämpfer, dessen Art hier am vollkommensten und natürlichsten erwächst, wird dies Spiel mit dem Tod selber ausgefochten, und die Gefahr macht groß, was sonst nur grausam wäre; die rote Farbe des Blutes erregt im Stier die Wollust der Geschlechtskämpfe, und auch das Blut der Zuschauer schäumt in abgründigem Rausch. In Figuren wie die der Carmen und die des Don Chuan gähnt neben dem fast frivolen Spiel mit Herzen nicht minder jene schauerliche Tiefe, wo der Tod lauert, doch nicht gefürchtet wird.

Alles verklären diese Menschen durch ihre Phantasie. Das Kleine wird groß und das Große märchenhaft, und das Böse verliert sein Gift und seine Stacheln. Es ist eine Phantasie, die auf selten praktische Weise selbst das Unangenehme noch erträglich macht. Das Salz eines bildhaft und gemütreichen Witzes würzt auch die gewöhnlichsten Gerichte des Lebens zum Genuß. Zu dem so gestalteten Freudenrausch der berühmten Kirmestage, der ferias, gehören aber auch die ähnlich gestalteten Abgründe der Klage

und des Schmerzes der nicht minder berühmten Prozessionen und Feierlichkeiten der Karwoche. Sie gehören zueinander wie Tag und Nacht, Sonne und Finsternis, Ebbe und Flut, Leben und Tod.

Die Seele schwebt durch solche erdhafte Spannungen in wundervoller Anmut. Und diese ist es, die den Verkehr in der Stadt, das Gehen der Körper, die Mühe des Tragens und Ziehens in dem gewöhnlichsten Arbeiter noch zu einer Schönheit prägt. Dieses Schweben in den Angeln der tiefsten irdischen Gegensätze verleiht den Frauen jenen rätselhaft unergründlichen Zauber, der nicht nur, wie sonst wohl im südlichen Spanien, in der Ebenmäßigkeit der äußeren Formen liegt, sondern im Ausgleich von der Schwere des Körpers zur Leichtigkeit der Seele. Manchmal scheinen die Frauen nur Schatten, nur Lichtspiegelungen zu sein, so durchhaucht schreiten sie über die leuchtende Erde. Eva ist es im Paradieszustand, kurz nachdem ihre Form aus dem schönfarbigen Lehm der Erde vom Kusse des Schöpfers göttlichen Hauch eingeflüstert bekommen hatte. Die Art dieser Frauen sich zu kleiden, schwarze Schleier über einen hohen Kamm am Hinterkopf zu tragen, erlaubt die schelmenhafteste Koketterie und den vornehmsten Stolz, die weltlichste Freude und die ernsteste Frömmigkeit zu schmücken. Keine europäische Frauenmode erschien mir so ehrlich und so schön, so spitzfindig und so einfach dem Wesen der Frau gemäß wie diese.

Die Schwärze ihrer Hauptkleider und ihrer Haare läßt jene Farben, die die Sinnlichkeit erregen: die roten in Blumen sowie in den Mustern der seidenen, prunkvollen Schultertücher wie wollüstige Flöten-töne erklingen. Die Trägerin aber verhüllt ein un-

erklärliches Lächeln. Hier schwebt die Unschuld süß über den Abgründen der Leidenschaften.

Frauenhaft, mit einem Zug ins Mütterliche, ist das Leben dieser Stadt. Die Kinder werden mehr als sonst in Spanien als Hauptpersonen behandelt. Überall nehmen sie die Mütter mit; sogar in die Theater und Kinos, und sei es abends. Die Mütter trennen sich kaum davon und säugen sie, wenn es sein muß, öffentlich mit dem schönsten Stolz. Auf der Straße behandelt man sie wie Erwachsene, geht ihnen höflich aus dem Wege; doch die Kinder geben diese Liebe zurück; sie mißbrauchen sie selten; feinsinnig fühlen sie schon alles, was verpflichtet. Auch ihr junges Dasein schwebt göttlich wie die Putten und Kinder Murillos, des andalusischen Malers, zwischen Geben und Nehmen, Liebe und Sorgfalt, Licht und Schatten.

Diese einzige Stadt führt ein Dasein so weiblich stolz, daß selbst ihre öffentlichen Stimmen, die Zeitungen, ihr Gepräge davon erhalten. Das, was die Menschen des Nordens in den Zeitungen wesentlich suchen: Berichte über Politik, Handel, Wirtschaft wird mit einer versteckten Schelmerei behandelt, wenn es nicht ganz als knappe Notiz nach hinten gesetzt wird. Doch alles, was das Gemüt bewegen kann: das Leben in der Not, in der Freude, in Arbeit und Genuß nimmt den größten Platz ein. Gerichtsprozesse, politische und wirtschaftliche Reden erscheinen auf die natürlichste Weise als geistdurchsalzte und durchpfefferte Plaudereien.

Ist es nicht selbstverständlich, daß diese Erde zum Schutzpatron eine Frau hat? Die höchste Frau des christlichen Glaubens? Jene, die das menschliche Leben im tiefsten Schmerz und in der höchsten

Wonne zu führen, begnadet wurde? Jene erhabene Frau, in der die Wirbel jenes Unfaßbaren, das in der Liebe einer Carmen den Tod ruft, und das in der Leidenschaft eines Don Chuan das Unglück vieler Herzen beschwört, geebht erscheinen durch das Mysterium der unbefleckten Empfängnis? Gott selbst glättete ihr Wesen zu einem Spiegel der allschöpferischen Güte. Dieser zugleich jungfräulichen und mütterlichen heiligen Maria haben die Andalusier aus tiefster Verbundenheit mit ihrer Natur, die der gelbe Strom befruchtete, ihre Erde geweiht. Die Feier ihrer unbefleckten Empfängnis ist eines ihrer größten und innerlichsten Feste. Die Kathedrale ist nach ihr benannt und die Volksseele von ihr durchduftet.

Durch den Volksmund gewinnt die frauenhafte Zuversicht zum Glück wundervolle Gestalt. Man hört es aus vielen, für uns fast lächerlichen Aussprüchen. So, wenn die Eisenbahnwaggon keine Bremse haben, was oft vorkommt, auf eine Sorgenfrage des Reisenden einfach geantwortet wird: Wir fahren über die Erde der heiligen Jungfrau. Lose zerbröckelnde Planken auf Brücken, los dastehende Wände von alten Häusern oder Kirchen werden selten rechtzeitig wieder hergestellt, weil man sein Leben im Schutze der heiligen Jungfrau genügend gesichert glaubt, um sich wegen solcher irdischer Kleinigkeiten zu früh Unkosten und Mühe zu bereiten.

Doch auch die engeren Schutzpatrone der Stadt sind Frauen; zwei Kinder des Volkes. Sie waren gebürtig aus Triana, der zigeunerhaften Vorstadt. Rechts am Strom liegen dieser berühmten Vorstadt Häuser wie Unmengen von weißen Glückswürfeln, die jeden Abend von einer Aureole der untergehen-

den Sonne umstrahlt werden. Justa und Rufina heißen die beiden Heiligen, die nach der Legende den Märtyrertod erlitten, weil sie lieber grausam sterben als nur einmal vor der verabscheuten punischen Venus ihr Knie beugen und opfern wollten. Sie handelten mit Töpferwaren, mit jenen schönen Tonkrügen, deren Farbe dem Gelbrot des Flusses gleicht. Auch ähnelt diese berühmte sevillanische Ware in der Farbe oft jenem matten braungelb getönten Hauch, der auf den Gesichtern der alteingesessenen Bewohner so bronzeruhig liegt. Tonerde, das ist das Material, worin sich die Menschen ihre erste Sehnsucht formten.

Former zu sein in Ton, in Farbe, in Wort, in Sitte ist der Sevillaner leidenschaftlichster Trieb. Selbst die römischen Kaiser Trajan und Hadrian, die hier geboren wurden, führten mit formsuchenden, formliebenden Händen die Zügel des römischen Reiches. Durch ihre Gunst verschönte etwas vom Glanz Andalusiens die Größe Roms.

Diese Lichterde am gelben Strom durchbebt fruchtbar eine Weiblichkeit, die seinen Bewohnern alles in so feinen, mildschönen Maßen vollenden läßt, was sie auch unternehmen mögen. Ob sie eine Mauer oder eine Hütte oder moderne Häuser, wie die zur neuen iberisch-amerikanischen Ausstellung bauen; ob sie einen Kittel oder einen andalusischen Festanzug tragen; ob sie gehen oder laufen; ob sie betteln oder Almosen geben; alles ist von einer Anmut, die das Auge beglückt.

Ganz natürlich werden diese Menschen zu Vorbildern der Graciosos der kastilischen Komödie; zu Vorbildern der Leporellos und Figaros; zur Heimat mancher großer Maler wie Murillo, Herreras, Ve-

lasquez und vieler, vieler geringeren. Zurbaran lernte hier. Ebenso zeugte die Stadt eine Menge mehr oder weniger bedeutender Schriftsteller. Cervantes lebte hier eine Weile, nicht ohne auch seinerseits, wie jeder Mensch, von dieser farbenstrahlenden Lichterde unermessliche Gnaden zu empfangen.

Auf weiblich fruchtbare Weise und in schelmischer Heimlichkeit ist Sevilla das Herz ganz Spaniens, und es ist wahr, was man von ihr sagt: Wer Sevilla noch nicht gesehen hat, der hat das Wunder noch nicht gesehen.

2. Das Mosaik der Stadt und seine Zaubergärten

Man sieht die weibliche Stadt sich in einen Bogen des gelben Stromes wie in eine stölze und mütterliche Gebärde der Hut schmiegen. In ihrem östlichen Teil erhebt sich viereckig aber blumenschäftig leicht das Minarett der abgerissenen Moschee, deren Platz jetzt das gotische Münster einnimmt. Auf diesen schönen und berühmten Turm, der wegen der Wetterfahnenfigur seiner christlich gestalteten Spitze Giralda genannt wird, könnte man mit einem Esel oder einem Pferde reiten, denn er hat statt der Treppen einen sanft und rund aufschwingenden Wegsaum aus Backsteinen. Von einem seiner zahlreichen Öffnungen in Hufeisenbogen erblickt man das Liniengeschlinge der flachbedachten Häuser. Teppichartig breitet sich ein Mosaik in jenen scheinbar unregelmäßigen, stets neuen Mustern, wie es die Araber auf den Böden ihrer Moscheen, in bunten Glasursteinen an die Wände, in Stuckornamenten auch an die Gewölbe und Decken zu schaffen liebten.

Freilich geschah dies künstlerisch bewußt, während ihre Dörfer und Städte so nach und nach und ganz natürlich aus ihren religiösen und wirtschaftlichen Beziehungen zum Licht und seiner Erde durch enge Gassen mit kubischen Häusern das bezaubernde Bild eines riesigen Mosaik gewannen. Toledo, das hügelige, und Sevilla, das ebene, sind die schönsten Beispiele auf spanischem Boden.

Von der Höhe der Giralda aus betrachtet, zeichnet das wundervoll klare und liebkosend weiche Licht die Straßen als Schattenrisse. Sie sind dunkelfarbig. Mal ein Rot und mal ein Grün oder ein Violett tönt sie sanft und unfafßbar. Mit den flachen Dächern, den maßvoll schönen, zum Teil noch maurischen Türmen der vielen Kirchen und Klöster bilden sie rebusartig anregende und bestrickende Formen. Durch das wandelnde Licht des frühen Morgens oder des Abends gegen Sonnenuntergang belebt sich dieses geometrische Mosaik zu religiösen Runenzeichen, die fremd sind für den abendländischen Verstand, die aber nur um so süßer die Seele des Betrachters zur Frommheit stimmen.

In einem weiten Kranze liegen um dieses zartfarbige, helle Mosaik die modernen Fabriken für Tabak, Hanf, Seife, Fayencen, Porzellan, Leder, Salpeter, Kork, Seide, Wolle, Maschinen. Hier hindurch schlängelt sich durch die Mitte der Stadt die marmorgepflasterte nur für Fußgänger bestimmte Sierpes (Schlange), die abends im Licht und Schimmer der reichen Läden in tausend Farben schimmert.

Wir steigen höher im Turm und sehen den gelben Strom sich winden und hie und da eines der Schiffe der großen Handelsstaaten hin- und zurücktragen.

Im Frühjahr und Sommer kehrt der Blick immer wieder gern auf große, üppige, grüne und bunte Farbenkleckse zurück. Das sind die Zaubergärten.

Das also ist die Stadt. Am westlichen und nördlichen Horizont umsäumen die geschwungenen Linien von Hügeln fein wie Augenbrauen dies städtische Gebilde.

Wandert der Besucher durch das Mosaikgeschlinge der Straßen, so werden seine Füße leicht, und seine Augen können sich nicht satt an dem Zauber der Gassen, ihrer Linien, ihrer Winkel, ihrer Plätzchen, ihrer Farben schlürfen. Alle Häuser zählen eins, zwei, höchstens drei Stockwerke, sind zart weiß, grünlich, lila, gelblich angestrichen, tragen Fenster und Balkone mit schönen Gitterwerken, die frühjahrs und sommers meist alle mit Blumenranken und Gewinden farbig belebt sind. Durch die äußere, fast stets offene Tür schaut das Auge auf eine Gitterpforte, die wechselreich und so schön ist wie ausgespanntes Spitzenwerk. Durch sie hindurch enthüllt sich ein Teil des Innenhofes, den stets Arkaden und Blumen, oft auch Springbrunnen schmücken. Von Marmor ist meist der Fußboden, und oft laufen noch frohbunte Glasursteine in einer hohen Borte unten an den Wänden entlang. Hier ist es kühl, und das Licht spinnt glitzernde Gewebe hinein. Es ist auf tausend Weise entzückend, und die Familie, die hier in den vielen warmen Monaten lebt, haust wie in einem Märchen aus Stein, Blumen, Licht.

Haus lehnt sich so an Haus, und jedes zeigt etwas vom Zauberschrein des Innenhofes; Gassen bilden sich, deren jede eine poetische Stimmung durchschwebt, die Maler und Dichter verklärt haben.

Schon ihre Namen wecken die Phantasie und erfreuen.

Von den Plätzen ist der Fernandoplatz in seiner renaissanceartigen Regelmäßigkeit mit seinen hohen stillen Palmen und dem berühmt schönen Stadthaus trotz des großen Verkehrs voll vom erhabenen Frieden.

An den vielen anderen Plätzen, und oft auch in den Straßen, bilden die alten Kirchen Sammelpunkte stärkerer und reiferer Reize. Fast alle Kirchen tragen aus alten romanischen oder maurischen Zeiten wunderbare Einzelheiten. Ihr Inneres, oft mit alten maurischen Hufeisenbogen oder auch mit bunten Glasursteinen geschmückt, ist reich an schönen malerischen und bildnerischen Werken, die alle mit dem Seelenleben und den Schicksalen der Gemeinde so herzlich, so innig verknüpft sind, daß selbst der Fremde es spürt. In süßem Schauer fühlt er sich im Allerheiligsten einer wahrhaftigen Gemeinschaft. Man begreift ehrfürchtig, daß die Sevillaner ihre Pfarr- und Klosterkirchen mehr lieben als ihre Kathedrale.

Dennoch ist diese eines der größten und vollkommensten gotischen Bauwerke der gesamten Christenheit. Auch sie ist verknüpft mit Resten maurischer Schönheit. Nördlich von ihr liegt der schwungvoll großartige Orangeriehof, teils umgeben von der alten zinnengekrönten Moscheemauer. Ihr schräg gegenüber, nordsüdlich, liegt der maurische Alkazar, das alte Schloßgebäude. Die Kathedrale selbst baut sich ungeheuer auf als ein Zeugnis des christlichen Abendlandes inmitten der maurisch fühlenden und bekennenden Umwelt, doch still, feierlich, groß, nicht fanatisch wie die Kathedrale

von Toledo. Ihr Inneres ist von einer solchen farbig durchblüteten Größe, daß vor dem ersten Eindruck alle Gedanken und alles Bewußtsein des Besuchers von seinem Ich schweigen. Gewaltig regt sich die Seele im Körper; sie durchorgelt ihn, beladen mit dem durch die körperlichen Sinne auf sie einströmenden Gott. Die Schönheit wird zum engelhaften Propheten von der göttlichen Unermeßlichkeit, Allmacht und Güte. Ja Güte. Der Körper weiß sich nicht zu lassen. Mit Mühe erwehrt er sich eines Taumels. Er sinkt auf einer der Bänke vor dem Hauptaltar nieder, nimmt unbewußt die Stellung eines Betenden an, während seine Seele vor Glück schluchzt.

Nur mit nüchternen Zahlen und Namen kann man von dem Unaussprechlichen zeugen. Fünf Schiffe wölben sich in einer Länge von 116,9 Meter und in einer Breite von 76 Meter. Das Mittelschiff ist 16,1 Meter breit und 36,38 Meter hoch. Man stelle sich diese Pfeilerschlankheit von 36,38 Meter Höhe vor. In ungeheurer Größe hat sie die Reinheit und Schönheit der Lilie. Die Seitenschiffe sind 10,9 Meter breit und erheben sich 25,75 Meter hoch. 75 Glasgemälde aus dem 15.—19. Jahrhundert erzählen in stiller Blumenglut von den Feiern der christlichen Seele. 37 Seitenkapellen strahlen aus ihrem lichtdurchwölkten Dämmern den Farbenzauber bedeutender Gemälde und unvergeßlich die Gebärden schöner Bildsäulen. Am eindrucksvollsten ist der Hauptaltar mit dem herrlichen Gitter eines Meisters, der sich in der Leidenschaft, es nach seiner Vision auszuführen, ruinierte. Was für ein Mensch, der sich für sein Werk ruiniert, wie heute ein Rennstallbesitzer es wohl seiner Pferde wegen tut, oder wie

heute ein Spieler des Glückstaumels wegen verarmt und verkommt. Das Gitter dieses wundervollen Schmiedemeisters wetteifert mit jener andern Schönheit, jener des Hauptaltars, die in dem gewaltigen Retablo eines gotischen Holzbildwerkes, das fast so hoch wie die Pfeiler selbst ist, gestaltet wurde. Um und über dem silbernen Bilde der heiligen Jungfrau türmen sich 44 Darstellungen aus dem Leben Mariä und aus der Bibel, von verschiedenen Meistern ausgeführt, jedes einzelne so schön, daß man wünschen möchte, es nah vor sich zu haben, um seine Linienanmut Zug nach Zug in sich zu trinken. In dieser Kathedrale ruhen einige Könige, und ein großer Sarkophag hütet jenes Eroberers der Ferne, Christoph Kolumbus, Überreste, die ähnlich wie der Geist des Lebenden eine reiche Reisegeschichte hatte, bis daß sie hier landen konnten.

Weniger stark als die Kathedrale vom christlich-gotischen Geist, spricht der maurische Alkazar vom mohammedanisch-orientalischen. Vieles an ihm und in ihm ist von Baumeistern, die christlich gewordene Nachkommen der Mauren waren, im Auftrage der spanischen Könige gestaltet. Im Vergleich zu dem Bau des Münsters, wo sich die Erdschwere durch die äußere Höhe verflüchtigt, wird in den maurischen Bauten die Schwere der Bogen und Gewölbe durch das Geheimnis der feinschäftigen Säulen spielerisch weggehaucht. Ihr Anblick macht die Seele so leicht wie den Raum. In allen Sinnen bis zu den Fingerspitzen fühlt man sich durchrieselt wie von jener kristallisch köstlichen Atmosphäre des andalusischen Himmels, der alle Körperlichkeit zum flügelleichten Schwunge bringt, so fein, so weit, daß es auf andere wie gotische Weise unendlich, uner-

sättlich wirkt. Das Auge ruht weidend auf den teppichbunten Glasurornamenten der Bekleidungen und den berauschend farbigen Ornamenten der Wände, Decken und Gewölbe und nimmt auch hier die Sensation einer in Einzelheiten aufklingenden Unendlichkeit der Phantasie in sich auf. Am reinsten und köstlichsten wirken die Stirnseite des inneren Eingangs, der Mädchenhof und der Gesandtensaal.

Bestrickend umfaßt wird der Besucher von solchem Arabeskenschwung beim Durchwandeln der Gärten Sevillas. Am stärksten geschieht es in den Gärten des Alkazar und in denen des weit ausgedehnten, bis fast an den gelben Strom reichenden Parks Maria Luisa.

Keine endlosen Weiten und Perspektiven, keine geometrisch folgerichtig gezeichneten Flächen mit geschorenen Bäumen und Hecken wie in den französischen Gärten der Verständigkeit; auch kaum etwas von den englischen Gärten, worin die freie Natur mit der Schmiegsamkeit schwärmerischen Gefühls nachgeahmt ist; noch weniger etwas vom modernen deutschen Garten, den die Liebe zur dynamischen Verteilung von Farbenflecken, von Wipfel und Gebüschmassen architektonisch gestalten möchte; wenig dergleichen bildet das Entzücken der sevillanischen Gärten, obschon es leicht wäre, hie und da englische und französische Einflüsse, namentlich in den Gärten Karls V., im Alkazar festzustellen. Rein linienhaft bezaubert wieder jene mehr arabische Art, das Gefühl von der schöpferischen Unendlichkeit der Natur durch eine schier unendliche Abwechslung arabeskenhafter Formen im einzelnen zu erregen. Kaum ähnelt ein Gang einem zweiten; kaum eine Steinellipse, ein Kugelrund, kaum ein Recht-

eck, Viereck oder Vieleck dem andern. Ein jedes ist verhältnisklar und übersichtlich, denn es ist mal höher, mal niedriger gelegen. Die mal langausgedehnten, mal kleinen Ruhebänke, alle aus Backsteinen und bekleidet mit buntfarbigen Glasursteinen heben die Übersichtlichkeit der im Grün schwelgenden Teilformen märchenhaft erzählerisch hervor. Sehr viele kleine, zum Teil treppig in den Boden, zum Teil rundbeckig hoch gebaute Springbrunnlein steigern die träumerische Heimlichkeit der Teile. Sie schaffen aus dem großen Gartengelände viele ganz kleine Einzelgärtlein mit mosaikartigen Mustern aus Hecken, Blumen, Glasursteinbänken und wohl auch Bildsäulen.

Die Gewächse selbst freilich erfüllen, selbst wenn sie wie die Hecken beschnitten sind, die Arabeskenmuster mit einem solch überquellenden wucherisch üppigen Leben, daß bei ihrem Anblick das Auge trunken wird. Hier hat der Mensch aus der Natur köstliche Gedichte geformt. Hier gibt es in den günstigen Jahreszeiten Hecken aus Margeriten, deren weiße Blüten dick wie frisch gefallener Schnee aussehen; Azaliehüchte und Hecken tragen ihre rosigbläuliche Blütenpracht wie ein stürmisches Jauchzen. Langhin an den Gebüschteilen ziehen sich Rosenhecken, die schäumend blühen, eine lange, lange Welle aus Rosen, deren Lippen beseligenden Duft ausströmen.

Teppiche aus Veilchen breiten sich weich und demütig aus; ebenso farbenschwelgend Hyazinthen, Narzissen, Anemonen und Asphodoleen. Glyzinentrauben hängen in einer Fülle, daß der Wipfel schwer sich beugt. Blühende Kamelienbäume stehen in ihrem keuschen Wachsglanze weiß und rot wie

ungeheure Bukette; kaum sieht man dazwischen die lackschimmernden Blätter. Die Wipfel der Apfelsinen-, Mandel- und Pfirsichbäume bewegen sich leicht im Wind, und von fern glaubt man einen Blütensee wogen zu sehen. Hoch darüber hinaus strahlen die Fächerkronen langsäuliger Palmen so blendend in der andalusischen Lichtflut, daß ihr grüner Saft kristallisch durchfunkelt erscheint. Die seltsamsten südlichen Gewächse und Blumen erwecken durch ihren Formenreichtum die sagenhafte Fülle der Ferne.

O Farbenrausch, o Farbensprache! Wer faßt diese Symphonien, diese Fülle! Seltene, bei uns unbekannte Vögel huschen durch das Palmengestrüpp. Drosseln flöten so voll im Ton, so metallisch stark, wie man es nie zu hören glaubte. Weiße Tauben fliegen sanft wie Liebesseufzer, und die Pfauen tragen stolz ihre grün, blaugold schimmernden Schleppen, breiten sie eitel aus, drehen sich und stehen schweigend unter ihren Federrädern, die wie ein gotisches Glasfenster die Pracht der Schöpfung ausschimmern. Man verstummt im Schauen.

Doch noch mehr als Lust und Wonne des Spaziergängers bedeuten diese Zaubergärten. Ihre unendlichen Duftseelchen schwärmen aus in die ätherisch klare Luft, hängen sich an die feinen Staubkörnchen, an die zarten Bläschen der nächtlichen Feuchtigkeit, lassen sich vom kaum wahrnehmbaren Gesäusel, das der Wechsel des Lichts hervorruft, über die ganze weite Stadt schweben. Sie vermischen sich dort mit den Gerüchen all der vielen Blumen, die in den Höfen, auf den Balkonen, an den Zinnen der Mauern und auf den Dächern stehen, ringeln, ranken. Die weibliche Stadt ist jetzt so vornehm durchdüftet,

wie sich selbst keine Dame der Gesellschaft zu parfümieren vermöchte. Es regt die Menschen seltsam an. Bis in die unbewußten Tiefen ihrer Seele wird liebkosend gestärkt die Gabe zur Anmut, zur Höflichkeit, zur Lebensheiterkeit und jenem rätselhaften fatalistischen Vertrauen zum Glück.

Wenn der Besucher nach solchem Genuß von neuem durch das Arabeskengeschlinge der Gassen wandelt, spürt er überall ein stilles, heimliches Lächeln, wie es auf den Gesichtern der großen Heiligen und weltlichen Figuren der andalusischen Bildwerke liegt. Auch seine Seele taucht in tiefe geheimnisvolle Brunnen und kann sich von dieser Stadt, wo die Spannung großer Gegensätze so vogeleicht schwingt, schwer loslösen.

3. Die Karwoche im Kranz der Feste

Neben den vielen anderen andalusischen und auch spanischen Städten feiert Sevilla die Karwoche am außerordentlichsten und prunkvollsten. Diese Feier ist zwar ein Besinnen auf den Weg, den die christliche Seele geht, doch keine grüblerisch theologische Gedanken, keine denkerhaft die ewige Wahrheit suchende Unruhe erfüllt die sevillaner Volksseele. Das Erwachen der Natur an ihrem fruchtbaren gelben Strom unter den Segengüssen ihres Lichts brodelt in ihnen, erregt ihr Blut, und sie müssen dieser inneren Erregung Ausdruck geben und diese Ausdrücke einander mitteilen. Bei allen ihren Festen klingt aus den tiefen Untergründen ihrer Seele das Pochen der Natur in ihren Jahreszeiten nach der Oberfläche und wird in der Art ihrer Feier zur Gestalt und zum Sinnbild. Die Karwoche ist eine Reinigung der Seele, ein Purgatorium ähnlich jener Reini-



Am Guadalquivirstrom



Das Kloster des Montserrats

gung, die die Natur im Blute der Frau alle Monate und in der ganzen Natur im Frühling vornimmt.

Zu keiner Zeit als in der Karwoche ist Sevilla aufrichtiger weibliche Stadt. Sie verrät ihr innigstes und tiefstes Dasein, denn sie gerät außer sich. Im Hinblick auf dieses Schwellen und Wogen der Volksseele darf man die Karwoche nicht herausnehmen aus dem Kreise der Jahresfeste, denn man würde ihre Zeichen einseitig deuten. Schon oft hat der nachdenkende Mensch sich gefragt, warum hier sowohl die religiösen wie die weltlichen Feste von denselben Menschen im höchsten Überschwang geschaffen und durchlebt werden. Wie entgegengesetzte Pole sind sie, wobei mal das religiöse, mal das weltliche Fest der stärkere positive Pol ist, je nach der Zeit, der seelischen und physischen Lage des Volkes. Auch wie Wellen sind die Feste, wobei die weltlichen das Tief und die religiösen das Hoch bedeuten, oder umgekehrt, je nach der Empfindung des Festteilnehmers, geheimnisvoll wie beim Wellengang selbst, wo dieselben Wasser, die in dieser Welle ans Licht schäumen, in jener anderen dunkleren ein schauerliches Grab zu bilden scheinen; beide Wassergänge bilden aber erst die Welle.

Mit den zwei Polen und den zwei Wellen, die nur in der Bewegung verschieden sind, die aber dadurch ein Ganzes bilden, verglich ich den Zusammenhang der religiösen und weltlichen Feste. Noch ein größeres Beispiel läßt sich aus der andalusischen Natur selbst heranziehen. Wer sich hier längere Zeit aufhält, der erlebt Zeiten, wo ihm das viele Licht zur Last fällt. Er vermißt vor lauter strahlender Helligkeit das Trübe, das Dunkle, das Undurch-

sichtige, die wirkliche nordische Finsternis, die wahrhaftige winterliche Nacht, das Grauen, das Chaos, das der Gestalt vorausgeht und worin das Rätsel Gottes liegt. Nichts davon wird hier erfüllt, denn selbst die Nächte sind fast durchsichtig klar. Sie haben keine Undurchdringlichkeiten. Deshalb sucht die südliche Seele ein seltsames unbewußtes Weh heim. Die tiefe, geheimnisvolle Sehnsucht nach dem Dunkel, worin man sich verstecken, verhüllen und mal untergehen könnte, quält sie, stimmt sie traurig. Diese Sehnsucht zwang, ohne daß es zum Bewußtsein wurde, in uralten Zeiten zu jenen Wanderungen der Südvölker nach dem Norden. Es ist derselbe Drang, der den nordischen Menschen nach dem Südlicht treibt; nur häufiger, nur aktiver. Es ist der Drang nach dem anderen Pol, um einmal das Absolute, die Einheit von Süd und Nord, die Wesenheit Gottes zu erleben. Und wenn die Andalusier so gern dunkle Kleider tragen und wir nordischen Menschen so gern farbig helle, so ist diese Mode auch nur eine Gestaltung von unserer tiefsten Sehnsucht nach dem, was uns von der Einheit, der Ganzheit Gottes versagt ist.

Durch die Farbe wird leise wie ein Andenken der sinnliche mythische Rausch unserer tiefsten Erlebnisse beschworen.

In diesem Sinne hat jedes Fest hier in Andalusien seine Heilsbedeutung für Seele und Leib. In einem jeden gestaltet der Geist sich die Unruhe von Seele und Gemüt. Wenn es so kraftvoll, so schön, so großartig wie selten anderswo gelingt, so liegt dies am weiblichen Charakter der Stadt und des Volkes. Wie alles Leben hier sind die Feste ein Vorgang wie bei den Wehen einer Frau, die gebären,

oder wie bei den Wehen eines Künstlers, in dem sich ein Werk gestalten möchte. Jedes Fest ist hier solch eine Geburt oder solch ein künstlerisches Werk der Volksseele.

Und so sehe ich die andalusischen Feste, nach denen wohl die Feste ganz Spaniens geschaffen wurden, als ein Auf und Ab von Sehnsucht, Trauer, Enthaltbarkeit und Buße einerseits und von Erfüllung, Freude, Genuß, Ausschweifungen andererseits. Ohne das eine, die religiöse Trauer und Buße, wäre ihnen das andere, die Freude und der Genuß, nicht möglich. Über allem schwebt ihr Geist, das Gewissen, jener zarte andalusische Spiegel von den Notwendigkeiten ihrer körperlichen, seelischen und gemüthhaften Natur. Dies Gewissen regelt mit feinsten weiblicher Empfindbarkeit das Auf und Ab ihres Lebens.

Auf der Scheide von einem Jahr zum andern kommunizieren sie mit den zwölf Monaten in Gestalt von zwölf einzelnen Weinbeeren, die sie verzehren, wobei sie die Glockenschläge wie die Schläge des Mysteriums der Zeit empfinden. Am Dreikönigstage „begehen“ sie das Fest der Könige, der Liebe und Kinder abends durch einen märchenhaften Umzug, der an ein gestaltgewordenes arabisches Märchen erinnert. Im Monat des Mummenschanzes, wo auch die Natur wie ein Schalk ist, maskieren und verulkeln sie sich und das Dasein. Die unbefleckte Empfängnis Mariä feiern sie mit den Schritztänzen schöner Knaben vor dem Hochaltar der Kathedrale. Die Karwoche machen sie zum Mittelpunkt des Jahres. Gleich danach entfaltet sich die Kirmes, die feria, in besonderen höchst charakterischen Zelten mit ihren aus dem Orient stammenden, makellos

reinen und doch so sinnlichen Tänzen, ihren reich mit Blumen geschmückten Bummelfahrten und Ritten unter Witzgirlanden und Lachkaskaden. Tagelang dauert dies Fest, und die Sevillaner wissen dabei einen bunten und großartigen Jahrmarkt im Handel abzuhalten. Das Fest der heiligen Eucharistie wird zu einem Jauchzen der christlichen Seele. Den Allerseelentag erleben sie als die Schönheit liebevoller ewiger Verbundenheit. Zu Weihnacht regt sich die erste Ahnung des Frühlings, der Frohbotschaft, und die Kinder auf den Straßen tanzen und singen bestimmte Lieder. All diese Feste sind zugleich formreiche und tiefe Gestaltungen des Laufes der andalusischen Volksseele durch die Jahreszeiten des irdischen und kirchlichen Jahres. Das Wunder im christlichen Heilsleben knospet und blüht in ihren Herzen wie das Wunder der Natur im Keimen, Wachsen, Reifen aller Früchte und Blumen. Und so leben sie ohne die furchtbaren Ratlosigkeit der nordischen Volksseele. Ihre schön und leicht geformte Oberflächlichkeit, die das erste ist, was unsere fremden Augen bei ihnen wahrzunehmen vermögen, erscheint als ein glücklicher Schein ihrer unergründlichen Tiefe.

Die Karwoche bildet zu dieser wunderbar anmutig gerundeten Fülle ihres Daseins den tiefsten, den seltsamsten Antrieb. Sie will ich deshalb im einzelnen beschreiben.

In dieser Stadt der entzückendsten Blumengärten, der märchenhaften Gassen, der Taubentraulichkeit, des anmutigsten Frauenzaubers, der „rassigsten“ Stiergefechte, der Heimat der Carmen und des Don Chuan wird jedes Jahr die Karwoche zu einer Macht des Grauens und der Erschütterung.

Zwar keineswegs, wie wir uns das denken, d. h. unbedingt nur Grauen, nur Erschütterung. Auch dies Grauen ist von der Gegenwelle begleitet; auch diese Schauer lösen, wenn auch spielerisch klein und nebensächlich, die Freuden des Alltags ab. Was uns stören möchte, nämlich all die merkwürdigen Schreie, womit während der Feier Schleckereien und Erfrischungen und allerlei andere Dinge feilgeboten werden, sind ganz natürlich. Hier stören sie niemand; im Gegenteil, sie steigern noch das Empfinden der Trauer, sobald ihre Woge kommt; ganz wie nach Süßigkeiten die Bitternisse besonders ergreifen.

Das Grauen aber naht sich mit den Prozessionen, die von den zahlreichen Pfarrkirchen ausgehen, aber gebildet werden durch die religiösen Bruderschaften, die „Confradias“, die zum größten Teil aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert stammen und eine maurische Erinnerung sind. Diese Bruderschaften sind eine Art Zwischengemeinde. Sie dienen das ganze Jahr hindurch beim religiösen Kultus und sorgen für seine Pflege. Die Religion wird durch sie praktisch und volkstümlich, denn ihnen gehören die besten Vertreter aller Stände an. In den Prozessionen, die am Palmsonntag, Aschermittwoch, Gründonnerstag und Karfreitag immer gegen Abend stattfinden und außerdem am Karfreitag ganz frühmorgens, offenbart sich ihr tiefster Sinn. In der nächtlichen Frühe des Karfreitags am ergreifendsten.

In den Gassen, die das Laternen- und Mondlicht erleuchtet, erscheinen alle Farben leichenhaft. Die Menschenströme, schon erfaßt von dem, was kommen wird, sind stiller als sonst und gleichen großen Wanderungen des todgeweihten, ewig unruhigen

Menschengeschlechts. Viele Fremde sind hier. Alle Hotels sind überfüllt. Auf Tribünen gewisser Plätze warten sie. Auf Balkonen, die fast jedes Fenster zieren, stehen sie gedrängt voll Neugier auf den außerordentlichen und berühmten Aufzug. Weltliche Lust erfüllt sie. Aber auch sie macht das Licht der Nacht aschgrau, und bald auch werden ihre Herzen zittern. Gegen 2 Uhr nachts ist es. Die Menge staut sich auf dem Kirchplatz mit der alten Kirche, woran am Turm oder am Zinnendach noch dies und das an die Araber erinnert. Ringsum reihen sich die Balkone, alle mit Palmenwedeln und Blumen geschmückt, alle bleich, alle voll von Menschen, die nicht minder bleich sind. Sie sprechen nicht laut, sie murmeln nur. Die Luft duftet zwar nach Pomeranzen und Rosenblüten, doch ist sie kühl und scharf, und mancher von den älteren Menschen riskiert diese Nacht sein Leben. Und daß die Nacht so gefährlich ist, gibt ihr fast einen Reiz. Sie wird schicksalgespannt.

Da zerreißen die tückische Luft hier und da, nah und fern Trompetentöne, die die Nerven der durch das Warten und die Neugierde erregten Menschen erschüttern.

Bald öffnet sich die im liebschützenden Bogen gebaute Kirchenpforte. Immer tritt zuerst bei diesen Prozessionen der Führer heraus. Er trägt ein großes Kreuz aus getriebenem Silber oder aus Schildpatt oder aus Sandelholz. Neben ihm schreiten zwei Träger mit reich verzierten silbernen Laternen. Ein ganz fabelhafter Prunk wird sich entfalten. Es zeigt sich aber, daß gerade durch diesen, an eine unpersönliche, gemeinschaftliche Sache verwendeten

Prunk das persönliche menschliche Elend geradezu niedergeschmettert wird.

Schon dieser Kreuzträger und neben ihm die Laternenträger beweisen es. Es scheinen nämlich keine Menschen, sondern Mumien zu sein, Diener eines unheimlichen und übermenschlichen Geschicks. Sie sind ver mummt von den Füßen bis zum Kopf, kuttenhaft, und in der einen Prozession weiß, in der anderen schwarz oder violett oder rot oder grau. Über das Gesicht fällt die Kapuze, deren ungeheurer Zipfel wie die Spitze einer Riesenposaune hoch über den Kopf steigt. Lange Reihen solcher „Nazarener“ folgen. In der Hand tragen sie brennende Kerzen, die sie im Gürtel ihrer Kutte stützen. Aus dem ver mummt Gesicht starren nur durch einen Schlitz ihre Augen, worin sich das Kerzenlicht spiegelt, so daß es wie Blutstropfen aus diesen Larvengesichtern glüht. Ihre Füße schlürfen in Holz sandalen; mitunter gehen sie auch in Lackschuhen mit goldenen und silbernen Schnallen. Beides wirkt gleich aufregend: die Holz sandalen durch ihr Ge klapper; die Lackschuhe durch das unruhige Licht geflitter, das von ihnen wegzittert.

Es kommt der Bannerträger, der eine violette, schwarze oder grüne Fahne mit schrecklich großem Kreuz wehen läßt. Es begleiten ihn die Hörnerbläser. Ihr Horn ist aus leuchtendem Silber. Ein Samtwimpel mit Goldborte hängt an ihm. Wiederum folgen Kreuzträger, alle so furchtbar ver mummt, alle so schlürfend. Es ist so still, daß man die Kerzen knistern hört.

Aus dem golddunstigen Hintergrund der Kirche kommen Soldaten in der Tracht der römischen Zenturionen, kommen wappengeschmückt der Groß-

bruder mit dem Vorstände der Bruderschaft, kommen Stadt- und Pfarrvertreter, kommen Priester in schwarzen goldgestickten Ornaten, kommen Kirchendiener mit Weihrauchfäßlein. Es wehen mit ergreifender Gewalt die Klänge eines Trauermarsches und dann, umschwebt von Weihrauchwolken, im Glanze Hunderter von Kerzen- und Laternenlichtern, erscheint auf einer seidig strahlenden Baldachinbühne, die 20 bis 40 Brüder unsichtbar unter der Bühne tragen, das, was jetzt die Massen packt. Es ist „nur“ ein Auftritt aus der Passionsgeschichte unseres Erlösers, in Holz dargestellt. Natürlich an ihm sind nur die Kleider. Doch das schmerzgesättigte Gesicht und die hoheitsvolle Gebärde, die ein längst verstorbener Künstler formte (und die meisten sind von großen Künstlern geschaffen), erhalten in dieser Nacht des Mysteriums und himmlischer Beleuchtung eine unglaublich lebendige Gewalt auf die Zuschauer.

Der Menschensohn, der zugleich Gott ist, und in solchen Grausamkeiten stirbt, wird zu der rührend milden Gestalt alles waffenlosen menschlichen Leidens. Alle Ungerechtigkeit, alle Not des Lebens bricht auf, weint, klagt, hebt die Arme zum Erlöser.

Am meisten ergreifen aber jene Bildwerke, die das Leiden der schmerzhaften Mutter Gottes darstellen. Ihr „Paso“ (wie man die Bildwerke nennt) ist ein Berg von Rosen, Lilien, Nelken. Ihre qualgebeugte Figur umhüllt ein Schleppenmantel aus Samt oder Brokat, überschleiert von echtem Goldgewebe und übersät von echten Edelsteinen. Unzählige Lichter flammen. In diesem Gefunkel und Geflimmer erscheint ihr schönes, von allen Schmerzen durchfurchtes, von goldener Krone umstrahltes Gesicht als spräche es: „So hoch stehe ich, so reich bin ich

und muß doch den tiefsten Kummer tragen!“ Das Mitleiden, die seelische Ergriffenheit der Zuschauer wird zur Ekstase. Die mannigfache Milde, Anmut, Frommheit und Adeligkeit des andalusischen Völkchens offenbart sich in einem Mitschmerze, den es nicht bei sich behalten kann. Gewöhnliche Arbeiter und Arbeiterinnen, alte und junge Frauen und Männer jeden Standes werden nicht nur zum Gebet entzückt, sondern der Schmerz flammt so in ihnen, daß einzelne ihm Ausdruck geben. Woran sie vor einer Stunde noch nicht geglaubt haben, davon sprechen sie jetzt, doch singend in jener eigentümlichen Coplaform, die so alt wie ihre Erde ist.

Es sind kleine Stoßgesänge. Man findet sie bei allen Gelegenheiten. Der Bauer singt sie bei der Arbeit, die Dienstmagd im Hotel singt sie beim Scheuern der Marmor- und Backsteintreppen; auf der Bühne der Varietés drückt man durch sie witzige Anzüglichkeiten aus; und dann nennt man sie flamencos. Jeder macht sich die in der spanischen Sprache leicht zu bildenden Verse selber. Nur der Gesang, diese eigentümliche melodienhafte Mischung aus fast burleskenhafter Heiterkeit und langgezogenem wehem, aber süßem Schmerz bleibt im Grundzuge derselbe. Je nach den Anlässen ist er milder und lustiger oder feierlicher und schmerzlicher. Uralt wie diese Erde ist auch er.

Solche Karfreitagsstoßgesänge, *Şaetas* genannt, erklingen traurigweh und süß während der Prozessionen. Wieder braust dann die Trauermusik, Der Zug wandelt gespensterhaft bei immer neuen Auftritten des Mitleids durch das Gassengeschlinge und durch die Kathedrale, deren Pfeiler und Gewölbe sich in einer schwindelhaften Erhabenheit bis

in die Unendlichkeit zu verlieren scheinen. Geringer noch als sonst fühlt sich hier der Mensch, und furchtbar und wunderbar zugleich ist der Anblick der Büsserzüge, die sie durchwandern.

Ein für die Karwoche erbauter Holzturm schwebt aus fein gegliederten Säulen in vier Stockwerken 34 Meter hoch. Seine Figuren verkörpern den Aufgang des alten Bundes in den neuen Bund, und der Turm hütet das Allerheiligste während der Trauertage. 120 Silberlampen und 500 Kerzen erleuchten ihn und erleuchten in himmlischer Phantastik die Züge der Vermummten, die aus mehr als 30 Pfarrkirchen ihn durchziehen.

Mit dem Morgenlicht, das in die Stadt wie in eine Gruft fällt, verschwinden spukartig und traumhaft die gespensterhaften Prozessionen. Jetzt flitzt das andalusische Sonnenlicht und färbt selbst die Schutthaufen lustig, und auf den Straßen, die durch die vielen Wachstropfen glitschig wie Eisbahnen geworden sind, hebt ein fröhliches Gejodel, Getanze, Getrinke an. Ostern! Ostern!

Von den Klagegesängen ergriff mich am meisten dieser:

In der Straße der bittern Not.

Sah ich eine Mutter gar weinen sehr.

Ich fragte: „Wen, du Süße, verlorst du an den Tod?“

Sie sagte: „Den Erschaffer der Welt“ und weinte
noch mehr.

XX
ZWEI ANDALUSISCHE
BERGSTÄDTE

1. Chaen

Zum Besuche eines Landsmannes kam ich in diese Stadt. Er wohnte im 4. Stock eines Miethauses neuer Art, das heißt eines Hauses ohne schöne oder auch nur eindrucksvolle Maßverhältnisse in Höhe und Breite der Fenster, der Türen, der Stockwerke, Flure und Zimmer. Vorn und hinten aber konnte er, wenn es ihm beliebte, das nicht zu beschreibende Theater des Sonnenaufgangs und -untergangs beobachten. Es spielte sich ab inmitten jenes andalusischen zum Teil schneebedeckten Hochgebirges, das in kegeligen und Terrassenformen steigt und sich senkt, sich windet und krümmt und in einer Weite von lauter Höhen verläuft, die aussehen wie die Wellenkämme eines furchtbar erregten Meeres, doch magisch erstarrt im Augenblick, wo die Wogen am wildesten ihre Köpfe mit den tausend leckenden Zungen erheben. So sieht es aus, aber erstarrt und in die dufstigsten bläulichen, lila, rosa Lichtschleier gehüllt, zart anschmiegend, so daß nichts nebelig verschwimmt und jede Form in ihrer leisesten Schwellung auf weite Ferne sichtbar ist, alles gläsern klar und bestimmt. Die Abhänge tragen gelbe Kornfelder, grüne Reben und vornehmlich die silbrigen Ölbäume, die das beste Öl Spaniens liefern.

Nie ist sie gleich die Landschaft; stets wandelt sie im Licht und so unglaublich, daß ein Maler, der sie malen würde, die neutralsten, die allereinfachsten Lichtzeiten aussuchen müßte, weil er sonst Farben

malte, die wir als kitschig, unglaublich und unmöglich empfinden. Ein Theater von göttlicher Schönheit bilden diese Lichtszenerien von Chaen in einem Klima, das wegen seiner Milde im Sommer und Winter berühmt ist.

Als ich zurückkehre ins Zimmer meines Gastgebers und er die Nüchternheit seiner Zimmereinrichtung mit der Pracht der umgebenden Natur entschuldigen zu müssen meint, fällt mir erst auf, wie angenehm sich diese weißgetünchten, fast schmucklosen Wände, dieser einfache Steinboden, diese schlichten Möbel zu der „Pracht“ der Natur verhalten. Ein luxuriöses Zimmer hätte aufdringlich, ja barbarisch dieser Natur gegenüber gewirkt. Wie von selbst tat der Landsmann, was alle hier tun: Er lebt bescheidener als in der deutschen Heimat und ist glücklicher. Die Bahnen der Sonne durch diese großartige Gebirgswelt werden ihren Blicken zum Salon. Und nur wenn dieser Lichtsalon im Regenlicht schwimmt, diese paar Wochen im ganzen Sonnenjahr denken diese Deutschen mitunter an das, was ein Innenheim aus Tapeten und Teppichen Schönes haben könnte.

Schon schauen wir wieder hinaus und sprechen vom Leben der Leute hier. Auf den Abhängen arbeiten Tagelöhner, die nur zwei Peseten den Tag verdienen und damit eine Familie ernähren müssen, die für uns fast sagenhaft zahlreich ist; acht bis zehn, bis zwölf, bis achtzehn Kinder sind nicht die Ausnahmen, sondern die Regel. Daß es ihnen schlecht ginge, sieht man ihnen nicht an, wenn man sie mit ihren Windledern vor den Beinen arbeiten; wenn man ihre ebenmäßigen Glieder fast rhythmisch bewegen und ihre feingeschnittenen braunen Gesichter,

worauf ein goldiger Glanz liegt, lachen sieht. Wenn es sein muß, leben sie von Brot, das sie in Olivenöl tunken oder damit bestreichen. Dazu wissen sie aber immer noch zu lächeln und haben einen sonderbaren goldenen Funken in den weichen braunen Lichtaugen. Ja, sie wissen, was das Leben schön und erlebnisreich macht: die Liebe. Und so wird ihnen auch der Rhythmus der Arbeit zu einem sinnlichen Genuß, und alles, die Ruhe, die Feiertage, die Feste, die Spiele werden ihnen süß und erfrischend. In Chaen erfreuen mich von neuem diese schönen, genügsamen Andalusier, die mit keinem europäischen Fabrikarbeiter tauschen möchten, möge er als solcher auch noch viel, viel höher bezahlt werden. Fast vier Fünftel von diesen Leuten können kaum ihren Familiennamen schreiben und doch sind sie nicht dumm. Sie haben die Intelligenz der Erfahrung, die die des Wissens mehr als aufwiegt. Sie haben den Geist ihrer Erde und leben, wie sie hier wohl vor Jahrtausenden gelebt haben mögen. Ich war erschüttert über das selbstverständliche Vertrauen, womit eine Mutter ihr Kindchen von einer Ziege säugen ließ.

Die Mädchen und jungen Frauen sind hier nicht so murillohaft goldig und weich, nicht so singend im Gang. Etwas Herberes macht ihre Anmut zum Adel. Sie sind Wesen der Berge, und die leise schwingende Spannung ihres Aufstiegs und Abstiegs der steilen Wege ist stählener. Dunkler feurig blitzen ihre Augen. Die sehnstüchtige Unruhe ihres Blutes, die auch das Leben der Bergstadt durchpulst, findet in der majestätischen Ruhe der Gebirge einen herrlichen Ausgleich.

Mit den Gebäuden der Bewohner dieser Stadt steht es ähnlich so. Von der altrömischen und mau-

rischen Vergangenheit trägt die Stadt nur Teile einer Festungsmauer. Zur Maurenzeit hat sie aber so geblüht wie alle Städte und Dörfer des spanischen Südens. Im 12. Jahrhundert soll es von 600 Dörfern, die alle Seidenbau trieben, üppig und farbig umkränzt gewesen sein. Es war die letzte starke Stadtburg vor Granada auf dem Wege vom Norden. Mancher arabische Fürst hat um ihren Besitz gestritten, und blutig waren die Schlachten, die die Christen zu ihrer Eroberung schlagen mußten. Heute scheint die Umgebung, so fruchtbar sie ist, arm dagegen. Das Spanien der Renaissance und das Barock gaben der Stadt ihre heutige Form. Ihre Maße sind herrenhaft. Als ob sie sich gegen die Bergriesen behaupten müßten, so steigen sie groß gefenstert aus den steilen Straßen, worin fast immer Staubschleier wehen, sehr hoch empor. Der Fußgänger, der mit der meist engen Gasse aus der Tiefe geschlängelt kommt, kann mit dem Blick die Häuser kaum umfassen, so hoch ragen sie voll imponierender Wucht auf. Namentlich die herrschaftlichen unter ihnen gewinnen durch dies steile Auf und Ab der sie umschlingenden Straßenschluchten einen außerordentlichen Wechsel an Höhenmaßen, der durch die reich ornamentale barocke Struktur oft auch malerische Überraschungen bietet. Dabei blickt man aus vielen Straßen wie von den offengelegenen Treppen eines Turms in die farbige Weite der Bergwelt, wo etliche Höhen fast ewig im Weiß des Schnees glänzen.

Von einer niedrig gelegenen Terrasse aus, einer parkähnlichen Anlage, wo die Feste stattfinden, erblickt man den Hauptteil der Stadt sich aufbauen als das vielseitig aufgeschichtete riesige Dachwerk eines einzigen ungeheuren Gebäudes, zu dem die

barocke Kathedrale, mächtig in ihrer hochstrebenden, reich mit Steinbildern, Säulen und Zieraten ausgeschmückten Gliederung, die Gipfelkrone bildet.

Dieses Dachgeschiebe ist trotz einiger Schornsteine einheitlicher und gesammelter als das von Toledo, das unruhiger, größer und flammiger ist, zumal da diese mystische Stadt gerade unter dem lichtprasselnden Himmel zu liegen scheint. Der schöne Dachaufbau von Chaen dagegen liegt in der Hut der Berge, die sich hinter ihm erheben und gewaltig in den Linien, sanft und entzückend im Farbenreichtum aufsteigen. Die landschaftliche Größe umfaßt die Unruhe und nesthafte Kleinheit der Stadt in ihrem ornamentalen Geschlinge gütig und mütterlich.

Das ist unvergeßlich schön. Es erfrischt nicht nur die Sinne. Es beruhigt nicht nur alle Spannungen der Nerven und macht sie stark und gesund; es stimmt das Gemüt nicht nur frohergeben zu einem Fatalismus, der alle Unglücksschläge hinnimmt und dabei fühlt, daß es mit Gott geschieht; es verwandelt auch das Blut jener, die fremd herkommen. Und ich denke an jene Deutschen, die im 18. Jahrhundert von dem spanischen Karl III. nicht weit von hier angesiedelt worden sein sollen, und die kaum mehr wissen, daß sie Deutsche sind, obgleich sie es ihrem Namen und ihrem Wuchs nach nicht verleugnen können. Es soll ihnen wirtschaftlich gut gehen, doch nicht nur ihrer deutschen Rührsamkeit wegen, sondern auch mit Hilfe jenes genügsamen Lebensmutes, der sich pflanzenhaft dieser andalusischen Bergnatur anpaßt, so daß ihr Blut leicht wurde und nun ohne Zwist mit der Luft dieses Himmels zusammenschlägt. Ich bin gewiß, auch ihre Mütter könnten ihre Kinder von einer Ziegenmutter säugen lassen.

2. R o n d a

Für die Fahrt von Malaga nach dem kleinen Gebirgsstädtchen Ronda nehme ich einen jener spanischen Postzüge, die nicht mit Dampf zu fahren scheinen, sondern mit Gelassenheit bezüglich der Schnelligkeit, aber hinwiederum mit der größten Rücksicht auf alle Reisende, die während der Fahrt ihre Blicke gern spazierenführen. Es gibt unter den vielen Eisenbahnstrecken durch das spanische Gebirgspanorama wenige, die so großartige und so abwechslungsreiche Sichtsensationen vermitteln als diese.

Aus einer leuchtenden Gegend des Zuckerrohrs, der Baumwolle und der Banane, einem Streifen Landes, der in tropischer Wunderkraft noch im November zauberisch bestürzt, schlängelt sich der rücksichtsvolle Postzug durch die schaurig kühlen Schatten von Schluchten, Kehlen, Rissen und Tälern bizarrer Gebirge in riesigen Serpentschleifen hinauf nach Ronda, das wie eine Krone oder wie ein Raubvogelhorst auf einer von vielen Felsenhöhen liegt. Bei kaltem, nordisch regnerischem Wetter erreiche ich es. Berühmt und einzig sind auf dieser Fahrt die Schluchten des Tschorro, kaum zugänglich vor dem Bau der Eisenbahn. Es sind die Schneckenwindungen, die sich der Guadalhorzfluß durch das Kalkschiefermassiv gefressen hat. An seinen Windungen steigen gelbe und rötliche Steinwände 200 Meter hoch. Die riesigen Flächen solcher Farben bedrücken die Seele wie ein Gefängnis. Aber da wird die Wand wie vom Winde des Postzuges aufgerissen. Es ist, als stürzten Kulissen auseinander. Das Auge sieht schwindelig hohe Querschluchten-

gänge. Ein breiter, silbrig funkelnder Wasserstrahl schießt in blütenschäumenden Bogen in die Tiefe, woraus es donnernd orgelt. Schon blickt das Auge in neue Steingänge, worin eine Galerie für Fußgänger wie ein längliches Spinnwebgewebe hängt. Ein neuer Wasserfall strudelt wie von oben in einen Brunnen, an dessen tiefer Schollenöffnung der Zug vorbeikriecht. Ein Blick in die Höhe! Der blaue Himmel wölbt sich hoch wie ein funkelnder Kristalldeckel. Ganz nah über dem engen Felsenkessel kreisen vier, fünf, sechs Geier in der schrecklichen Ruhe ihres Flugs.

Die Felsen scheinen wieder zu krachen, zu zersplittern, auseinander zu bersten. Schon stehen sie wieder ehern, gewaltig und so still. Fruchtbare Täler öffnen sich wie segnende Arme. Sie schmiegen sich sanft und fruchtbar innig neben den brausenden Fluß. Agaven mit ihren riesigen Blütenstengeln und Feigenkaktushecken umborten die Wege. Die Bergabhänge dehnen und winden sich und tragen Steineichen und jene Korkeichenbäume, deren Stämme geschält sind. Rot wie geronnenes Blut sehen sie aus, und ihre stille Haltung gleicht der eines Verwundeten, der steif und schweigend die Heilung erwartet.

Ronda selbst umgeben in weitem wannenreichen Schwunge mächtige Gebirgsleiber, deren zerrissene Köpfe sonniger Ruhe voll in den ungeheuren Himmel ragen. Ihre fruchtbaren Schöße erfüllen zahllose Olivenhaine, Obstgärten, Rebhüchte. Mir ist, als ob die südliche Schwester der deutschen Riesentochter von Burg Niedeck ihre gelbrote Schürze öffnete und die blinkenden Schätze ihrer Fruchtbarkeit zeige.

In diesen Tälern, wo das Licht auf Fittichen braust, erhebt sich ein Berg, den der schmale aber starke Fluß Guadalevin mit den Zungen seiner mächtigen Wellen in toller Springelust durchsägt hat. 150 Meter tief hat er sich bereits gesägt, und noch sägt er brausend, daß es wie Donner hallt, weiter. Mächtige Felsblöcke, die ihn hindern, überspringt oder umschlängelt er, und es ist ein so gewaltiges Getriebe, daß sein Gischt wie Dampf oben aus der Kehle der Schlucht herausbrodelt.

Über diese schmale, aber schauerliche Kehle haben im vergangenen Jahrhundert die Menschen eine schöne und zugleich sichere Steinbrücke gebaut, um links und rechts von ihr zwei Stadtteile zu verbinden.

Der eine, winkelig wie das Geflecht eines Riesenhorstes auf dem steilen Bergkopfe erbaut, kann nur nach einer Seite auf natürliche Weise überhaupt erreicht werden. Dies ist das uralte eigentliche Ronda und wird Ciudad genannt. Die an der Flußkehle gelegene Seite wird durch die Brücke mit der Umwelt verbunden. Diese nächste Umwelt bildet die neuere Stadt, Mercadillo, die die katholischen Könige, als sie die Altstadt nach zwanzigtägiger Belagerung den Mauren entrissen hatten, in fast geometrischen Längs- und Quergeraden errichten ließen. Ihre Häuser sind klein und weißgetünchte Kästen, mitunter mit Balkonen und fast alle mit maurisch vergitterten Fenstern geschmückt; alles so niedlich. Die Straßen sind weit. Sie verlaufen buckelig auf eine kleinere Hochebene oder stürzen hinab ins Tal.

Reich an baulichen Schönheiten ist das alte winkelige Ronda mit seinen romanisch-maurischen zwei unteren Brücken, die fast übereinanderliegen und in verschiedener Höhe über den herabfallenden

Fluß zwei Wege schlagen. Eine zierliche Phantasie scheint es auf die Felsen geträumt zu haben.

In dem gewaltigen Gebirgskessel war diese Stadt so recht ein Schutznest für das, was wir Raubritter nennen. In den letzten anarchistischen Zeiten der arabischen Herrschaft hat sich hier mancher kühne Waffenprinz auch zum Stadtfürsten gemacht. In der wasserdurchzichten, kaktusbewachsenen Schlucht, die die zwei Stadtteile zerreißt, gelangt man auf einer schwindeligen Felsensteige nach den dort liegenden Mühlen hinunter und zum Flusse. Ein unterirdischer Gang soll von der Tiefe wieder hinauf nach dem sogenannten Hause des maurischen Königs führen, was in Belagerungsfällen wohl nur zur Verhütung von Wassermangel diente, doch jede deutsche Phantasie zu romantischen Träumereien reizt. Träumereien? Das Licht träumt, das Licht schafft hier. So scheint es, so sehr erfaßt das Allmächtige alles.

Die Menschen hier gehen wundervoll gefedert. Sie haben noch aus ihren Schmugglerzeiten einen verschlagen funkelnden Blick in den achatdunklen Augen. Mancher von ihnen und mancher ihrer Esel und Maultiere ist schon auf den seltsam von vielen kleinen, schwarzen Schmetterlingen umflatterten Todeswegen abgestürzt, wovon die Geier zeugen, die fast jeden Morgen der Stadt einen Besuch abstatten. Doch auch einsame Adler sieht man ihre königlichen Schwingen breiten. Die große Stille an sanften Tagen oder das Schweigen zwischen Windstößen ist erhaben wie die Ruhe des Sterbens. Die Menschen leben in ihrem Gefühl, wohl ohne es zu wissen, ständig in der Spannung zwischen Tod und Leben. Und es scheint, daß sie das so sicher, so ebenmäßig, so über alle Vorstellung schön gestaltet habe.

Im Sommer ist jetzt Ronda ein beliebter Ausflugsort der Engländer Gibraltars, die sich an einem der schönsten Aussichtspunkte ein sehr geräumiges, sehr modernes Hotel erbauen ließen, allerdings in ihrem angelsächsischen Villenstil, was hier der einzige Mißton ist, den freilich die göttlich ungeheure Erhabenheit der Landschaft gnädig lächelnd aufsaugt. Mit einem Nachgefühl vom Brausen dieser Lichtlandschaft gehe ich tagelang wie in einem Rausche.

XXI

KORDOVA, DIE STADT MIT DER GOLDIGEN MOSCHEE

Mit diesem Titel könnte ein Märchen beginnen. Ach, es ist nur ein Titel, denn wenn meine Hände das Märchen selber niederschreiben sollten, so würden sie nur seltsame Schnörkel zu ziehen vermögen. Schnörkel, ähnlich denjenigen der im Trancezustand schreibenden Somnambulen. Die Moschee dieser Stadt hat mich verhext; ich bin besessen, und mein nordländischer Verstand ist berückt von den phantastischen Bildern, die dies bilderlose Bauwerk in meiner Seele erregt. Daß ich Christ bin, versinkt, ja, daß ich in Wirklichkeit in einer katholischen Kathedrale bin, weiß ich lange nicht, wie es denn auch nicht verfährt, daß mitten in diesen maurischen Zauberhallen eine Renaissancekirche steht. Erst viel später macht die Kirche in der Moschee etwas aus; etwas beschämend Peinliches als Bauwerk, doch auch dies erst dann, als ich aus dem betäubungsartigen seligen Aufgang all meiner Sinne wieder zu mir gekommen war; zu mir, denn während ich

zwischen der Säulenunendlichkeit der Moschee ging, war ich da überhaupt ich? Wenn ich da aber geschrieben hätte, würde ich gewiß einer der weißmänteligen Mauren gewesen sein; freilich keiner von denen, die vor vielen Jahrzehnten in der Gebetnische dieser Moschee auf den Knien an den reich verzierten Marmorwänden eines Siebenecks herumrutschten, achtlos der muschelförmigen Kuppel, die aus einem einzigen Marmorblock besteht. Nein, von diesen Gläubigen wäre ich keiner. Doch gewiß einer von jenen, die draußen im heutigen Orangerhof, dem damaligen Vor- und Reinigungshof mit den fünf Brunnen und den vielen schönen Apfelsinenbäumen saßen und den Kindern Märchen erzählten, die Augen halb geschlossen, die Seele bevölkert von dem, was die mit Hufeisenbogen geschmückten Mauern und die auf Hufeisenbogen ruhenden Außentürme und die Moschee selbst in der Seele des Erzählers geweckt hatten.

Schon die Türme sind von einem Zauber, den man nicht mehr begreifen kann. Sie sind für den Verstand aus Backstein, schwer und viereckig; sieht man sie aber, so wirken sie, als schwebten sie seifenblasenhaft leicht. Nichts regt die Phantasie mehr an, und nichts ist so einfach, so schmucklos wie sie.

Was sich dann aber damals den Blicken öffnete: — die 19 Schiffe der Moschee gleich 19 offenen Kirchenportalen ... Das Auge schaute in eine Halle mit vielen kleinen Kuppeln und einigen höheren Türmen, doch all dies Äußere der Halle betrachtete man nicht; der Blick lief und verlor sich in dem goldigen Dunst, den 280 Kronleuchter und 7425 Lampen zwischen 860 Säulen träumerisch weich verbreiteten. Doch das war auch noch nicht das Wahre.

Nein, das ist nur das Nüchternste davon, ist die Nüchternheit, die nach dem Rausche kommt, wo der Verstand begreifen will. Und ach, in dieser Nüchternheit schreibe ich ja nur, kann ich nur schreiben, denn wollte ich wirklich wiedergeben, was ich erlebte, dann würden meine Schriftzüge jenen geheimnisvollen Zeichen gleichen, die von den mohammedanischen Künstlern auf fast alle Wände hier gemeißelt oder eingekrustet wurden. Oder ich müßte ein Märchen erzählen, wie sie viel im Orangerhof oder draußen auf den Stufen, die sich rings um die zinnengekrönte festungsartige Moscheenmauer stufen. in früheren Zeiten erzählt worden sein mögen. Weder das eine noch das andere kann ich.

Wir Europäer erleben nicht den Buchstaben als seelisches Ornament, und wenn wir ein arabisches Märchen lesen, so nehmen wir es auch nicht als seelisches, religiös geheimnisvolles Wortornament in uns auf. Es ist uns höchstens eine phantastische Erzählung von lebendig bewegten, obgleich zauberischen Dingen. Wir ahnen nicht, daß es die allerstärkste Wirklichkeit war. Und das ist vielleicht das Wesen des Wunders, dem ich hier in Kordova verfiel. Was für uns nur Traum und Schaum sein kann, war hier das Wichtigste. Jedes Mosaik, das in unzähligen Platten sich unter den 860 Säulen teppichartig ausbreitete und worüber die Moslime mit nackten Füßen schlurften, war ein Zeichen des mohammedanischen Jenseits. Jetzt sind auch sie fort. Backsteine, und an einigen Stellen Marmorplatten, ersetzen sie.

Zeichen sind auch nur die vielen Säulen. Deshalb nahmen sie die alten Baumeister, wo sie sie fanden; sei es aus der Umgebung oder aus Nordafrika, Karthago, Konstantinopel. Aus weißem Marmor,

graukörnig blitzendem Granit, rötlichem Porphyr, grünlichem Jaspis, buntsprenkeliger Breccie sind sie gemeißelt. Auch die Säulenköpfe sind so verschieden: spätrömisch, korinthisch, ionisch, byzantinisch und die neuen arabisch. Zeichen sind sie nicht nur wegen ihres mehr als tausendjährigen Alters. Dadurch haben sie allerdings viele Risse und Narben erhalten, die sie an ihrem Säulenleib tragen, wie lebende Körper verkrustete Wunden und Schnitte von vielen Schlachten und Stürmen an sich tragen. Solche Male sprechen noch zu uns abendländischen Menschen. Was ich ahne und kaum verstehe, nur fühlen kann, sind ihre religiösen Male. Sie entstehen durch die Stellung der Säulen im Raum.

Diese Säulen tragen zwei übereinander sich wölbende, aber voneinander gelöste Bogen. Die unteren Bogen bilden in der Längsrichtung meist Hufeisenformen. Über einzelnen Schiffen liegt eine Holzdecke, reich mit rätselhaften Zieraten und Buchstaben beschnitzt, rot, blau und gold bemalt. So war es ursprünglich über allen Schiffen; danach aber hatten die späteren Spanier sie durch Kreuzgewölbe ersetzt, die sie jetzt wieder abzudecken beginnen. Trotz dieser verzerrenden Gewölbe tönen aber die Säulen mit ihren zwiefachen Bogen geheimnisvoll wie zu den Zeiten der Moslime.

Was mich so packt, ist die Umkehrung unserer abendländischen Bauweise. Wir bauen organisch, in der Art, daß eine schwere Masse einen soliden Unterbau haben müsse. Durch die Maße dieser soliden, an sich eigentlich nüchternen, doch festgemauerten Bauwerke strebt mit den Steinen auch die Seele nach außen in die Breite, in die Ferne. Die Mystik der gotischen Bauart mit ihren schlanken Pfeilerschäften

schwebt sogar in die Höhe, wo sie dunkelt; sie will die Unendlichkeit im Raume, will die geheimnisvolle göttliche Ferne ahnen lassen. Und gar erst der gotische Turm klettert auf reich durchbrochenem Spitzensteinwerk in den Himmel zu Gott selbst. Wir veräußern die Empfindungen unserer Seele; wir opfern sie gewissermaßen unserem Werk. Wir steigen so durch unser Werk von unserem Innern in die Außenwelt immer weiter, immer mächtiger, immer höher oder zum wuchtig breiten lagern. Hier aber in Kordova, im Bauwerk der Mauren, erlebt die abendländische Seele das grad Umgekehrte; hier dient alles Äußere nicht zum Ausdruck der Seele, sondern, so bizarr es für uns klingt, zu einem Eindruck auf sie von außen her. Dadurch werden die Säulen und ihre Bogen zu religiösen Zeichen. Für den Verstand müßten die Steinmassen der Bogen die Säulen, die darunter stehen, erdrücken. Das Auge aber erlebt das Wunder einer Aufhebung, einer Auflösung der Schwere durch die Säulenschäfte und ihre Verhältnisse. Der Eindruck dieser Auflösung auf die Seele ist der einer himmlischen Leichtigkeit. So leicht schreiten die verschleierten Frauen im Sonnenbrand der südlichen Erde; so leicht trägt der dünne Schaft der Palme die weiten, breiten, langgezackten Wedel der riesigen Krone; so leicht trägt auch der dünne Stamm des Apfelsinenbaumes seine dichten, natürlich gerundeten Zweigwipfel im Vorhofe der Moschee.

Und das ist das Geheimnis, das mich berauscht, während meine Blicke im Walde dieser Säulen scheu herumzittern. Diese aufgelöste Schwere zaubert mir die Erlösung des irdischen Leids in die Sinne. Zur Besinnung gekommen, begreife ich, was jene Worte

der kufischen Schriftzeichen auf den Kupferbeschlägen der seitlichen Außentore: „Die Herrschaft gebührt Allah und seinem Schutz“, bedeuten. Das Außen ist nur da, das Innere anzuregen, die Seele zu stärken, so daß sie spielend leicht die Schwere ihres Körpers zu tragen vermag. Ich begreife, warum hier eine märchenhafte Stimmung wie ein Duft, wie ein seliges Gefühl meinen ganzen Körper durchwabert, so daß ich meine erregte Seele bis in die Fingerspitzen zu fühlen glaube und jeder Schritt, den ich gehe, zur neuen Wonne wird.

Die Farbe hilft mit zu dieser einzigartigen Sensation. Die zwiefachen Bogen sind mit gelb und roten Streifen versehen, mit weiter nichts. Aber wenn das Licht, das goldig strömende, sie umflutet— und ganz wenige Tage umflutet dieser Zauberdunst sie nicht — ja dann . . . Ich schreite wie im Traum und glaube, daß ich hier das einzig wirkliche, das einzig wahre, das himmlische Paradies hier schon auf Erden erlebe.

Ach, es ist nur ein Rausch. Eine seltsame Fremdheit, das Gefühl der Ausgeschlossenheit hebt sich wie eine unsichtbare Hand und hält mich zurück vom letzten: von jenen kleinen tempelartigen Steinwundern im Innern der Moschee: den Gebetnischen, dem zweiten und dritten Mihrab (mit der zapfenförmigen Kuppel). Ich gebrauchte Verse, um ihre Schönheit und jenes himmlische Gefühl, das sie einflößen, überhaupt nur anzudeuten. Auch dann würde es weit entfernt von dem bleiben, was ich ahne. Ich bin eben der Fremde, der Besucher eines anderen Sterngebietes.

Ich schreite. Mit jedem Schritt ändert sich die Fernsicht in die Unendlichkeit der Säulen. Es ist

wie eine Konstellation von Halbbogen, eine Vision von den Kurven der Planeten und ihren Läufen; es ist ein Schauern von Schicksalen, die zu diesem Lauf in mystischer Beziehung stehen. Ich bin im Tempel einer Religion des Lichtes.

Noch wie im Taumel von ihrem Rausche gehe ich draußen durch die hügelige weiße Stadt, die von dem mächtigen Guadalquivirstrom bogig und der letzten Regen wegen fast korallenrot umsäumt wird. Ich schlendere durch Straßen, die mit ihren kleinen Häusern ein langgezogenes Quadrat voll von einem Straßengeschlinge bilden, das den seltsamen Arabeskenzeichen auf den gelben Mauerflächen der Moschee ähnelt. Ich gehe, und die holperigen, kieseligen Straßen verlaufen sich in die wüstenartigen Vororte. Karawanenhaft kommen mir Esel entgegen. Die Gesichter ihrer Führer sind braun mit jenem kupferigen Glanze der Menschen Nordafrikas. Viele sandfarbige, staubangefressene Türme von Pfarrkirchen und Klöstern sehe ich: alle sind so malerisch eingebaut; doch eigentlich sind auch sie hier fremd. Echt ist nur die Moschee, die maurische Brücke mit dem mächtigen Brückenkopf und die Reste des Alkazars, des ehemaligen Palastes der Herrscher von Kordova. Alles andere, namentlich dem Bahnhof zu, wird immer mehr modernisiert. Europa zieht ein, aktiviert die Viehzucht, den Anbau von Getreide, Oliven, Wein, und ebenso die Ausbeute der nördlicher im Gebirge gelegenen Minen von silberhaltigem Bleiglanz, Eisenstein und Steinkohlen. Es bedeutet: Einzug aller europäischen Arbeits- und Verkaufsängste, Arbeiternöte und das Gehetztsein der Arbeitgeber. Wie eine brutale Umstellung des innersten Lebens der Stadt wirkt auf mich dieser

Einbruch der neuen Zeit. Von ihm möchte ich das sagen, was Kaiser Karl V. dem Domkapitel zum Einbau der Kirche mitten in die Moschee sagte: „Ihr wollt etwas bauen, was man auch anderswo finden kann, aber ihr habt etwas zerstört, was einzig in der Welt war.“

Es ist der europäische Dämon, sich immer mehr Opfer zu gewinnen, jene Kraft, die zerstören muß, um überhaupt zu werden. Eine abendländische wehe Stimmung legt sich daher auch über Kordova. Einst war es infolge des Metallreichtums seiner weiteren Umgebung und seiner Lage im nördlichen Andalusien an jenem gelben Strom Guadalquivir, der über das westlichere Sevilla die fremden Völker Spaniens lockte, ein Knotenpunkt von Straßen, Begierden und Kämpfen. Schon Karthager drangen hierher zu den ersten geschichtlich bekannten iberischen Bewohnern. Die ersten römischen Siedler in Spanien ließen sich hier nieder und bauten es zum Obergerichtshof für ganz Baetica aus.

In diesen glänzenden Römerzeiten wurden hier der Redner M. Annaeus Seneca und sein Sohn, der Stoiker Lucius Annaeus Seneca und sein Enkel M. Annaeus Lucanus, der Dichter der Pharsalia, geboren. In der aufsaugenden Zeit der Goten wirkte hier der große Bischof Hosius; er verschaffte auf dem Konzil zu Nicaea dem Athanasianischen Glaubensbekenntnisse den Sieg. Doch als die Mauren kamen, brach die Größe Kordovas an. Es wurde unter den arabischen Emiren das Zentrum arabischer, berberischer, jüdischer, syrischer, ägyptischer, persischer Kraft. Da war es eine Stadt der Zauberpaläste, Zaubergärten, Bäder und aller Industrien. Unter Abderrachman I. und III. und Almanzor war es die

Leuchte für das damals dunkle Abendland. Seine Universität war ein Kreuzweg, worauf sich nordische Geister als Schüler und die südlichen als Lehrer von weit bis von Persien her einfanden. Der Araber Averroes, der Erklärer des Aristoteles, und der Rabbi Moses Maimonides wurden hier geboren. Außer der hohen Schule soll die Stadt, so erzählen die arabischen Schriftsteller, 80 öffentliche Schulen, eine Bücherei von 600 000 Bänden, 900 öffentliche Bäder, 300 Moscheen, 200 000 Häuser, 1 Million Einwohner und 12 000 Dörfer als Vorstädte gezählt haben.

In den letzten Jahrzehnten der mohammedanischen Sekten- und Parteikämpfe fing das Leben des abendländischen Mekkas an zu stocken, um nach der Eroberung durch die Christen (1236) nach und nach in Verfall zu geraten; heute hat es nur gegen 70 000 Bewohner.

XXII

GRANADA, DAS KÖNIGLICHE

Ein schneegekröntes Gebirge, gleich einem Haufen liegender Riesen, deren Köpfe mit ewig weißer Spitze in die klare Luft ragen, streckt zwei Hügel wie herabfallende Knie vor. Von diesen Hügelknien schlängeln sich uralte Gassen gleich unzähligen Adern voll wimmelnden Lebens in einige breite ruhig fließende Straßenströme. Diese verlaufen ihrerseits wieder in unzählige lärmbewegte Seitenadern und Spitzenäderchen hinab in die wüstenstaubige Ebene und enden dort wie von ihr aufgesogen. Es ist der Körper Granadas, wie er so erdverwachsen in der Gabel zweier, oft ausgetrockneter Flüsse auftaucht als die königliche Stadt. Es ist das

Athen des spanischen Maurentums, dessen sandgelbe Alhambra, einer Akropolis ähnlich, von einem der Hügelknie in die funkelnde Kristallbläue eines nordafrikanischen Himmels gehalten wird.

Als ich sie zum erstenmal im März sah, schneite es. Alle Glieder des ungeheuren Bergriesen bis hinab auf die alten Maurenpaläste und das arabische Hügelviertel erblickte man im Wandern durch die Straßen der Ebene als umflort von einem Schneeflockenschleier, den der Wind blähte und rascher hin und her wehte. Seit vielen Jahren hatten die Bewohner dieses Schneewunder immer nur von der Tiefe ihres Daseins, fern auf den Köpfen und an den Seiten ihrer Bergriesen gleißen sehen. Jetzt liefen sie hinaus, um den Schnee mal ganz nah zu beobachten, zu fühlen, anzufassen und zu riechen. Die frühlingswarme Erde, woraus schon überall saftschwellend Zweiglein mit feuchtglänzenden Knospen und auch schon Blüten des Mandelbaumes bogig ragten, schimmerten einige Stunden im weißen Winterkleid zauberhaft; doch einige Stunden nur. Dann wehte abermals ein Wind, fegte mit seiner tausendfingerigen Geisterhand den Zauber weg, und es war ein weißer Spuk gewesen. Der blaue Himmel leuchtete feuchtklar und reiner als ein menschliches Auge, das ein Schauer geklärt hat. Und dann flutete allmächtig wieder das Licht, das unfasslich wunderbare. Nun war es eine Gnade, zu jenen Stätten hinauzusteigen, die auf einem der zwei Hügelknie im Adel des maurischen Seelentums den Wandel der Zeiten über sich ergehen ließen.

Das Knie ist gespaltet; es sind zwei Höhen, getrennt durch eine schmale Schlucht, die parkähnlich mit schön gewundenen Fahr- und Fußwegen und

mit hohen Bäumen und niedrigem Gesträuch, teils nördlichen, teils südlichen Pflanzen, bebaut ist. Nur aus der Ferne scheinen die Höhen zu einer verbunden.

Nachdem Washington Irving die Alhambra durch seine Erzählungen, die er hier schrieb, in der angelsächsischen Welt berühmt gemacht hat, ist sie das Ziel englischer und amerikanischer Reisenden in einem solchen Grade geworden, daß der rechte der Hügel von Hotels und Pensionen förmlich übersät wurde. Seitdem macht die Alhambra wegen der sie umkrabbelnden englischen Bauten und der sie umschwirrenden englischen Laute den Eindruck eines angelsächsischen Museumsbesitzes. Doch dadurch erscheint stärker noch ihre Fremdheit. Die Unberührbarkeit von allem Europäertum glänzt auf ihnen, aus schwindeligen Abgründen steigenden, zinnengezackten Riesenmauern und Basteitürmen als ein keusch abwehrendes Lächeln. Auch tun der Alhambra nichts jene zahlreichen Häuser der Photographen, die in ihrem Innern einen den Alhambrahöfen nachgebildeten Raum haben. Ein ausgestopfter Araberhengst steht dort in natürlicher Größe und wartet auf jene europäischen Bleichgesichter, die sich zu arabischen Liebespaaren oder Kriegern verummummen und so photographieren lassen wollen; natürlich mit der arabischen Architektur ringsum und womöglich noch mit einem jener arabischen Sprüchlein darunter, die die Liebe bis in den Tod so zauberisch in Schönheit fassen.

Doch schon bei der ersten seelischen Berührung mit dem größten auf neuuropäischem Boden erhaltenen Profan-Wunderwerk der Mauren fällt das Andenken an den Maskeradenplunder europäischer

Eitelkeit ab wie Staub. Jene Bauten, die im Winde der Jahrhunderte allmählich, ganz allmählich dem Sterben verfallen, stehen auf und sprechen betörend und sinnberauschend die Sprache längstverwehter, fremder Seelen.

Umfassender, gewaltiger und zugleich feinspitziger als in der Moschee zu Kordova erlebte ich in der lang sich hinziehenden Flucht der Alhambra-paläste und ihrer Räume jene mohammedanische Sittlichkeit, alles Äußere zur Pflege der persönlichen Seele zu benutzen. Diese Sittlichkeit erscheint mir hier durch die Verhältnisse der Bauwerke, der Innensäle, Gänge und Gärten sowie durch ihre ornamentale Ausstattung in einer solch vollkommenen Weise gestaltet, daß sie wie die Schauer einer religiösen Offenbarung wirken. Ich habe dies so stark empfunden, daß ich nicht verstehe, wie europäische Kunsthistoriker die Alhambra begreifen konnten als ein Bauwerk, bei dessen Namen „Jahrhunderte der Liebe und Galanterie, asiatischer Verweichlichung und römischen Stolzes, vom Spiritualismus und Weltlust“ auftauchten. Zwar wendete sich, wie die Sage erzählt, ihr letzter maurischer Herrscher, Boabdil, bei seinem Abzuge über die Sierra Nevada an jener Stelle, die man heute noch als den „letzten Seufzer des Mohren“ bezeichnet, tränenden Auges nach seiner Alhambra, dem Ort seines Lebensrausches um, aber seine Mutter Aischa verspottete ihn auch, indem sie ausrief: „Weine nicht wie ein Weib, da du nicht kämpfen mochtest wie ein Mann.“

Von beidem zeugen diese geheimnisvoll wie ein Wunder gefügten Steine der Alhambra; von beidem: sowohl von der außerordentlichen männlichen Kraft und von der ebenso außerordentlich feinsinnigen

Lebenskunst der spanischen Gläubigen Mohammeds. Und wenn zum Schluß die Weiber das Männliche verkörperten, so war dies nur das Ende einer großen Kultur, wo sich alle Unterschiede in den Schleiern des kommenden Abends verwischen.

Wer jemals der Sprache der dicken ungeheuren Mauern und ihrer Türme auf dem Alhambrahügel gelauscht hat, vernahm in seiner Seele ein Singen von der Schwere, die zur süßen Leichtigkeit wird. Wer danach durch jene spitzenhäkelzarten Hufeisenbogen ihrer Fenster hinab in die Tiefe und hinaus auf die hügelige berg- und hochgebirgig ansteigende Weite blickte, empfand noch einen tieferen Gesang. Wir steigen, wir fallen; ob wir rebenreiche im Ölbaum silbernde, gartenhaft geschmückte Erde oder ob wir Hütten, Tempel, Paläste sind; wir steigen, wir fallen, und wenn wir steigen, erhebt sich unsere Seele zum kristallischen Himmel, und wenn wir fallen, neigen wir uns zum Schoße, der uns gebar, und wir alle sind verbunden in diesem Reigen von der Erde zum Himmel.

In der Tat, ich habe auf meinen Reisen nichts gesehen, was so natürlich und zugleich so himmlisch die Verbundenheit von Körper und Seele bezeugte, wie diese von ewigem Schnee des Hochgebirges umrandete Landschaft. Sie schimmert in märchenhaften Farben; sie scheint, vom Licht gehalten, zu schweben. Aus ihr ragt das Knie des Alhambrahügels und trägt als ihren Schmuck das Steinwerk, das in sich das Geheimnis dessen hütet, was diese leuchtende Erde lehrt: „Kultiviere deine Seele, wie meine Säfte all die Pflanzen und Bäume mit ihren bezaubernden Blütenformen und ihrem berausenden Dufte kultivierten, dann wird dir das Äußere, die Wirtschaft,

der Krieg, der tägliche Kampf, die Steine und meine Erde selbst zum Leben, so schön wie ein Märchen, denn dann verfeinern sich deine Nerven zu jenen zarten Äderchen, die die Schönheit eines Blütenkelches bilden.“ Und so sind die mächtigen Mauern leicht geworden, und so sind im Innern Räume entstanden, die im Licht der Sonne, noch wundervoller aber im Märchenlicht des Mondes von Granada nur zu vergleichen sind mit der Zartheit und Schmelzhaftigkeit eines Blütenkelches auf langem, zitterigem, dünnem Schaft.

Ich übertreibe nicht. Diese Gleichnisse geben mir wenigstens in etwa jenes Gefühl eines verzauberten Menschen wieder. Fast nachtwandlerhaft erlebte ich die einfache Größe des Myrtenhofes, mit dem spiegelklaren Teiche und seinem lebendig werdenden Spruche: es ist kein Überwinder außer Gott. So schritt ich durch die Vorhalle zum Comaresturm mit seinen liebend gerundeten Bogen; durch den Saal der Gesandten mit seinen berückenden Ornamenten; durch den Löwenhof mit seinem Brunnen, den stilisierte Löwen tragen; durch seine Umgänge mit den zierlichsten Hufeisenbogen auf dünnen Schäften; durch die Zaubersäle, die sich daran nach allen vier Seiten öffnen; durch den Hof des Ratsaales und durch den Ratsaal selbst (heute eine Kapelle); durch die lauschigen, süß tönenden Badwinkel; durch den Daraza-Hof, den Karl V. umgestalten ließ; durch das Putzzimmer der Königin. Alles sind lichtglühende, blütenschöne Räume, von denen die meisten durch die Bilder der Kunstgeschichte und durch Einzelphotographien in der ganzen Welt bekannt sind. Abgebildet geben sie nur den kalten, wenn auch noch so schönen Linienfluß ihres Baus

und das Gesamtwerk ihrer Ornamentik wieder. Doch weht darin kein Hauch von ihrem zauberischen Dornröschenleben.

Was macht es dem, der dies Leben pulsieren fühlte, aus, daß fast alle diese Räume gelbem Stuck und gewöhnlichem Holz ihre Schönheit verdanken, und daß sie aus keinem wohlkonzipierten Grundriß entstanden, sondern aus der Lust und der Eigenart des Bodens und der Umstände hervorgingen! Ein abendländischer Architekt, der alles aus seinen Grundrissen und Zeichnungen entwickelt, würde den Kopf schütteln über diese äußerlich unorganische maurische Architektur. Nur immer Einzelheiten baute diese ja und verband sie launig, nur dem Gesetze gehorchend, aus der Materie eine Form zu schaffen, die der Seele dient und sie hütet, so daß sie wie der Ton in einer Geige zum Schwingen kommt, sobald ein Mensch sie durch seine Anwesenheit berührt. Was macht es aus, daß mitten unter solchen Bauten Karl V. einen Palast errichten ließ, der in seiner römisch-cäsarischen Brutalität seine größere Lebenskraft beweisen sollte, der aber jetzt schon verfällt und in der Schwäche des Sterbens zu seufzen scheint. Die maurischen Paläste aber, nicht minder vom Verfall bedingt, beschwören schon durch ihre Maße und bilderlose, nur ornamentale Auflösung der Fläche die Phantasie zu fabelhaftem Leben. Sie regen an, ermuntern zu Taten, sowohl zur Liebe wie zum Kampf mit den Feinden des Lebens. So wirken sie wiederum von innen nach außen, nicht nur zum Erzählen von Märchen, nicht nur zu jenen feinsinnigen, philosophischen Spekulationen, die die gebildeten Mauren der großen Zeit mit Leidenschaft pflegten, sondern auch zu dem praktischen, scharf-

sinnigen Musterbetrieb der Landwirtschaft und der Industrie sowie zu kriegerischen Unternehmungen.

Und wieder wandern meine Blicke von einer der äußeren Galerien, die wie ein feines Maßwerk an der riesigen Mauerfläche sitzen, auf das altarabische Stadtviertel, weiß und gelb, wo die Zigeuner hausen, und wieder auf das Generalife, dem altmaurischen Statthalterpalaste mit den moderneren Terrassengärten und später, von einem der Türme aus, auf die neuere Stadt der Tiefe. Wie Arabesken schlingen sich die Straßen mit den Resten der arabischen Mauer, mit dem altarabischen Kaufmannshäuserblock, mit ihren schönen Hospitälern und Klöstern, mit ihren vielen weißen barocken Kirchen. Die Kathedrale erhebt sich teils gotisch, teils platereskhaft barock geschwungen, gleich einer Fanfarenmusik zum Sieg der Christen über die Mauren. In der königlichen Kapelle ruhen die Gebeine der katholischen Könige, der Eroberer Granadas, die der Eltern Karls V. und die von Johanna der Wahnsinnigen. Viele kleine Plätze öffnen sich, wo durch so viele Jahrhunderte Araber und Andalusier ihre Feste feierten; doch auf ihnen brannten auch die Scheiterhaufen zur Vernichtung von Juden, Mauren und Moriskos. Das alles übersieht der schweifende Blick.

Granada ist eine arabische Schöpfung. Es liegt inmitten des hochgebirgigen Andalusiens. In den nicht kultivierten Gegenden überraschen das Auge weite Flächen, die nur mit einer Blumengattung, rötlich, gelb, lila, wucherisch bedeckt sind. Bis in die Abhänge der Sierra Morana dehnen sich Strecken von Quadratkilometer, fast nur mit dem wohlriechenden Landanum-Zistrosengesträuch bewachsen. Es wirkt betäubend und überschwenglich wie alles

hier. Die Lage Granadas diente weniger zur Ausbreitung und Eroberung als zur Hut und Pflege erworbenen Besitzes. 50 gelehrte Schulen und 70 Büchereien, 15 km Umfang und 400 000 Einwohner, die vom Anbau der 60 km langen fruchtbaren Vega Granadas und von Seiden- und Tuchwebereien lebten, soll es zur Zeit seiner höchsten Blüte gezählt haben.

Das alles geht durch die Sinne des Betrachters. In eines Gehirnes Zelle spiegelt sich Tod und Auf-erstehen der gegensätzlichen Menschensiedelungen, Menschenkünste, Menschenempfindungen an einem kleinen Punkte der Erde wider. Stirbt nicht fortgesetzt der Rest arabischer Daseins Herrlichkeit? Faßt nicht der nördlich-europäische Geist da unten in den Straßen unter diesem maurisch-goldigen Sonnenlichte nach den Tiefen der Erde, sich zu verwurzeln? Schon schlägt der Puls der neudurchbrochenen großen Stadtschlagadern im Tempo der europäischen Maschine; schon schwellen alle anderen, auch die uralte maurischen Äderchen von diesem Tempo an; schon erheben sich hie und da Gebäude, die denen unserer Geschäfts- und Fabrikarchitektur ähneln. Stärker als sonstwo fühlt man hier im Angesichte der schlafenden, schneebeschärpten Bergriesen die langsame Bewegung der Zeiten und wie zwischen Geburt und Tod unter südlicher Sonne sich der Teppich des Lebens ausbreitet. Hier sind noch dieses Teppichs mohammedanische Arabeskenzeichen deutlich zu sehen und zu verstehen, und ihre Sprache ist schön und stark.

Wohlauf, wenn man nach Jahrhunderten von unserem Teppich, den wir an derselben Stelle auszubreiten beginnen, dasselbe sagen kann.

MERIDA, DIE KIRCHHOFSTADT

Diese ehemalige Hauptstadt Lusitaniens liegt an Kreuzwegen, die nach dem westlichen Portugal, der südlichen spanischen Guadalquivirebene und nach dem nördlichen Salamanka führen. Heute heißt die Landschaft Estremadura. Auf der Fahrt nach Salamanka staunt man über ihren wilden Charakter. Mit Felsengeröll überhäufte Bergköpfe bilden schreckhafte Züge, auf deren Abhängen hin und wieder Kastanien- und Eichenwälder stehen, unter denen Schweine Eicheln suchen. Auch Fichten sieht man hin und wieder einem schweren Geschick trotzen. Furchtbare Einöden werden von Kornfeldern knallfarbig, wogig, schreiend unterbrochen. Armselige Weiden suchen Ziegen ab. Die Erde ist dunkel, und das Licht ist ein Scheidelicht. Die Menschen sind schweigsam und ernst. Ihre Trägheit scheint Müdigkeit. Denn Gewaltiges haben sie hinter sich.

In jenen Jahrhunderten, bevor das christliche Licht als geistiges Scheidelicht auch hier hindrang, durchtobten das Land die fürchterlichen Kleinkriege, deren die Römer nur nach jahrzehntelangen zähen Kämpfen Herr wurden, und nicht mal durch Tapferkeit, sondern schließlich nur (wie fast überall in Spanien) durch Tücke, Verrat, Bestechung. So treulos, so grausam machthungrig sich die Römer zeigten, so treu, so freiheitsliebend bis zum Wahnsinn erschöpften sich die Bewohner dieser Gegend: die Lusitanier, ein Mischvolk aus Iberern und Kelten, worin die keltischen Gaben: Kampflust, List, Geschmeidigkeit jeder neuen Lage gegenüber siegten.

Ihr bedeutsamster Führer war die Heldengestalt Viriathus. Aus einem Viehhirten wurde er ein Guerrillaführer und schließlich der Organisator des allgemeinen Krieges gegen die Römer, derart, daß ihm Rom seine allerbesten Feldherrn entschi-cken und mehrmals Verträge brechen mußte. Vergebens war auch dies, bis daß gedungene Mordbuben den gewaltigen Verteidiger des Bodens, der ihn und die Seinigen geboren hatte, im Schlafe umbrachten. Bei seinem Begräbnis führten 200 erlesene Fechterpaare die Leichenspiele aus. So beliebt war dieser wahre Volkskönig, so schwer fühlte man, daß man mit seiner Größe die Freiheit eines jeden begrub.

Unter der organisierten römischen Herrschaft, die erst Augustus durchführen konnte, wurde Estremadura die Kornkammer Spaniens. Auch seine großen Mineralschätze wurden ausgebeutet. Die Goten profitierten davon. Die Mauren setzten die Ausbeute in kluge Pflege um und brachten das Land weithin zur Blüte. Unter den Kastiliern kam die Pest und sichelte. Dann lieferte es eigentlich nur noch jene tollen und kühnen Soldaten zur Eroberung Amerikas. Cortez und Pizaro stammten von hier. Durch Auswanderung nach den Reichen jenseits des Ozeans wurde das Land entvölkert. Heute sind die Menschen verarmt und schlapp; der Boden ist schlecht bebaut; die Reichtümer des Innern der Berge bleiben ungenützt. Nur einige Gegenden liefern Getreide, Kastanien, Holz und berühmte Schinken aus der Schweinezucht. Ein Kirchhofsschweigen lastet über dem Lande.

Die Hauptstadt Merida liegt in dem sanftesten Teil, da, wo am Flusse Guadiana Heereswege sich

kreuzen und Heeresmächte angesammelt werden konnten. Über ihr ist noch Mittelmeerlicht.

Ich schreite über ihre Römerbrücke. Nicht ganz unempfindsame, von Staub benagte Granitblöcke tragen auf 64 Bogen 780 Meter lang eine fast 2000 Jahre alte Geschichte von menschlicher Macht, Größe und Untergang. Sie führte unter Augustus in die „Augusta Emerita“, die Hauptstadt Lusitaniens, das spanische Rom. Wie Rom, soll sich diese Stadt auf Hügeln ausgedehnt haben, reich an wirtschaftlichem Leben, stark an militärischer Gewalt, umfangreich an großartigen Staatsbauten, an palastartigen Privathäusern, an wimmelnd bevölkerten Vierteln des Handels, der Arbeit und der Sklaven aller Mittelmeerrassen, üppig an öffentlichen und Privatgärten, verschwenderisch an Vergnügungs-, Luxus- und Sportbauten.

Ich gehe über die gewaltige Brücke und sehe im Geiste diese längst verschwundene Stadt aufsteigen in derselben Sonne, die heute wie Goldschleier aus dem Himmel fällt. Mir erscheint geisterhaft ein vielstöckiges Häusermeer, von dem zur Zeit der Westgoten, gleich nach den Römern, die Chronik Roderichs mit sichtbarer Freude an großen gewaltigen Zahlen erzählt, daß sie 84 Tore, 5 Schlösser (man denke sich 5 römische Kastellbauten, heute etwas Ungeheures) und 3700 Türme besäße. Ich sehe diese Stadt in den goldenen Schleiern der Aprilsonne wie im goldenen Dunst der Vergangenheit auf den Hügeln vor mir und um mich sich ausbreiten und empfinde dieselbe kindliche Freude an der Gewalt der Zahlen. Etwas Römisches ist es und durchaus nichts modern Amerikanisches, denn zu diesen Zahlen gehörte der sichtbare Leib. Diesen furcht-

baren Zahlenleib empfindet man hier mit, sobald man sich die Granitblöcke dieser alten Brücke, die aus der Zeit des Kaisers Augustus stammen soll, angesehen hat und sobald man in dem Rund des altrömischen Amphitheaters und des eigentlichen Theaters, ziemlich erhaltene Räume, die etwas abseits von dem jetzigen Städtchen liegen, herumgeklettert ist. Auch da staunt man über die Größe der Zahl 1, wenn man darunter nur einen einzigen der vielen mächtigen Blöcke begreifen will, die die riesigen Mauern und Eingänge dieser Sport- und Vergnügungsbauten bilden. Dann empfindet man auch die Seele zu diesen Zahlenleibern, eine herrschbegierige, eine gewaltsam heiße Seele, die aber majestätisch ruhig erscheint in der Anstrengung, womit sie die vielen Blöcke und ihre dämonische Wucht in ein erhabenes Rund schweift und zu dem lächelnd freundlichen Maß der Sitzreihen abstuft. Das ist Zucht; dieselbe römische Zucht, die die griechische Säule zu einem Ausdruck römisch-imperialistischer Weltordnung umschuf, indem sie ihr die göttliche Anmut der Griechenseele nahm und ihr fast soldatische Gliedmaße verlieh. Da stehen einige von diesen Säulen. Archäologen haben sie sauber in den kristallblauen Himmel errichtet. Sie scheinen sich des Himmels als Höhenmaß zu bedienen, um ein menschlich-römisches Machtgefühl in ein faßbar eindrucksvolles Verhältnis zu jener unfaßbaren überirdischen Kraft zu gestalten, die man Schicksal, Glück oder, ähnlich wie die alten Heiden, Gottvater Kronos nennen könnte. Als solch ein irdisches Verhältnis zur himmlischen Allwesenheit erscheinen hier heute noch diese römischen Säulen inmitten der von Moosflechten und Gräsern über-

wucherten, mit Säulenköpfen und Reliefsplittern übersäten Theaterruinen.

Noch sind wir hier ja im spanischen Süden; hier ist noch Mittelmeerlicht. Etwas weiter nördlich beginnt das eigentliche Europa. Schon in Salamanka wird ein anderer Himmel sich wölben, und ein anderslauniger April wird mich empfangen. Dies ist die letzte Stadt des Südens, die ich sehe. Eine leise Angst, daß ich schon nach einigen Tagen diese kristallische Bläue der Luft nicht mehr um mich haben werde, läßt mich alles, was in ihr erscheint, in wärmerer Liebe umfassen.

Und so streife ich auf den zweitausendjährigen Steinsitzen des Theaters herum, und die Zahl hat einen Leib. Aus dem Leib spricht die Kommandoseele des mächtigsten mittelmeerländischen Herrschervolkes: Ihr könnt tun, was ihr wollt. Alle eure Spiele, alle Lüste eures Blutes laßt nur toben. Ich zwinge sie in meine Maße, und es ist römische Ordnung. — Nun verstehe ich, warum eine römische Soldatengruppe als eine Heeressäule bezeichnet werden kann. Auch sie ist ein römisch-irdisches Verhältnis zur unberechenbaren Macht des Jenseits. Ebenso die wirtschaftlichen Unternehmungen und das römische Recht. Ich sehe wieder die alte Stadt mit dem wilden Leben der südlichen Völker, aber gebändigt, geordnet, wenn auch durch die barbarischen Mittel der Tücke und Treulosigkeit. Das heiße Leben in ihren Häusern und Straßen fließt wie das Blut durch die Kanäle und Gefäße des menschlichen Körpers. Römisches Imperium!

Später sehe ich die dürftigen Reste des alten Zirkus im Sumpfe vergehen, und ich sehe die Pfeiler des alten römischen Aquäduktes, den die Spanier

Los Milagros (die Wunder) nennen. 37 Pfeiler, die an die 26 Meter hoch sind, bilden bis zu 3 Stockwerken 10 Bogen aus Granit und Ziegeln. Auf ihnen sehe ich eine unzählbare Menge von Störchen nisten. Die Vögel liebkoosen sich oder gleiten in ihren ruhigen Flügen auf und ab. Es zieht eine Stille, wie man sie auf Gräbern empfindet oder an einsamen Waldlichtungen bei uns im Norden, wo nichts die Luft erfüllt wie das Atmen der Vegetation. Dieses Atmen der Vegetation spüre ich hier deutlich aus den feuchten, üppig grünenden Niederungen des Guadiana unter dem fast heißen Sonnenschimmer wie unter einer Haut pulsieren. Eigentümlich fern höre ich die Flügelschläge der großen Sumpfvögel, dazwischen das Geschrei schwarz wimmelnder Falken, die ebenfalls in dem Gestein der alten Steinbögen hausen. Dieselbe vegetative Stille liegt über der ganzen Gegend, wo viel Getreide, Oliven und Rosmarin wächst. Und das Leben der jetzigen kleinen, weißlich sauberen Stadt Merida, kleinbürgerlich bescheiden, voll still lächelnder Sorglichkeit, ist auch nichts anderes wie solch ein vegetatives Atmen, wie man es auf alten Kirchhöfen spürt, wenn man dort ganz allein an stillen Abenden geht. Merida ist solch ein alter Kirchhof, voll von Toten-Denkmalern aus dem siedeheißen Leben eines wild brodelnden Völkerkessels.

Die Stadt ist von den Kastiliern, nachdem die alte Riesenfeste bei der Eroberung zertrümmert worden war, aufgebaut. Auf einem Platze, der nach allen Richtungen sich senkt, steht eine seltsame Säule. Sie besteht aus lauter Köpfen, Totenköpfen möchte ich sagen, obwohl es altrömische Kapitelle sind. Auf dem letzten erhebt sich eine Figur in den strengen,

keuschen Linien byzantinischer Jungfräulichkeit. Es ist das steinerne Bild der Schutzpatronin der Stadt, der heiligen Eulalia, die hier schon als Kind in einem Ofen geröstet wurde — geröstet wurde und dazu lächelte — himmlisch lächelte. Was für eine ganz gewaltige vom Jenseits des Todes erfüllte Leidenschaft gehört dazu, damit die Seele lächele, während der junge Leib geröstet wird. Es ist eine Kraft so groß wie die der Römer, die hier für das wilde Leben eine soldatische, rechtliche, wirtschaftliche Ordnung schufen, die wie ein mächtig Ufer war. Die neue Kraft lächelte und betete. Diese leidenschaftliche Kraft der *anima christiana* hat aber die Macht der alten Römer gebrochen. Und solch ein Lächeln wunderbarer Zuversicht liegt auch hier in der Luft des großen Kirchhofs mit den vielen Denkmälern gewaltiger menschlicher Geschicke.

Eine eigene Stimmung, eben dies Lächeln über dem Tode, ergreift mich, so wie ein Hauch einen Kristallpokal durchzieht, während ich die kleine Kapelle sehe, die aus Resten eines ehemaligen Marstempels errichtet ist; oder während ich an vielen Bürgerhäusern Spuren römischer und (seltener) westgotischer und maurischer Vergangenheit bemerke.

Die noch südlichen braunen Menschen beobachte ich in ihrem Wandel durch die Straßen, die fast wie saubergefegte Flure sind. Es ist das Schauspiel eines kleinbürgerlichen, behaglich seiner Grenzen sich erfreuenden Daseins im müden Patinaglanze alter Größe. Merida, wie fast ganz Spanien, lebt nur jenes seltsame vegetative Leben der Völker, die nicht mehr mit ihren Begierden bestimmend eingreifen in das geschichtliche Leben der modernen Zeit. Es ruht sich aus, sammelt sich, lebt pflanzenhaft bis zu jenem

Zeitpunkt, der wie ein Wirbel des heiligen Geistes kommt und die große Sorge, die tägliche Angst, die furchtbare Unsicherheit mit sich bringt. Diese gefahrenreiche Unsicherheit allein spannt die Nerven, die Sinne, die Seele zu den außergewöhnlichen Leistungen, die man rückschauend geschichtliche oder künstlerische Denkmäler nennt. In Zeiten solcher Spannungen kann auch wieder das Lächeln auf dem Gesicht eines Körpers erblühen, der in der Hitze eines glühenden Rostes brät, und Zahlen werden wieder klingen, die die Leiber einer gewaltigen Seele sind.

XXIV

SALAMANKA, DIE DRAMATISCHE STADT

Dramatisch im Schicksal ihrer Bewohner? Das auch. Ihr Schicksal war sehr „bewegt“. Doch dies teilt sie mit mancher Stadt, nicht nur Spaniens. Hannibal eroberte sie 217 v. Chr. mit seinen Afrikanern. Danach erfaßte sie der Imperialismus der Römer. Die Mauren mußten zäh um sie kämpfen. Ebenso nachher die Kastilier. Hier wirbelte der spanische Erbfolgekrieg und tobte der spanische Freiheitskrieg. 1811 befestigten sie die Franzosen und plünderten sie, nachdem sie in der Nähe die Entscheidungsschlacht (bei Arpiles) verloren hatten.

Bewegung, die auf starke, innere schließen lassen darf, erlitt die Stadt also genug, selbst wenn man all die vielen kleineren Kämpfe, namentlich die um die berühmten Stadtrechte (besonders im 12. Jahrhundert) außer acht läßt. Seelische Spannungen

rührten auch von den vielen Rassenkreuzungen her, wozu in Salamanka eine sonderbare Neigung oder Gelegenheit bestand. Die ursprünglichen lusitanischen Vettonen, aus einer Mischung von Kelten mit Iberern hervorgegangen, vermengten sich mit Hannibals Semiten, mit all dem Rassenmischmasch, den die Römer mit sich führten, danach mit den mohammedanischen Berbern und später mit Franzosen, die um 1100 von dem Kastilier Alphons VI. hier angesiedelt wurden. Außerdem war Salamanka ein Jahrhundert lang einer der abendländischen Wissenszentren. Seine Hochschule, eine der ersten Spaniens, die im 16. Jahrhundert an die 8000 Studenten zählte, vermittelte, als die Universitäten des spanischen Südens eingeschlafen waren, südöstlich arabische und nordwestlich europäische Wissenschaften. Sie wetteiferte mit den Universitäten Bologna, Paris und Oxford.

Diese internationale Stellung der Stadt wurde zweifellos bedingt durch die Reizsamkeit seiner Atmosphäre und durch eine seltene Lage. Sowohl im geistigen wie im seelischen wie im blutgemäßen liegt Salamanka am Kreuzwege; auch geographisch, denn von hier führte schon die große römische Heeresstraße nach dem südlichen Merida, der römischen Hauptstadt Lusitaniens und nach dem nördlichen Astorga, dem Mittelpunkt von vier Heeresstraßen. Von hier führten Straßen nach dem Küstengebiet Portugals und nach dem östlichen spanischen Innern. Hier fand, schürzte, knotete sich vieles aus allen Bezirken des Menschentums, dem niedersten und höchsten; hier entluden sich Spannungen des Südens und Nordens.

Das kann man schon „erfahren“, wenn man die

Geschichte dieser Stadt durchblättert. Doch dabei fiel mir nicht der Ausdruck dramatisch ein. Dramatisch empfand, erlebte ich sie heute, wo ihr hochgespanntes Kreuzungsleben der Vergangenheit nur bürgerlich-rührsam erscheint und seine ehemals große Universität, die einst Welten bewegte, nur etwa 500 Studenten geistig nährt, und wo für den Stuhl des wegen seiner politischen Ansichten verbannten Lehrers alter Sprachen und feinsinnigen Schriftstellers Unamuno, eines Basken, kein Nachfolger gefunden werden konnte. Ich bin überzeugt, daß jene Atmosphäre, die mich so innerlich dramatische Tage erleben ließ, auch heute noch Schicksale in theaterhaft packender Art knotet und löst; freilich leicht mit einem Stich ins schildbürgerhaft Lächerliche, wie der Fall des überempfindsamen Unamuno mit seinen Kämpfen um Ansehen und Bedeutung beweisen könnte. Nur ein schnell verpuffendes Lärmen in der Presse bis nach Paris und Rom und sogar Berlin weckte er. Aber dieser Fall ist, glaube ich, typisch für Salamanka und die Reizsamkeit seiner Lage.

Ich spürte sie schon im Klima als so reizsam. Sie liegt nördlich von jenen Gebieten Spaniens, die mehr afrikanisch als europäisch erscheinen. Sie ist europäisch und hat im anderen Sinne wie Toledo, das afrikanisch lebt, die nervöse Peripherie einer Grenzstadt. Hier ist der Winter nördlich-hart und lang, dagegen der Sommer unerträglich südlich-heiß. Hier sieht man Palmen als Grüße des Südens und in der südlichen und südöstlichen Ferne Bergeshöhen, die im Winter in Schneemäntel gehüllt sind, rau und nebelig wie bei uns. Diese großen Klimagegensätze schaffen namentlich im Frühjahr und Herbst

wahrhaft dramatische Luftspannungen, Gegensätze, die voller Gefahren für die Nerven und Organe von Menschen, Tieren und Pflanzen sind.

Zwischen und auf drei ziemlich flachen Hügeln erhebt sich die Stadt 807 Meter über dem Meere und über dem breit und grünlich dahin sich windenden Tormesflusse. Das abwechslungsreiche Wetter mit seinen gewitterhaften Bewegungen, fein abgestimmten, aber jähren Wolkengebilden und Farben zieht als ein fortwährend sich entwickelndes Sphärenschauspiel sowohl hochwärts wie ungeheuer weitwärts zu Häupten der Bewohner. Das Licht fällt in gleichem, prunkendem Wechsel von den sanftesten bis zu den stärksten Schimmern herab in die Straßen und auf die Plätze. Diese Straßen, krumm und geschlängelt, steigen auf und ab, wodurch die Bewegungen von Licht und Schatten zu einem wahren Lichtspieltheater werden. Häuser und Kirchen zeigen einen dementsprechenden Charakter, d. h. sie tragen, in welch romanischem, gotischem oder Renaissancestil sie auch erbaut sein mögen, stets eine etwas barocke Form durch den Reichtum der ornamentalen oder skulpturalen Behandlung. Im Spiel von Licht und Schatten entsteht dann eine solche Spannung, ein solch dramatisches Stadtleben, daß man Schritt nach Schritt alle Dinge anders erblickt, doch stets ergreifend und schön. Diese Lichtwunder nimmt der gelbrötliche Sandstein, worin die öffentlichen Gebäude und viele Häuser errichtet sind, weich und empfindsam auf. Der Stein reflektiert sie und strahlt in der Sonne in einem wundervollen gelbbraunen Ton, wie die Patina jener alten Gebilde, die ein geheimnisvoll gesellschaftliches Leben mit ihrer Umgebung führen.

Man erlebt in einer solchen Stadt eine solche Fülle von Sensationen, daß man sich in einem jener seltenen Punkte der Welt empfindet, wo Natur und Menschen im feinsten Zusammenklang durch alle Jahreszeiten ihr Dasein auf jener Bühne abwickeln, die wirklich in allen Äußerungen die ganze Welt bedeutet und bestes Theater ist. Dadurch wird Salamanca eine echt barocke Stadt, ja sogar die ehrlichste und reinste barocke Stadt, die es gibt. Zwar stehen hier auch noch romanische Kirchenbauten, namentlich die alte Kathedrale mit ihrer wundervoll feierlich-süßen Macht in den Spannungen der Schiffe und dem phantastischen Leben der steinernen Tiere an den reinen, hohen Pfeilern. Doch sie ist ein Winkel mehr, ein stiller Wunderschrein mehr zum Schauen und Erleben. Dadurch wird der Wechsel tiefer, inniger und unergründlicher; das Spiel wird wahrhaft zum Sinnbild.

Der Kern, der Mittelpunkt, wo sich dies reiche Dasein sammelt, ist nun keineswegs (wie in so vielen anderen Städten Spaniens) eine Kathedrale. Wie es für die stürmisch lebende, hoch und tief genießende, mit dem Leben spielende barocke Welt natürlich ist, umschließt den Mittelpunkt ein öffentlicher Platz. An ihm liegt das Stadthaus; es ist von all den regelmäßig in französischem Renaissancegeschmack errichteten, auf breiten und hohen Arkaden ruhenden Gebäuden das hervorragendste. Dieser Platz ist der schönste, der regelmäßigste und in den Maßen der entzückendste Platz von ganz Spanien. Die Bewohner glauben sogar nicht ganz ohne Grund, daß er der schönste der ganzen Welt sei.

In der Tat, wenn hier, auf diesem rötlichgelben Gestein der eleganten Architektur die Sonnen-

strahlen Salamankas herniederzittern und glühend und liebkosend rundherum ziehen, dann ist dies Spiel des goldigen Lichts mit dunkelfarbigen Schatten ein unvergeßlicher Zauber. An Abenden und bei Illuminationen wird der Platz zur Feerie.

Die Welt Salamankas entfaltet dann ihren Bummel. Es ist nur ein Spaziergang aller Stände unter den Arkaden und auf dem Platz. Es sind nur volkstümliche Tänze, die an Festtagen die Menschen tanzen. Doch das Licht der tausend Lampen und Laternen verzaubert sie alle wie die Steine.

Es scheint, als ob dies öffentliche, gesellschaftlich spielerische Dasein für die Bewohner die beste Lösung all der vielen heimlichen Spannungen ihres Blutes geworden sei. Empfindsamer, reizsamer als anderswo ist das Leben trotzdem, doch merkt man deutlich, wie das französische Element durch die Freude am Witz und Geist die südlichen Härten gemildert hat. Auch die Gesichter der Frauen haben ein Rund, ein Oval, das uns Nordländer, trotz ihrer glühenden Augenpracht und der schwarzen Herrlichkeit ihres Haares, fernverwandschaftlich erwärmt. Ein leichter rötlicher Hauch liegt über der bräunlichen Haut. Diese weiblichen Geschöpfe sind nicht so rätselhaft fremd wie ihre südlich-spanischen Schwestern. Man spürt eine seelische Ordnung in ihrer Seele, die uns christlich vertraut ist. Sie tragen nicht jene Züge, deren Ruhe eine fanatische Erregbarkeit unberechenbar afrikanischen Grades verbirgt. Versöhnlicher, biegsamer, sind auch sie Spiegel der zwar dramatischen, doch lösbaren Gegensätzlichkeiten ihrer Herkunft und ihres Klimas.

Salamanka! Zum erstenmal hörte ich dies Wort von einem Schauspieler in den Zauber der Poesie

erheben. Es geschah in Madrid in einer jener aus den volkstümlichen Sitten geschöpften einfachen, doch spiel- und sangesfreudigen Zarzuelen, für die ich nicht unser modernes Wort Operette sagen möchte. Eine der Hauptfiguren sprach auf den Ruhm der Stadt Salamanka eine Art Couplet, von dem ich damals nur aus dem äußeren Klang der Worte den Sinn erriet: einen Sinn von Schelmerei, Innigkeit und Größe, die mit allen Herzenszwisten anmutig fertig wird, ja, die es als eine Lust empfindet, sich in Herzenszwisten zu ergehen, um ihre Überwindung auszukosten. Salamanka, die wundervolle! So erschien mir schon die Stadt im Zauber der Poesie, die der Schauspieler allein durch die Art, wie er dieses Wort aussprach, in mir beschwor. Salamanka, du hast mich nicht enttäuscht.

XXV

DIE GEKREUZIGTE SÄULE UND DIE STADT DES HEILIGEN JAKOBUS DES ÄLTEREN

Schlank steigt eine Säule empor in ein sanftes, von silbrigem Licht firnenhaft durchhauchtes Dunkel. Dies Licht rührt nicht von der brennenden Sonne des Südens her. Es strömt nicht aus klarer kristallischer Luft, die Himmel und Erde wundervoll sichtbar scheidet. Von der Erde steigt ihr Atem nebelig und schwer und verfließt, vom Auge schwer begrenzbar, mit dem feinstaubigen Licht. Die Erde bläht ihre Dunsthaut seltsam wie vom Weh, und ihr gebirgiger Körper hat phantastisch sehnsüchtige Formen. Die ineinander gerückten, gekrümmten und

gewundenen Gebirge erfreuen weder, noch erschrecken sie durch die plastisch klare, lichtumglühte Kugeligkeit oder Zersägtheit der südlichen Gebirge.

Diese nordwestlichen Gebirge tragen nicht nur Kastanienwälder, nicht nur Fichtengehölze, nicht nur Mais- und Kornfelder und Weinbergläuben, die durch Granitpfosten gestützt werden, nicht nur Obst- und Gemüsegärten: sie tragen etwas, das wie ein Seufzer ist, etwas das irrt in seinen Nebeldünsten, das klagt im Schrei einer Seemöve, eines Falken oder eines Raben; etwas das zittert im langgezogenen Muhen einer der gelben, merkwürdig großgehörnten Kühe auf der Weide oder im trompetenhaften Gekrächze eines Esels. Und wenn die Sonne flutig hervorbricht, dann tut sie es wie ein Sieger, der diesen Erdenrauch als etwas unklar Gefährliches bekämpft, der es schleierig vor sich wegjagt, wie in den Abgrund des meerumrauschten Horizontes, jedoch nicht gänzlich. Immer bleibt noch etwas in der Ferne hängen, dumpfglänzend, schwer und undurchdringlich. Die Sonne tönt hier mit einem warm-süßen wehen Verhallen.

Die Menschen müssen dies Aufwehen der schluchtigen Erdenschatten und ihrer regnerischen Dünste bis hinauf in den Himmel ihrer Sehnsüchte gespürt haben. Voll Unruhe haben sie aus den Bergen, die sie umkreisen und umlagern, Granit gebrochen und damit ihre Häuser gebaut. Ihre Straßen und Gassen haben sie mit Granitplatten groß und dick bepflanzt.

Ihre felsigen, schweren Berge schlossen sie gegen östliche und südöstliche Völkerschaften ab. Ihre Flüsse mit ihren jähen, tiefen Schluchten und

Wasserfällen hinderten ebenfalls einen Verkehr. So bildeten sie mit den stammverwandten Portugiesen ihre Eigenheit aus.

Es war ein ganz eigentümlicher innerlicher Vorgang, denn sie waren ein Mischvolk zwischen den schon sesshaft gewordenen gewerbetüchtigen Iberern und den streitlustigen, kriegerisch gewandten, geistig weitschweifenden, leidenschaftlichen Kelten. Das keltische Element durchsetzte sie so stark, daß es die Rasseneigentümlichkeit der Galicier neu prägte. Die Abgeschlossenheit ihrer Gebirge erzog aber nach furchtbaren Kämpfen mit den Römern, Vandalen, Sueven und räuberischen Normannen sie immer mehr zu Menschen, die ihre keltischen Gaben weniger durch Kriegsabenteuer, Söldner- und Landstreichtum als durch Arbeiten der Hand und des Kopfes, namentlich aber durch religiöse Taten veräußerten. So wurden sie Kämpfer für ihre Religion und bewundernswerte Verteidiger ihres Landes und ihrer Sitten; wenig händlerisch, vorzüglich im Ackerbau und in der Verwaltung; außerordentlich in der Pflege ihres eigenen religiösen Ackers. Alle diese Tugenden waren gepaart mit einem gesellschaftlich frohen Sinn zum Nächsten und mit dem Nächsten.

So kam es, daß auch ihnen die große Sonne leuchtete und geistige Kräfte erregte, die besser als alle andern die Engpässe der Gebirge überwand und ins Weite wirkte.

Es geschah schon im 4. Jahrhundert und wurde die erste Blüte der galicischen Volksseele und der Stadtseele der Jakobusstadt. Zwei bedeutende Persönlichkeiten schenkte da das Land der Christenheit: den Kaiser Theodosius und den heiligen Papst

Damasius, den eigentlichen Gründer des Vatikans; beide waren leidenschaftliche Kämpfer gegen die Sekte der Arianer. Durch Priszillian, dem dritten bedeutsamen Manne Galiciens, und dem späteren Bischof Avilas wuchs in demselben Jahrhundert eine gnostische Sekte über die Grenzen des Landes hinaus.

Die zweite geistige Größe des Landes durchglühte alle christlichen Völker Spaniens mit Glut zum Kreuzzuge gegen den Halbmond des Islams. Ausgerechnet in der Hauptstadt dieses äußersten Nordwestens von Spanien fand ihr Bischof auf wunderbare Weise die Gebeine des heiligen Apostels Jakobus des Älteren, der zu Lebzeiten der große Bekehrer der spanischen Heiden gewesen war. Der Heilige selbst zeigte durch außergewöhnliche Lichtzeichen an, wo sein Sterbliches ruhe. Nun geschahen jene Wunder, die die ersten großen Siege der Christen gegen die Mohammedaner begründeten. Alle Nachbarstaaten erbaute die galicische religiöse Innigkeit. Der geistige Einfluß Santiagos wurde außerordentlich.

Diese seelische Bewegung dehnte sich in den folgenden Jahrhunderten, besonders vom zwölften an, über die Grenzen Spaniens auch ins Weite der gesamten Christenheit. Unter dem Erzbischof Gelmirez wurde der Ritus der Mutterkirche Rom in Spanien eingeführt und siegte gegen den gotischen Ritus der Primaskirche von Toledo. Es war die Zeit, wo der heilige Jakobus als Schutzpatron der ganzen Halbinsel verehrt und erklärt und wo sein Grab so zahlreich von Pilgern besucht wurde wie das der Apostel Petrus und Paulus in Rom. Die Stadt erhielt ihr romanisches Gepräge und stärkte in einem Maße, wie es nicht abzuschätzen ist, Seelen über Seelen aus allen Völ-

kern. Diese Blütezeit, die dritte und einem Wunder gleich, währte Jahrhunderte, ja die Stadt lebt von ihr bis auf den heutigen Tag.

Im 15. Jahrhundert keimte hier ganz natürlich eine vorlutherische, doch katholisch bleibende Bewegung nach christlicher Innerlichkeit mit politisch-demokratischen Zielen gegen den Schablonisierungsgedanken der sogenannten katholischen Könige und ihrer Nachfolger.

Im 19. Jahrhundert verlieh der Kampf gegen die französischen Eindringlinge unter Napoleon der Volksseele neuen Aufschwung, weckte wieder das Bewußtsein ihrer Eigenheit, was von da an nie gänzlich erlosch und sich heute seit Jahren lebhafter regt. Galiciens Dichter haben keinen geringeren Einfluß auf die Bildung der frühkastilischen Dichtung ausgeübt, und auch in unseren Tagen ist ihre Dichtung und Malerei triebkräftig. Ihre Universität ist eine sogenannte Arbeitsuniversität. Galicien hat dem neuen Amerika seine besten Kräfte geschenkt und tut es noch heute. Galicier sind die besten Lehrer, Verwaltungsbeamten, Polizisten, Dienstboten der Halbinsel. So stiefmütterlich diese Provinz von Madrid auch behandelt wird, so ist sie doch neben der von Katalonien, Navarra und den baskischen die am sorgfältigsten gepflegte, wovon die guterhaltenen Landstraßen am offensichtlichsten zeugen. Die übrigen Spanier belächeln Galicien ja wohl, und am meisten in den erzählten und absichtlich so geschriebenen galicischen Schwänken, was etwa dasselbe ist wie Schwänke und Zerrbilder vom deutschen Michel. Aber das Lächeln, das in ihnen liegt, weckt Liebe, die stille Liebe zu echten, wenn auch oft etwas spießbürgerlichen Dingen.

Dies Volk mit seiner granitenen Stadt geht granitsichere Wege. Und als ich ihre Kathedrale sah, dies Wunderwerk ihrer Liebe und ihres Glaubens, auch aus Granit, aus nie zerbröckelndem, da erschien mir die Säule mit den ehernen Gewölben das Geheimnis des galicischen Lebens zu tragen, indem sie zum Pfeiler wurde.

Sanft steigt sie empor in ein sanftes vom silbrigen Licht firnenhaft durchhauchtes Dunkel. Oft ist dies Dunkel auch himmlisch-goldig; öfter aber finster geballt, schwer und unheimlich wie der Dunst, der über den Abgründen der Seelen wolkt. Und auf dieser, in der Ahnung stets anwesenden Tiefe ist die Säule gegründet. Ein viereckiger Sockel hält sie umklammert; ein Reif umzingelt sie. Nun will sie sich runden und aufsteigen. Aber da spaltet sich ihr Leib. Nicht selbtherrlich, von allen Seiten rund und frei erhebt sie sich wie ihre königlichen ionischen und korinthischen Schwestern aus dem alten Griechenland; links und rechts steht mit ihr wandartig eine Stütze. Und diese ist auch nicht allein. Sie ist nur die Seite eines viereckigen Pfeilers, und der halbrund gewölbte Leib der Säule ist ihr verwachsen. Die andere Hälfte ihres Daseins wölbt sich ihr im Rücken, und ihr zur Seite leibt sich schwesterlich-ähnlich ein zweites Halbsäulenpaar. Glieder sind sie und bilden allesamt mit dem Pfeiler eine neues gemeinsames Ganze.

Wie ich sie sah, sanft und ergeben und stark in der Härte ihres Rückgrates aufsteigen, da verwandelte sich die lieblich feine Schwellung ihres Aufstiegs und ihres Werdens in einen leise tönenden Gesang: Nichts lebt allein. Weißt du, o Mensch, der überall frei herumgeht und die fernsten Länder

und Meere durchheilt, was dich in der nächsten Minute ergreift und durchzieht und dich zur Grausamkeit, zur Verstocktheit, zur Habgier nach Macht oder nach Liebe verführt? Es kommt von einem her, der dich knechten will. Weißt du, was dich in der nächsten Minute verstrickt, so daß du wie an einer Wurzel lebst, die unlotbar tief im Abgrunde von Herzen anderer Menschen oder im Abgrunde deiner Heimat ihre Fasern ausstreckt! Seit vielen Jahrhunderten kommen Pilger aus der katholischen Christenheit des ganzen Erdballs hierher. Ihre Blicke blieben an mir hängen, und ihr Schauer geisterte um meinen Leib. In ihren Blicken lag der Schimmer ihrer Sehnsucht, worauf ihre Seele aus Abgründen ins Licht der Erlösung strebte. Während diese Menschen, die aus so weiter Ferne herpilgerten, so standen und mich so anguckten, blieben sie gebunden an die Ferne, an ihre Heimat, und sie erhoben sich aus ihrer irdischen Verschlungenheit, wie ich aus dem Boden. Fühlst du, Deutscher, hier nicht auch, wo du mit deinem Leib wurzelst? Wird dir nicht alles heimatsschwerer gegen das, was dich geboren hat, und heimatklarer gegen das, was dich himmelwärts zieht? Weißt du jetzt, daß du erst ganz heimatlich zu dir selbst gekommen sein mußt, um zu der Gemeinschaft aller Menschen und Rassen zu Gott zu gelangen? Sieh mich an! Wie ich geduldig und sanft nur als Teil, nur als Glied eines Pfeilerkörpers aufsteige. Ich möchte mich regen und kann es nicht. Die granitene Schwere bedrängt mich ehern. Ich leide an meiner Gespaltenheit, möchte frei sein und bin gefesselt. Ich steige wie ein Blütenschaft, und meine Blüte ist ein Haupt, umwunden von den Bildern der irdischen Leidenschaften, seltsamen Tieren

und Pflanzen, seltsam gespannten und seufzenden Menschgesichtern. Ich habe ein wildumranktes Haupt; es schmerzt von allen Lastern und Hoffnungen. Aber ich hebe auch dies nicht frei; ich trage damit ein Gewölbe, erhaben und hoch, voll von allen Dämmerungen, die durch alle Jahreszeiten hindurch das Leben der Erde umfängt. Sieh aber, wie dennoch alles klar und schön und leicht an mir ist. Im Volk, das hier lebt, und in diesem seinem Tempel ist alles auf jene Weise verbunden, wie Christus, Sohn im dreieinigen Gott, mit dem Kreuz verbunden war. So schrecklich war des Heilands Opfer, daß die Natur und alle Abgründe zitterten. Aber sein Kreuzeslächeln erhellte jenen Weg, der erlöst, und uns, die wir so erdegebunden sind, in den Himmel unserer gemeinsamen Heimat führt. Ich bin die gekreuzigte Säule. Gehe herum, und alle meine Schwestern zeugen dir vom Glück, das das Licht über den Schluchten des Unglücks ist.

Ich ging herum zwischen den dichtstehenden Pfeilern. Das hohe Tonnengewölbe mit den Triforien des Mittelschiffes und die Kreuzgewölbe der Seitenschiffe tragen sie und bilden ein lateinisches Kreuz aus diesem, wie für die Ewigkeit geschaffenen, dunkelkörnig glitzernden Granitsteine.

Oberhalb des Schneidepunktes, da, wo das Haupt des Erlösers auf dem Kreuzbalken ruhte, erhebt sich im Glanz und Formenreichtum alles dessen, was die Erde besitzt, silbern der Hauptaltar über der Grabstätte des Apostels aus Jaspis, Alabaster und Silber. In einer Nische über dem Altar thront die Apostelfigur in reichem Silber, Gold und Edelsteinschmuck. Diese Hauptkapelle ist fast schwülstig-barock in den Ausdrucksformen eines Menschen, der sich nicht

lassen kann vor der inneren Bewegung des Jubels und der Freude, um die Schwere des Körpers zu überwinden. Doch die gekreuzigten Säulen stehen ringsum in ihrer schweigenden Einfachheit. Sie haben alle barocke Zierlichkeit, alle barocke Gewundenheit und Verschrobenheit auch der 25 Seitenkapellen in den einen großen Zug der Gebundenheit dessen, der durch seinen Kreuzweg die Erde mit dem Himmel verband.

Am stärksten geschieht es in der von Kreuzgewölben überdeckten Vorhalle, unmittelbar hinter dem Westportal, der Portico de la Gloria. Eine Doppelpforte entspricht dem Mittelschiff, zwei Seitenpforten den Seitenschiffen. Alle drei sind reich mit Steinbildern geschmückt. Um zwei Säulen schlingen sich Bildmale, wie bei Körpern, die von Wundenmalen aus der Fülle der Erlebnisse ihrer Seele umschlungen sind. Die Steinbilder der Seitenpforten stellen die Hölle und das Fegefeuer dar; die Mittelpforte das Heil aus der Wurzel Jesse. Gewaltige liegende und hockende tierische Körper mit Menschen-, Vögel- und Tiergesichtern tragen mit der dumpfen leidenschaftlichen Triebkraft des animalischen Lebens den Bau des ausgegärten, mit dem Blute Christi geklärten und erlösten Seelenreiches. Meister Mateo hat in zwanzigjähriger Arbeit diese ungeheuren und zugleich wunderstarken Visionen von sündiger Verstrickung auf dem Kreuzwege der Erde zum Himmel in denselben nie zerbröckelnden Granit gemeißelt. 1188 wurden sie vollendet. Himmlich dienend, stehen sie heute noch in Stein vor den Gebirgen, die diese Pilgerstadt in weiten Höhen und Tälern umgrenzen. Sie stehen steingefesselt in Formen der frühen christlichen Kunst, die in

ihren Linien noch nicht ichsüchtig und ichstolz um den Menschen als Weltmittelpunkt laufen, sondern die das menschliche Ich mit allen Gebärden der Leidenschaft und Sehnsucht einordnen in jene mystische Gliedschaft, die die Welt mit Christi Körper bildet.

Und so als ein granitenes Gebäude dieser Gliedschaft erlebte ich die ganze Kathedrale mit ihrem weiten, hohen Kreuzgang, ihren vier äußeren Höfen, die durch riesige Treppen miteinander und mit den umliegenden Gassen und Straßen verbunden sind. Weite, geschlossene Plätze sind diese Höfe. Tausende von Pilgern fassen sie. Von palastartigen Gebäuden sind sie umbortet. Wie das Äußere der Kathedrale sind die meisten errichtet im Stil früherer oder späterer Renaissance, die Gott vom kleineren Ich des Menschen aus zu bestehen suchte. Doch der dunkle Granit ihrer Steine, der an den regenreichen Windseiten grünvermoost ist, läßt sie irdisch verwachsen erscheinen, und der gewaltige romanische Geist der Stadt hat selbst dieser Renaissancepracht, diesem spanischen Lebenspathos ein strenges Maß verliehen, das sich in die gotterfüllte frühchristliche Gebundenheit einpaßt.

Ähnlich geht es mit den 15 Kirchen, der Universität, den Hospitälern, den Klöstern dieser Stadt, die kaum 17 000 Einwohner zählt! Sie alle gruppieren sich hoch und niedrig mit steigenden und fallenden Straßen wie im Zuge einer vielarmigen Prozession um die am höchsten gelegene Kathedrale, die mit ihren zwei hohen Türmen und vielen Türmchen als eine kleine Stadt für sich dasteht. Sie umschließt einen Bezirk von 8200 qm. Auch die Häuser, die Schornsteine haben, und an den Hauptstraßen

meist auf mächtigen Arkadengängen ruhen, muten in ihrer fast schwarzen Granitschwere an wie Festungen, die die Seele sich erbaute, um sich vom dunklen Erdschoße zum Licht zu erheben.

Es mag dieser Seele ergehen wie jenen Blüten der Kamelienbäume, die so weich und still aus dem Ernst des Laubes glänzen. Ich sah sie in den Gärten und den städtischen Anlagen, die auf einer Bergterrasse liegen, mit schönem weiten Blick auf die türmereiche Stadt und auf die hügelig ansteigenden Gebirge, die hier nicht wie im Süden gelb oder rot, sondern fast schwarz sind. Aus dem dunklen Wipfel lackglänzenden Laubs sprießen diese Blüten der Kamelienbäume rot und weiß und so zahlreich, daß der Wipfel als ein einziger, üppiger, kugelrunder Blütenstrauß grüßt. Der Regen hat die weißen Blüten elfenbeingelb und die roten violettfarbig getönt; die neu hervorgeblühten glänzen in ihrem feinen roten und weißen Wachsschimmer, so daß ein solcher Blütenbaum bunt und köstlich wie ein Weihnachtsbaum leuchtet — ein heiliges Lachen aus dem Ernst der Vergänglichkeit.

Rhododendronbäume, Azaleenhecken, Hüchte von Margariten, alles Blumengewächse, worauf die Blütenpracht dick wie bunter Schnee liegt, und blühende Aprikosenbäume lachen gradeso aus dem dunklen Kleide der Landschaft.

Frauen mit knallgelben, rosagrauen, türkischroten und auch schwarzen Seidentüchern um das feine, braunrote Rund des Gesichts, woraus fast schelmisch die dunklen Augen blitzen, tragen auf dem Kopf riesig erscheinende Körbe, woraus das frische Grün des Salats oder der Gurken schimmert.

Ähnliche Frauen, die ähnliche Säcke, Koffer und Kasten tragen; Bettler mit Pilgerstecken, Studenten mit barettartigen Mützen, Wagen mit mächtigen Holzrädern in einem breiten Speichenkranz, großgehörntes gelbes Vieh erfüllen die Straßen.

Überall aber schwebt ein seltsames Schweigen, selbst da, wo es lärmt. Noch nie habe ich so die Straßen schweigen fühlen. Es ist nicht das Schweigen der Angst, der Sorge, auch nicht das der Trägheit oder der Schwermut. Fast fromm ist es, aber leicht, ganz so, als wenn man mit einem geliebten Menschen geht, stumm, aber in der klopfenden Stille seiner Liebe.

Diese granitene Stadt nennen die Spanier Santiago de Compostela. Santiago ist der spanische Name für Jakobus. Compostela bleibt rätselhaft. Die einen erklären ihn mit *campus stellae*, weil Sternenlicht den Bischof Theodomir von Jria an die unbekannte Ruhestätte der Leiche des Apostels geleitet haben soll. Doch ist es sprachlich unmöglich. Die anderen sagen, der Name rühre von dem Zeugnis (*compostela*) her, das den Pilgern ausgehändigt wurde, weil eine Pilgerfahrt nach dem Jakobusgrabe soviel wie eine Pilgerfahrt nach Jerusalem bedeutete. Doch soll der Ortsname Compostela älter als die Heiligenverehrung sein, weshalb auch die einfachste Erklärung aus *campus apostoli* als Apostelacker nicht recht zuträfe. Der Name bleibt rätselhaft. Um ihn schwebt jenes Schweigen, das über den Schlachten lag, die die christlichen Heere gegen die Mauren ausfochten und woran sie den Apostel in leuchtender Rüstung teilnehmen sahen; jenes Schweigen, das um die gekreuzigten Säulen der granitene Kathedrale geheimnisvoll weht, wie das Lächeln des Gekreuzigten

über die Welt wehte, als bei seinem Tode die Gräber aufbrachen und der Vorhang vom Tempel des alten Bundes zerriß.

Es ist die letzte Stadt des Panoramas, das mir Spanien in so reicher und tiefer Mannigfaltigkeit bot. Es ist jene, die meine geheimsten seelischen Fibern zum Klingen brachte. Wie einer Harfenseite Ton erfüllt sie mich. Hier konnte ich Fremdes umfassen und doch Deutscher bleiben. Hier allein spürte ich die Fremde nicht als eine Geisterhand, die mich wegwies. Keine Stadt schenkte mir mehr, als diese Stadt mit der gekreuzigten Säule.



BIBLIOTEKA

Instytut Geograficzny i Gimnazjum w Tuszynie

Nr. g-103

INHALTSANGABE

Anstatt einer Einführung	5
I. Die Wanderungen der Erde	13
II. Die Wanderungen der Menschen	37
III. Schilderungen von Städten und Landschaften. Von Südosten nach Nordosten; vom Norden durch die Mitte nach dem Süden; vom Süden nach dem Nordwesten.	
1. Der Puls von Spanien (Barzelona)	143
2. Die heldenhafte Stadt (Saragossa)	154
3. Die Hauptstadt Navarras oder der Fall des hl. Ignaz (Pamplona, Estella, Puente la Reina, Logroño)	163
4. Der Basken Land und Städte (Bilbao, San Sebastian, Vitoria)	173
5. Leon, das erzählende	183
6. Burgos	190
7. Segovia	200
8. Avila, die Landschaft der hl. Theresa	205
9. Zwei königliche Residenzen (Aranchuez und Eskorial)	213
10. Der Kopf Spaniens (Madrid)	220
11. Die Mantscha des Cervantes und das Licht	226
12. Toledo, die Grenzstadt	233
13. Valenzia, die Blüte der Gärten	243
14. Im Schatten der Palme (Alikante)	254
15. Eltsche oder die Stadt an der Oase	258
16. Oh, sanftes Malaga!	262
17. Gibraltar	268
18. Die perspektivische Stadt (Cadix)	275
19. Das Herz Spaniens (Sevilla)	285
20. Zwei andalusische Bergstädte (Chaen und Ronda)	315
21. Kordova, die Stadt mit der goldigen Moschee	324
22. Granada, das königliche	332
23. Merida, die Kirchhofstadt	341
24. Salamanka, die dramatische Stadt	348
25. Die gekreuzigte Säule und die Stadt des hl. Jakobus des Älteren	354

VON DEMSELBEN VERFASSER ERSCHIEN:
Bei JOSEF KÖSEL & FRIEDR. PUSTET, MÜNCHEN:

DER ERBE

MÜNSTERLÄNDISCHER ROMAN. 7.—9. Tausend

DIE FACKELTRÄGER

ROMAN AUS DEM KOHLENREVIER. 2. Auflage

DER ABENTEUERER IN PURPUR

ROMAN AUS DEM KORSIKA DES 18. JAHRHUNDERTS

MEISTER MICHEL'S RÄTSELHAFTE

GESICHTER

BERLINER ROMAN

DIE LIEBE FRAU VON DEN STERNEN

EINE LEGENDENHAFTE ERZÄHLUNG
AUS DER GEGENWART

Im ORPLID-VERLAG, M.-GLADBACH — KÖLN:

ROT-GELB-ROT

GESCHICHTEN AUS SPANIEN

Bei HERDER & COMP., FREIBURG IN BADEN:

DIE MAHD

NOVELLE. 1.—10. Tausend

DER SCHALK IN DER LIEBE

NOVELLE. 1.—10. Tausend

Bei FRANZ BORGMEYER, HILDESHEIM:

DER PHANTASTISCHE BAU

NOVELLEN. Neue Fassung, der Narren der Arbeit
6.—8. Tausend

DER WETTKAMPF

NOVELLEN. Neue Fassung, der Narren der Arbeit
6.—8. Tausend

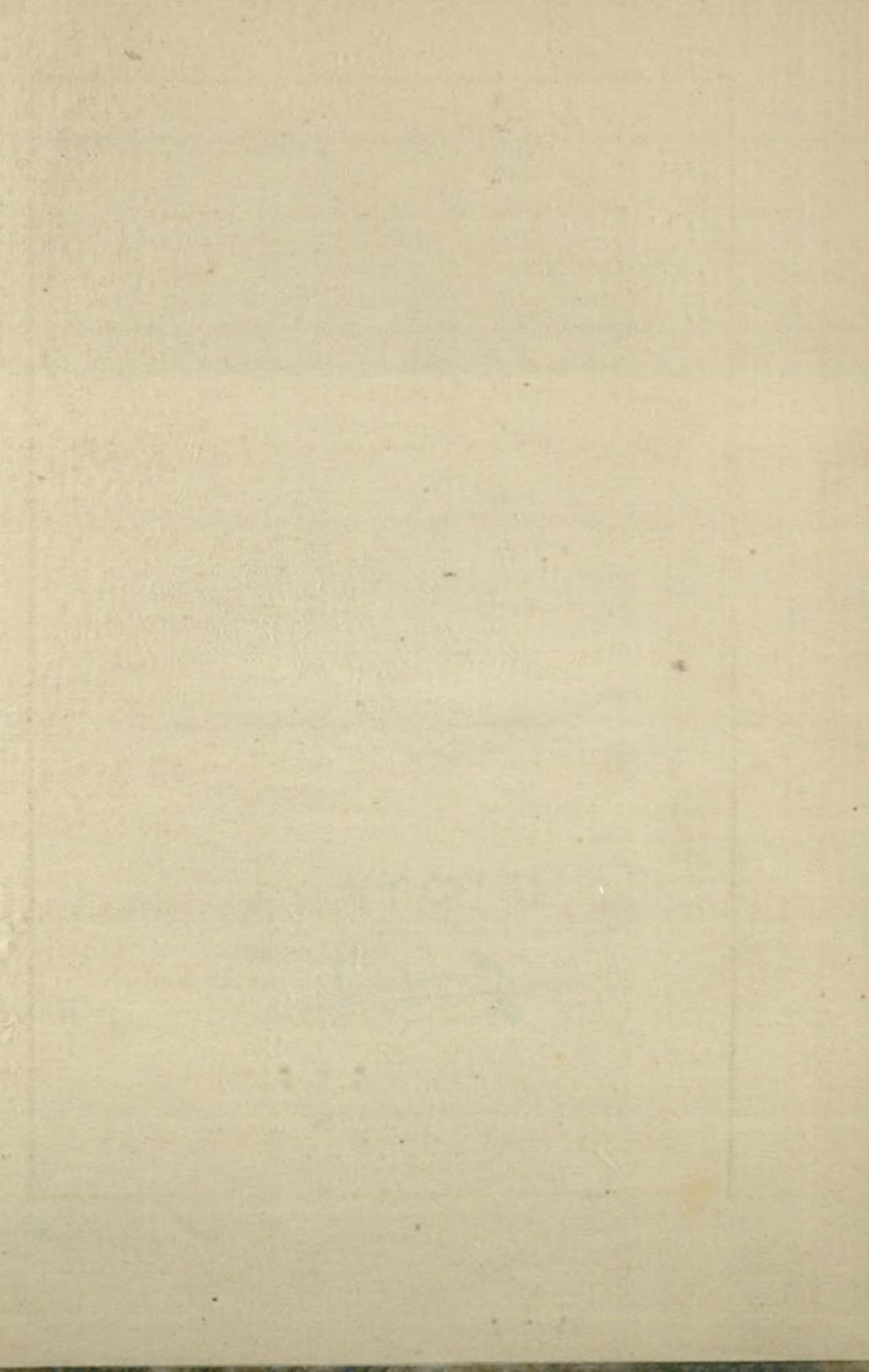
IN VORBEREITUNG:

AUS DEM TIERPARADIES

18 TIERGESCHICHTEN

PETER HILLE, EINE DICHTERSEELE

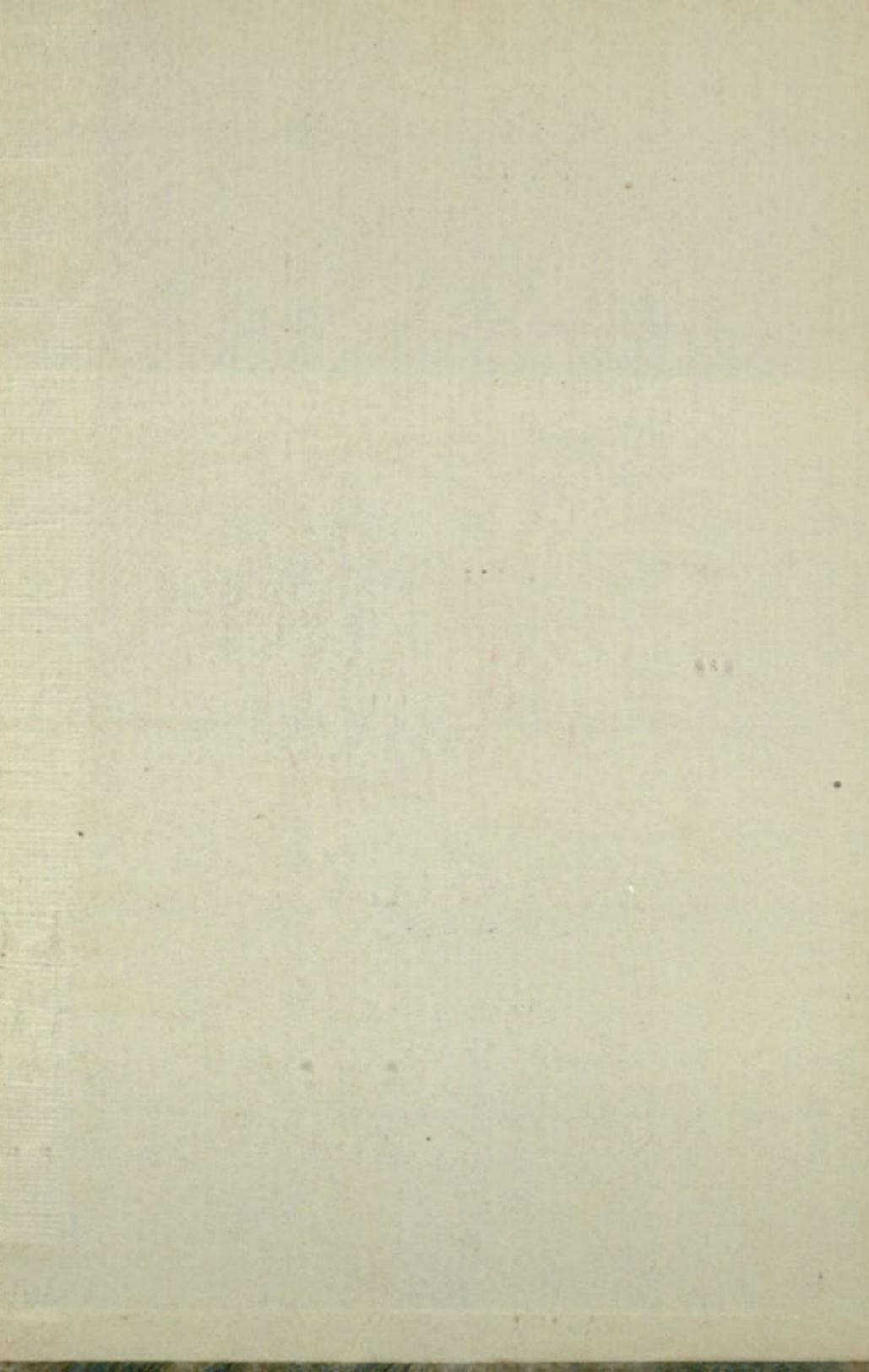
(NEUE AUFLAGE)



BIBLIOTEKA
Faktownego Liceum i Gimnazjum w Tucheli

Nr. g-103 /

L. i. 1190



28149

